[Raynal, Guillaume-Thomas-

Philosophische und Politische

Geschichte

der

Besitzungen und des Handels der Europäer in beyden Indien.

Aus dem
Französischen übersetzt
und mit
Anmerkungen und Zusätzen versehen
von
J. Mauvillon,
Professor der Kriegsbaukunst am Collegio Carolino zu Cassel.

Fünfter Theil.

Enthaltend die Geschichte der Besitzungen und des Handels der Franzosen und Engländer nach den amerikanischen Inseln die Antillen genannt.

Hannover,
in der Hofbuchhandlung der Gebrüder Helwing,
1776.

R 9 R

des fünften Theils.

Dreyzehntes Buch.

...e Franzosen auf den ...
landen.

...e Franzosen nach den Eil...
...chen Inseln liegen unbe...
...n stürmischt darnieder.

...chen Inseln erlange...
..., bis sich ihrem Empfe...

...ung der Franzosen ...
...che Colonie.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Inhalt des fünften Theils.

Dreyzehntes Buch.

Besitzungen der Franzosen auf den Amerikanischen Eilanden.

I Erste Reise der Franzosen nach den Eilanden. S. 1

II Die französischen Inseln liegen unter ausschließenden Privilegien ohnmächtig darnieder. S. 2

III Die französischen Inseln erlangen die Freyheit. Hindernisse, die sich ihrem Emporkommen widersetzen. S. 8

IV Niederlassung der Franzosen in Guyana. Veränderungen dieser Kolonie. Ihre Vortheile und Nachtheile. S. 15

V Man streitet sich lange um St. Lucia. Es bleibt endlich den Franzosen. S. 42

VI Was St. Lucia in den Händen der Franzosen geworden ist. S. 46

Inhalt des fünften Theils.

VII Frankreichs Anschläge, um sich in dem Besitze von St. Lucia sicher zu erhalten. S. 53

VIII Die Franzosen lassen sich in Martiniko auf den Ruinen der Karaiben nieder. S. 57

IX Martinikos Flor. Ursachen desselben. S. 63

X Verfall der Insel Martiniko. Ursprung desselben. S. 73

XI Gegenwärtiger Zustand von Martiniko. S. 76

XII Kann Martiniko seinen Zustand verbessern? S. 80

XIII Kann Martiniko erobert werden? S. 84

XIV Elend der ersten Franzosen, die sich auf Guadalupe niederließen. S. 88

XV Die Kolonie auf Guadalupe gewinnt eben keinen großen Fortgang. S. 92

XVI Die Engländer erobern Guadalupe, und erheben es auf einen hohen Grad des Flors. S. 94

XVII Veränderung, die in der Verwaltung von Guadalupe gemacht worden, seitdem es wieder unter französische Bothmäßigkeit gekommen ist. S. 102

XVIII Maaßregeln, die der französische Hof zur Vertheidigung von Guadalupe getroffen hat. S. 106

XIX Niederlassung der Franzosen auf San-Domingo. S. 110

XX Maaßregeln, die Frankreich trift, um von dieser Kolonie Nutzen zu ziehen. S. 114

XXI Unglücksfälle, die die Kolonie betreffen. S. 124

XXII Gegenwärtiger Zustand der Kolonie. S. 127

XXIII Produkte und Bevölkerung der Kolonie. S. 150

XXIV Handel der Franzosen auf San-Domingo mit denen auf eben dem Eilande wohnenden Spaniern. S. 154

Inhalt des fünften Theils.

XXV Wie die Kolonie ihren Verkehr mit Europa sicher stellen kann. S. 155

XXVI Um den Streitigkeiten der Spanier und der Franzosen auf San-Domingo ein Ende zu machen, muß man die Gränzen der beyden Kolonien fest setzen. S. 158

XXVII Maaßregeln, die Frankreich treffen muß, um seine Kolonie vor fremden Anfällen zu schützen. S. 166

XXVIII Untersuchung der auf den französischen Eilanden eingeführten Regierungsverfassung. S. 180

XXIX Wird das Eigenthumsrecht auf den französischen Inseln geachtet? S. 180

XXX Sind die Auflagen in den französischen Eilanden gehörig auferlegt? S. 183

XXXI Ist das Milizwesen in den französischen Inseln wohl eingerichtet? S. 195

XXXII Ist die Theilung der Erbschaften auf den französischen Eilanden auf eine vortheilhafte Art eingerichtet? S. 200

XXXIII Hat man weislich für die Bezahlung der von den französischen Eilanden gemachten Schulden gesorgt? S. 205

XXXIV Hat das Hauptland, da es seine Inseln genöthiget, ihm allein ihre Produkte zu liefern, auch den Uebertretungen dieses Gesetzes genugsam vorgebeugt? S. 221

XXXV Ist die Gewalt auf den französischen Inseln in den Händen derjenigen, die am geschicktesten sind, sie empor zu bringen? S. 227

Inhalt des fünften Theils.

Vierzehntes Buch.

Besitzungen der Engländer in den Amerikanischen Eilanden.

I In welchem Zustand sich England befand, als es anfieng, seine Bisitzungen auf den amerikanischen Eilanden anzulegen. S. 238

II Ursachen, die die Bevölkerung der englischen Eilande beschleunigten. S. 240

III Mit was für Menschen die englischen Inseln anfänglich besetzt wurden. S. 247

IV Welche Art von Staatsverfassung die englischen Inseln zur Zeit ihrer Besetzung erhalten. S. 250

V Wie der Flor der englischen Eilande abnahm. S. 256

VI Kolonie der Engländer auf Barbados. S. 260

VII Kolonie der Engländer auf Antigoa. S. 265

VIII Kolonie der Engländer auf Montserrat. S. 269

IX Kolonie der Engländer auf Nevis. S. 270

X Kolonie der Engländer auf St. Christoph. S. 272

XI Die Engländer verjagen die Spanier aus Jamaika, und lassen sich daselbst nieder. S. 277

XII Jamaika hat sich durch seinen Schleichhandel nach dem spanischen Amerika bereichert. S. 283

Inhalt des fünften Theils.

XIII Jamaika hat sich durch seinen Landbau noch mehr als durch seinen Schleichhandel bereichert. S. 291

XIV Ist es möglich, die Produkte von Jamaika zu vermehren? S. 303

XV Jamaika wird von einer großen Plage befallen. Folgen dieses Unfalls. S. 305

XVI Jamaika hat von einer Republik Negern, deren Unabhängigkeit es genöthiget gewesen ist anzuerkennen, alles zu befürchten. S. 309

XVII Vortheile, die Jamaika in Ansehung des Krieges, und Nachtheile, die es in Rücksicht auf die Schiffahrt besitzt. S. 318

XVIII Kolonie der Engländer auf den Lukayischen Inseln. S. 320

XIX Kolonie der Engländer auf den Bermudasinseln. S. 323

XX Die Engländer nehmen Besitz von der Insel Tabago, welche die Holländer und Franzosen inne gehabt hatten. S. 326

XXI Frankreich tritt Granada an England ab. Wichtigkeit und Produkte dieses Eilandes. S. 336

XXII Die Engländer nehmen St. Vinzent in Besitz. Gebräuche der auf dieser Insel befindlichen Wilden. S. 342

XXIII Die Engländer lassen sich auf Dominika nieder. Zweck dieser Besitzung. S. 353

Inhalt des fünften Theils.

XXIV Gegenwärtiger Zustand der englischen Eilande. S. 356

XXV Welchen Verkehr die englischen Inseln auswärtig treiben. S. 362

XXVI Rekapitulation der Reichthümer, die Europa aus den amerikanischen Eilanden erhält. S. 368

Nachtrag. S. 388.

Philosophische und Politische Geschichte der Besitzungen und des Handels der Europäer in beyden Indien.

Dreyzehntes Buch.

Besitzungen der Franzosen auf den Amerikanischen Eilanden.

I.

Erste Reisen der Franzosen nach den Eilanden.

Seit dem tragischen Tode des beßten seiner Monarchen, war Frankreich immer durch die Kaprizen einer ränkevollen Königinn, durch die Drückungen eines habsüchtigen Fremdlinges, durch die Projekte eines einsichtslosen Günstlings zerrüttet worden. Ein despotischer Minister fieng an diesem Lande Fesseln anzulegen; als einige Seefahrer aus demselben, eben so stark durch

die Begierde nach Unabhängigkeit, als durch den Reiz der Reichthümer angetrieben, ihre Seegel nach den Antillen richteten, in der Hoffnung, sich der Spanischen Schiffe zu bemächtigen, die die dortigen Meere besuchten. Das Glück, nachdem es verschiedentlich ihrem Muthe behülflich gewesen war, nöthigte sie einen Schutzort zu suchen, um ihr Schiff zu kalfatern. Sie fanden ihn zu St. Christoph. Diese Insel schien ihnen zum guten Fortgang ihrer Rüstungen tüchtig, und sie wünschten berechtigt zu werden, eine Besitzung dort anzulegen. Ihr Anführer Denambuc erhielt nicht nur diese Freiheit, sondern auch die, sich so weit, als er wollte oder könnte, in dem großen amerikanischen Inselnmeere auszubreiten. Die Regierung verlangte für diese Erlaubniß, bey welcher nicht der geringste Beystand noch Schutz gegeben ward, den zwanzigsten Theil der Waaren, welche von allen Kolonien, die man würde anlegen können, ankämen.

II.

Die französischen Inseln liegen unter ausschließenden Privilegien ohnmächtig darnieder.

Eine Gesellschaft erboth sich 1626 dieß Privilegium in Erfüllung zu bringen. Das war der Gebrauch zu einer Zeit, da Schiffarth und Handlung noch nicht Kraft genug hatten, um der freyen Willkühr der Privatpersonen überlassen zu werden. Sie erhielt die größten Freyheiten. Der Staat überließ ihr das Eigenthum aller Inseln, die sie urbar machen würde, und berechtigte sie, sich hundert Pfund Tobak, oder funfzig Pfund Baumwolle von jedem Einwohner, von sechzehn bis zu sechzig Jahren, geben zu lassen. Sie sollte

auch

auch das Recht haben, ausschlußweise daselbst zu kaufen und zu verkaufen. Ein Kapital, das anfänglich nur fünf und vierzig tausend Livres betrug, und sich niemals höher als etwa dreymal diese Summe belief, verschaffte ihr alle diese Aufmunterungen.

Es schien gar nicht möglich mit so schwachen Mitteln etwas nützliches anzufangen. Indeß sah man doch aus St. Christoph Schwärme von kühnen und unternehmenden Menschen kommen, die die Französische Flagge auf den benachbarten Inseln aufsteckten. Wenn die Gesellschaft, die die Begierde, sich in neuen Gegenden niederzulassen, durch einige Vorrechte ermunterte, ein in allen Betracht wohl überlegtes Verfahren gehabt hätte, so mußte der Staat in kurzer Zeit einigen Vortheil von dieser Unruhe haben. Zum Unglück that sie, was Monopolien immer gethan haben und thun werden: die Gierigkeit nach einem übermäßigen Gewinn machte sie grausam und ungerecht.

Die Holländer hörten von dieser Tyranney, und kamen mit Lebensmitteln und Waaren an, die sie auf unendlich billigere Bedingungen anbothen. Ihre Vorschläge wurden angenommen, und von der Zeit an entstund zwischen diesen Republikanern und den Kolonisten ein Verkehr, dem man unmöglich steuren konnte. Diese Mitwerbung war für die Gesellschaft nicht nur in der neuen Welt verderblich, wo sie dadurch verhindert wurde ihre Ladungen zu verkaufen: sie verfolgte sie noch in allen Europäischen Märkten, wo die Schleichhändler alle Produkte der Französischen Inseln wohlfeiler gaben. Durch diese wohlverdienten

Unfälle abgeschreckt, verfiel die Gesellschaft in eine gänzliche Unthätigkeit, die ihr den größten Theil ihrer Profite raubte, ohne ihr etwas von ihren Lasten abzunehmen. Die Erlassung des sich vorbehaltenen zwanzigsten Theils von Seiten der Regierung war nicht fähig sie wieder in Thätigkeit zu bringen. Einige Interessenten meynten, daß, wenn man die zerstöhrenden Grundsätze ablegte, denen man unabänderlich gefolgt hätte, so würde man die Sachen wieder in den Stand setzen können: die größte Anzahl verzweifelte daran, Trotz der in Händen habenden Vortheile, daß man so sparsamen Privathandelsleuten, als denen, die man zu Mitbuhlern hatte, nur die Waage halten könnte. Diese Meynung brachte eine Veränderung zuwege. Die Gesellschaft, um ihren gänzlichen Untergang zu verhüten, und nicht unter der Last ihrer Schulden zu erliegen, both ihre Besitzungen zum öffentlichen Verkauf an; und sie wurden größtentheils von denjenigen gekauft, die bis dahin als Befehlshaber die Aufsicht darüber gehabt hatten.

Boisseret erhielt im Jahr 1649 für drey und siebenzig tausend Livres, Guadalupe, Marie-Galante, und die Heiligeninseln, samt allen der Gesellschaft auf diesen Inseln gehörigen Effekten: er trat die Hälfte seines Kaufs an Houel, seinen Schwager, ab. Duparquet bezahlte im Jahr 1650 nur sechzig tausend Livres für Martiniko, St. Lucia, Granada und die Granadinen: er verkaufte sieben Jahre nachher Granada und die Granadinen an den Grafen von Cerillac um ein Drittheil mehr, als ihm sein ganzer Kauf gekostet hatte. Der Johanniterorden brachte

im Jahr 1651, St. Christoph, St. Martin, St. Bartholomäus, St. Croix und die Schildkröteninsel für vierzig tausend Thlr. käuflich an sich. Der Comthur von Poincy, welcher Befehlshaber auf diesen Eilanden war, bezahlte das Geld. Der Orden sollte sie als Lehne von der Krone besitzen, und nur Franzosen zu Befehlshabern darüber bestellen.

Die neuen Besitzer genossen die unumschränkteste Gewalt. Sie schalteten und walteten über die Ländereyen. Sie ernannten zu allen bürgerlichen und Kriegsbedienungen. Sie hatten das Recht, denen das Leben zu schenken, die ihre Abgeordneten zum Tode verurtheilten. Es waren kleine Fürsten. Man sollte glauben, daß, da sie selbst ihr Gebiethe regierten, der Ackerbau einen schleunigen Fortgang darinn hätte haben müssen. Diese Muthmaßung traf auch, Trotz der lebhaften und häufigen Empörungen unter solchen Herren, einigermaßen ein. Indeß war dieser zweyte Zustand der Kolonie für die Französische Nation nicht einträglicher als der erste. Die Holländer fuhren immer fort jene mit allen zu versorgen, und ihre Produkte mit fort zu nehmen, die sie ohne Unterschied an alle Völker verkauften, selbst an dasjenige, das vermöge des Eigenthumsrechts den ganzen Nutzen davon haben sollte.

Das Unglück war für das Hauptland groß. Colbert betrog sich in Ansehung der Wahl des Mittels. Dieser große Mann, der seit einiger Zeit die Finanzen und den Handel des Königreichs dirigirte, war gleich in den ersten Schritten seiner Bahn irre gegangen. Die Gewohnheit zur Zeit des Mazarin, immer

mit Finanzpächtern umzugehn, hatte ihn angewöhnt, das Geld, das nur ein Werkzeug des Umlaufs ist, als die Quelle alles Hervorbringens anzusehn. Um der Fremden ihres an sich zu ziehen, wußte er kein kräftiger Mittel zu erdenken, als die Manufakturen. In den Werkstätten erblickte er alle Kräfte des Staats, und in den Handwerksleuten die kostbarsten Unterthanen der Monarchie. Um diese Art von Menschen zu vermehren, meynte er, er müste die Waaren für die ersten Bedürfnisse des Lebens in einem niedrigen Preis erhalten, und die Ausfuhr des Korns schwer machen. Die Hervorbringung der rohen Materien kümmerte ihn wenig, und er wendete alle seine Sorgfalt auf ihre Bearbeitung. Dieser Vorzug, der dem künstlichen Fleiße vor dem Landbau gegeben wurde, riß alle Gemüther hin, und dieß verderbliche System hat sich zum Unglück erhalten.

Wenn Colbert vom Bau der Ländereyen, von den Vorschüssen, den er erfodert, von der ihm nöthigen Freyheit richtige Begriffe gehabt hätte, so hätte er im Jahr 1664 eine andre Parthey ergriffen, als er that. Es ist bekannt, daß er Guadelupe und die davon abhängenden Inseln für hundert fünf und zwanzig tausend Livres, Martiniko für hundert und zwanzig tausend, Granada für hundert tausend, und alle Maltheſische Besitzungen für fünf mal hundert tausend Livres, wieder kaufte. Bis so weit war sein Verfahren lobenswürdig: er mußte so viele Zweige der landesherrschaftlichen Gewalt mit dem ganzen Staatskörper wieder vereinigen. Aber man hätte diese wichtigen Besitzungen nicht wieder sollen unter

das

das Joch einer ausschließenden Handlungsgesellschaft thun, da die Erfahrung sowol als die theoretischen Grundsätze es verbothen. Vermuthlich hoffte das Ministerium, daß eine Gesellschaft, der man die Gesellschaften von Afrika, Cayenne und dem nördlichen Amerika, und die Handlung, die man anfieng an den Küsten von San-Domingo zu treiben, einverleibte, durch die großen Spekulationen, die sie Gelegenheit hätte auszuführen, und durch die Leichtigkeit, die Unfälle, die sie auf einer Seite erlitt, auf der andern wieder gut zu machen, zu einer unerschütterlichen Macht gelangen würde. Man glaubte ihre hohe Bestimmungen unfehlbar zu machen, indem man ihr den zehnten Theil des Belangs ihrer Kapitalien, auf vier Jahre ohne Zinsen, liehe, die Waaren, die sie nach ihren Besitzungen brächte, von allen Abgaben befreyte, und soviel möglich die Mitwerbung der Holländer verhinderte.

Ohngeachtet so vieler Begünstigungen erhielt die Gesellschaft auch nicht einmal einen augenblicklichen Glanz. Ihre Fehler vermehrten sich nach Maaßgabe der Größe der Konzessionen, womit man sie überhäuft hatte. Der Betrug ihrer Bedienten, die Verzweiflung der Kolonisten, die Kriegsschaden, andre Ursachen versetzten ihre Angelegenheiten in die größte Unordnung. Der Bankerott dieser Gesellschaft schien im Jahr 1674 unvermeidlich und nahe; als der Hof urtheilte, es gebühre sich, daß er ihre Schulden, die sich auf 3, 523, 000 Livres beliefen, bezahlte, und ihr ihr Kapital, das 1, 287, 185 Livres betrug, ersetzte. Durch diese freygebigen Bedingungen wurden kostbare

Besitzungen wieder zur Masse des Staats geschlagen, die ihm bis dahin wie fremd gewesen waren. Die Kolonien wurden in der That Französisch, und alle Unterthanen erhielten ohne Unterschied die Erlaubniß sich daselbst nieder zu lassen, oder einen Verkehr mit ihnen anzulegen.

III.

Die französischen Inseln erlangen die Freyheit. Hindernisse, die sich ihrem Emporkommen widersetzen.

Es wäre schwer die Entzückungen der Freude zu beschreiben, die diese Begebenheit in allen Gemüthern erregte. Die Fesseln, unter welchen man seit so langer Zeit geseufzt hatte, waren zerschlagen, und nichts schien nun der Thätigkeit, dem Fleiße, und der Geschicklichkeit Einhalt thun zu müssen. Jeder Koloniste gab seinem Ehrgeize freyen Lauf, ein jeder schmeichelte sich damit, daß er sich nun bald ein gränzenloses Vermögen sammeln würde. Wenn sie sich in ihrem Vertrauen irrten, so muß man das weder ihrem Uebermuthe noch ihrer Fahrläßigkeit zuschreiben. Ihre Hoffnungen hatten nichts an sich, das nicht dem natürlichen Laufe der Dinge gemäß gewesen wäre, und ihre ganze Aufführung lief darauf hinaus, sie zu bestätigen und zu erfüllen. Die Vorurtheile des Hauptlandes setzten ihnen unglücklicher Weise unübersteigliche Hindernisse entgegen.

Fürs erste verlangte man in den Inseln selbst, von jeder freyen Mannsperson, von jedem Sklaven beyderley Geschlechts, eine jährliche Kopfsteuer von hundert Pfund rohen Zucker. Man stellte umsonst

vor,

vor, daß der den Kolonien auferlegte Zwang, nur mit dem Hauptlande zu handeln, eine so beschwerliche Auflage wäre, daß sie wohl statt aller gelten könnte. Diese Vorstellungen machten den Eindruck nicht, den sie verdienten. Entweder aus Unwissenheit von Seiten der Regierung, oder weil sie es benöthiget war, so mußten Landleute, denen man hätte durch Darlehn ohne Zinsen, und durch Prämien beyspringen sollen, sehen, wie ein Theil ihrer Erndte, der, wenn er wieder in ihre fruchtbaren Felder wäre gesteckt worden, nach und nach die Menge der Produkte vermehret hätte, gierigen Finanzpächtern in die Hände fiel.

Zu eben der Zeit, da den Inseln auf die Art ein Theil ihrer Waaren genommen wurde, ergriff der ausschließende Handlungsgeist Maaßregeln, um den Preis derjenigen, die man ihnen ließ, herabzusetzen. Das Vorrecht sie abzuholen ward auf eine geringe Anzahl Häfen eingeschränkt. Das war eine augenscheinliche Ungerechtigkeit gegen die Rheden des Königreichs, die man verhinderte ein Recht zu genießen, das ihnen wesentlich zukam; aber es war auch ein großes Unglück für die Kolonien, welche durch diese Einrichtung die Zahl der Verkäufer und Einkäufer an ihren Küsten abnehmen sahe.

Zu diesem Nachtheile gesellte sich bald ein andrer. Das Ministerium hatte gesucht, die fremden Schiffe von ihren Besitzungen jenseits des Meeres abzuhalten, und es war ihm gelungen, weil es ihm damit ein rechter Ernst gewesen war. Diese Seefahrer erhielten durch den Geiz, was ihnen die Gewalt versagte. Sie kauften den Französischen Kaufleuten

Päſſe ab, um nach den Kolonien zu ſegeln, und ſie brachten die Ladungen, die ſie eingenommen hatten, gerade nach ihrem Vaterlande. Dieſe Betrügerey konnte auf hundert Arten geſtraft und verhindert werden. Man hielt ſich an die verderblichſte. Alle Fahrzeuge ſahen ſich gezwungen, nicht nur in das Hauptland zurückzukehren; ſondern in denſelben Hafen, woraus ſie abgeſegelt waren. Ein ſolcher Zwang verurſachte nothwendig beträchtliche und ganz unnöthige Koſten; er mußte auch einen großen Einfluß auf den Preis der amerikaniſchen Produkte haben.

Es währte nicht lange, ſo bekam der Zucker, das wichtigſte dieſer Produkte, einen neuen Stoß. Diejenigen, die ihn raffinirten, verlangten im Jahr 1682, daß die Ausfuhr des rohen Zuckers verbothen werden möchte. Das allgemeine Beſte ſchien dabey ihr einziger Bewegungsgrund. Es wäre, ſagten ſie, allen guten Grundſätzen entgegen, daß die rohen Materialien in die Fremde giengen, und dort Manufakturen unterhielten, und daß ſich der Staat freywillig eine ſehr koſtbare Arbeit raubte. Dieſer ſcheinbare Grund machte auf Colberten zu viel Eindruck. Was geſchah? Ihre Kunſt blieb ſo theuer und ſo unvollkommen, als ſie immer geweſen war. Dieß ſtund den kaufenden Nationen nicht mehr an: der Franzöſiſche Zuckerbau nahm ab, und bey den mitwerbenden Nationen erhielt er einen merklichen Zuwachs.

Einige Koloniſten, die da ſahen, daß eine ſo verderbliche Erfahrung nicht machte, daß man von dem angenommenen Syſtem abgieng, hielten um die

Erlaub.

Erlaubniß an, ihren Zucker selbst zu raffiniren. Sie hatten so viele Vortheile, um es wohlfeil thun zu können, daß sie sich schmeichelten, den Vorzug, den man bey den Fremden verloren hatte, bald wieder zu erlangen. Diese neue Veränderung war mehr denn wahrscheinlich, wenn nicht jeder Centner raffinirten Zuckers, den sie ins Königreich schickten, bey der Einfuhr eine Abgabe von acht Livres hätte bezahlen müssen. Alles, was sie ohnerachtet der Last dieser ungeheuren Auflage thun konnten, das war, daß sie die Konkurrenz mit den Französischen Raffinirern im Reiche selbst aushielten. Alles, was in den beyderseitigen Werkstätten verarbeitet wurde, ward ganz daselbst verzehrt, und man gab lieber einen wichtigen Handlungszweig auf, als daß man eingestund, man habe bey dem Verbothe der Ausfuhr des rohen Zuckers Unrecht gehabt.

Von dem Augenblicke an konnten die Kolonien, welche sieben und zwanzig Millionen Pfund Zucker erndteten, sie nicht ganz an das Hauptland verkaufen, als welches nur zwanzig Millionen brauchte. Der Mangel an Auswegen brachte den Bau desselben auf das bloß Nothwendige herunter. Dieses Gleichgewicht konnte nur mit der Zeit eingeführt werden: und ehe man es getroffen hatte, verfiel die Waare zu einem Spottpreise herab. Diese Herabsetzung, die auch noch von der Nachlässigkeit, womit man die Waare verarbeitete, herkam, ward so erstaunlich, daß der rohe Zucker, der im Jahr 1682 für vierzehn bis funfzehn Livres der Centner verkauft ward, 1713 nur fünf bis sechs galt.

Der

Der niedrige Preis der Hauptwaare hätte es den Kolonisten so unmöglich gemacht, die Zahl ihrer Sklaven zu vermehren, wenn auch die Regierung durch ihre Einrichtungen nichts dazu beygetragen hätte. Der Negerhandel ward immer ausschließenden Gesellschaften anvertrauet, die beständig sehr wenig kauften, um gewiß zu seyn, sie desto besser zu verkaufen. Wir haben Grund zu behaupten, daß sich im Jahr 1698 keine zwanzig tausend Sklaven in diesen zahlreichen Besitzungen befanden, und man könnte ohne zu viel Dreistigkeit versichern, daß der größte Theil durch die Schleichhändler dahin gebracht worden war. Vier und funfzig Schiffe von mäßiger Größe waren hinreichend, um die Produkte dieser Kolonien herzuholen.

Die französischen Inseln mußten natürlicher Weise unter der Last so vieler auf einander gehäufter Fesseln unterliegen. Wenn ihre Einwohner sie nicht verließen, um ihren Fleiß anderswohin zu bringen, so muß man ihre Beständigkeit einigen geringen Aufmunterungen zuschreiben, woraus sie immer Hoffnung schöpften, ihre Verfassung würde einmal besser werden. Der Bau des Tobacks, des Kakao, des Indigs, der Baumwolle, des Roku, ward ziemlich begünstiget. Die Regierung unterstützte ihn auf eine indirekte Art, indem sie ungeheure Auflagen auf diese Waaren, wenn sie aus der Fremde hergebracht wurden, setzte. Diese geringe Gunst gab den Kolonisten die Zeit, eine glücklichere Veränderung zu erwarten, und die eräugnete sich auch im Jahr 1716.

Zu der Zeit wurde ein deutliches und ungekünsteltes Reglement an die Stelle jener Menge von

zwey-

zweydeutigen Verordnungen bekannt gemacht, welche habsüchtige und unwissende Finanzpächter der Regierung durch ihre Bedürfnisse oder Schwachheit abgenöthiget hatten. Die nach den Kolonien bestimmten Waaren wurden von allen Auflagen freygesprochen. Man setzte die Auflagen der amerikanischen Waaren, die im Königreiche verbraucht werden würden, sehr herab. Diejenigen, die den andern Nationen zugebracht werden konnten, sollten bey der Ein- und Ausfuhr ganz frey seyn, wenn sie drey Procent zahlten. Die auf dem fremden Zucker aufgelegten Abgaben sollten überall, ohne Rücksicht auf besondere Freyheiten, erhoben werden, außer in den Häfen von Bayonne und Marseille, wenn er von da wieder herausgienge.

Indem das Hauptland seinen jenseits des Meers liegenden Besitzungen so viel Gunst angedeyen ließ, so vergaß es auch nicht seinen eigenen Vortheil. Es verordnete, daß alle Waaren, deren Verkauf bey ihm nicht erlaubt wäre, jenen auch verbothen seyn sollte. Um aber seinen Manufakturen den Vorzug zu geben, so befahl es, daß auch die nicht verbothenen Waaren ihre Auflagen beym Eingange ins Königreich bezahlen sollten, wenn sie schon für die Kolonien bestimmt wären. Nur das gesalzene Rindfleisch, welches Frankreich gar nicht lieferte, ward von dieser Obliegenheit freygesprochen.

Diese Einrichtung wäre so gut gewesen, als es die Einsichten der damaligen Zeit erlaubten, wenn das Edikt den Handel nach Amerika, der bis dahin auf einige Häfen eingeschränkt gewesen war, allgemein

mein gemacht und die Schiffe von der Obliegenheit befreyt hätte, wieder dahin zurückzukehren, wo sie ausgelaufen waren. Ein solcher Zwang schränkte die Zahl der Matrosen ein; vermehrte den Preis des Transports; verhinderte die Ausfuhr der einheimischen Produkte. Diejenigen, die damals den Staat regierten, mußten diese Ungelegenheiten einsehn, und setzten sich unstreitig vor, einstens der Handlung die ihr nothwendige Freyheit und Thätigkeit wiederzuschenken. Wahrscheinlicher Weise wurden sie genöthiget ihre Grundsätze der Erbitterung der Finanzleute aufzuopfern, welche alle ihrem Vortheil zuwiderlaufenden Einrichtungen laut misbilligten.

Ohnerachtet dieser Schwachheit wendete der Koloniste, der nur mit Mühe den Reizungen eines vortrefflichen Bodens widerstanden hatte, so bald man es ihm erlaubte, alle seinen Fleiß darauf. Sein Flor setzte alle Nationen in Verwunderung. Wenn die Regierung bey der Ankunft der Franzosen in der neuen Welt, durch Vorhersehungskraft, alle die Kenntnisse gehabt hätte, die sie hundert Jahre nachher durch die Erfahrung erhielt, so hätte der Staat früher einen Landbau und einen Reichthum genossen, der für ihn besser war als Eroberungen. Man hätte alsdenn nicht erlebt, daß er sowohl durch seine Siege, als durch seine unglücklichen Schlachten zu Grunde gerichtet wurde. Die weisen Staatsverwalter, die dem Unglücke des Kriegs durch eine glückliche Veränderung im Handel abgeholfen, hätten nicht das Herzeleid gehabt zu sehen, daß man 1696 St. Croix verlassen, und St. Christoph beym Uetrechter Frieden

aufgeopfert hätte. Ihre Betrübniß wäre noch weit größer gewesen, wenn sie vorausgesehn hätten, daß man 1763 genöthiget seyn würde, Granada an die Engländer zu überlassen. Eine seltsame Krankheit, der Ehrgeiz der Nationen, oder vielmehr der Könige! Nachdem sie tausende von Menschen aufgeopfert haben, um eine entfernte Besitzung zu erwerben oder zu erhalten, so muß man noch mehrere einbüßen, um sie zu verlieren. Indeß hat Frankreich doch noch wichtige Kolonien. Sie verdienen, daß man ihren Werth wohl überlege. Last uns bey Guyana anfangen, welche allen andern windwärts liegt.

IV.

Niederlassung der Franzosen in Guyana. Veränderungen dieser Kolonie. Ihre Vortheile und Nachtheile.

Diese weitläuftige Gegend verkündigt ihre Größe durch die bloße Erzählung ihrer Gränzen. Gegen Morgen benetzt sie der Ocean, gegen Mitternacht der Oronoco, gegen Mittag der Amazonenfluß und gegen Abend Rio negro, welcher diese beyden Flüsse die größten im südlichen Amerika unter einander verbindet; und in dieser Rücksicht ist Guyana gleichsam eine Insel, die von Norden nach Süden wenigstens zweyhundert Meilen, und von Osten nach Westen über dreyhundert hält.

Die Menschen, die vor der Ankunft der Europäer in diesem so glücklich eingeschloßnen Raume herumstreiften, waren in verschiedene Nationen, die aber alle aus wenig Menschen bestanden, eingetheilt. Sie hatten keine andre Sitten als alle übrigen Wil-

den

den im mittäglichen Amerika. Die Karaiben allein, welche durch ihre Anzahl und ihren Muth die unruhigsten waren, thaten sich durch einen merkwürdigen Gebrauch bey der Wahl ihrer Oberhäupter hervor. Man mußte um ein solch Volk zu regieren mehr Kraft, mehr Unerschrockenheit und mehr Einsichten haben als alle übrigen, und diese Eigenschaften durch augenscheinliche und öffentliche Beweise an den Tag legen.

Der Mann, der Lust hatte an der Spitze andrer Männer zu gehen, mußte lange vorhero dafür bekannt seyn, daß er alle zur Jagd und Fischerey tüchtigen Stellen, alle Wasserquellen und alle Wege kenne. Dann ließ man ihn erstlich lange und kräftige Fasten aushalten. Darauf ließ man ihm ungeheure schwere Lasten tragen. Er brachte die mehresten Nächte auf Schildwacht vorm Eingange des Karbet zu. Dann vergrub man ihn bis an den halben Leib in einen Ameisenhaufen, wo er eine lange Zeit den schmerzhaften und blutigen Stichen dieser Thiere ausgesetzt blieb. Wenn er in allen diesen Verfassungen eine Stärke des Leibes und der Seele bewies, die bey allen Gefahren und Plagen, denen die Natur das Leben der Wilden ausgesetzt hat, die Probe; wenn er der Mensch war, der alles erdulden und nichts fürchten konnte, so vereinigten sich die Stimmen für ihn. Indeß, gleichsam als hätte er empfunden, was die Ehre Menschen zu gebiethen für Pflichten auferlegt, verbarg er sich in dicken Gehölze. Die Nation suchte ihn in einer Einsamkeit auf, die ihn der Stelle, vor der er floh, nur noch würdiger machte. Jeder Anwesende trat ihm

mit dem Fuße auf den Kopf, um ihm anzuzeigen, daß, so wie er durch seines gleichen aus dem Staube hervorgezogen würde, so könnten sie ihn wieder hinein versetzen, wenn er die Pflichten seines Amts vergäße. Darinn bestund die Feyerlichkeit seiner Krönung. Nach dieser politischen Lehre fielen alle Bogen, alle Pfeile zu seinen Füßen, und die Nation gehorchte seinen Gesetzen, oder vielmehr seinen Beyspielen.

So waren diese Einwohner von Guyana beschaffen, als der Spanier Alfonso Ojeda nebst Amerikus Vesputius und Johann de la Cosa im Jahr 1499 zuerst dahin gelangte. Er durchwanderte einen Theil davon. Man erhielt durch diese Reise nur eine seichte Kenntniß von diesem so weitläuftigen Lande. Es geschahen noch mehrere dahin, die, ob sie schon mit mehreren Kosten unternommen wurden, nur desto unglücklicher abliefen. Indeß wiederholte man sie aus einem Grunde, der die Menschen immer hintergangen hat, und immer hintergehen wird.

Es hatte sich ein Gerüchte verbreitet, dessen Ursprung man nicht weiß, daß im Innersten von Guyana sich ein mit dem Namen El Dorado belegtes Land befände, das unermeßliche Reichthümer an Gold und Edelgesteinen, und mehr Bergwerke und Schätze in sich faßte, als je Cortes und Pizarro gefunden hatten. Diese Fabel entzündete nicht allein die von Natur feurige Einbildungskraft der Spanier; sie feuerte alle Europäischen Völker an.

Dieser Enthusiasmus befiel hauptsächlich den Walther Raleigh, einen der außerordentlichsten Men-

schen, der je in dem an sonderbaren Charakteren fruchtbarsten Lande zum Vorschein gekommen ist. Er besaß eine ausschweifende Begierde für alles, was etwas glänzendes an sich hatte; einen Ruf, der die größten Namen verdunkelte; mehr Kenntnisse als diejenigen, die sich ihrem Stande nach den Wissenschaften ganz weyhten; eine Freyheit zu denken, die seinem Jahrhunderte nicht eigen war; und etwas romanhaftes in seinen Gesinnungen und in seinem Betragen. Diese Gemüthsbeschaffenheit bewog ihn, im J. 1595 zur Reise nach Guyana; aber er verließ es, ohne irgend etwas von dem, was er suchte, gefunden zu haben. Indeß machte er bey seiner Rückkehr in England eine mit den prächtigsten Lügen, womit man die Leichtgläubigkeit der Menschen je genährt hat, angefüllte Beschreibung seiner Reise bekannt.

Die Franzosen hatten bis auf diesen großen Zeugen nicht gewartet, um auf eine in so großem Rufe stehende Gegend zu denken. Lange vorher hatten sie sich dem allgemeinen Vorurtheile mit der ihnen eignen Lebhaftigkeit überlassen. Indeß ihre Nebenbuhler ihre Hoffnung in der Gegend des Oronoko Flusses setzten; so giengen sie der ihrigen an den Amazonenfluß nach. Die Fruchtlosigkeit ihrer Reisen bewog sie endlich, sich im J. 1635 auf der Insel Cayenne niederzulassen.

Einige Handelsleute in Rouen, welche meynten, es ließe sich von diesem Pflanzorte Nutzen ziehen, schossen ihre Kapitalien im J. 1643 zusammen. Sie trugen ihre Angelegenheiten einem wild gesinnten

Men-

Menschen mit Namen Poncet de Bretigny auf, der so wol mit den Kolonisten als mit den Wilden Krieg anfieng, und daher ermordet ward. Da diese traurige Begebenheit den Eifer der vereinigten Kaufleute niedergeschlagen hatte, so entstund im J. 1651 eine neue Gesellschaft, welche schien, sich höher empor schwingen zu wollen. Die Größe ihrer Kapitalien setzte sie in den Stand, gleich in Paris sieben bis acht hundert Kolonisten zusammen zu bringen. Sie stiegen auf der Seine zu Schiffe, um nach Havre de Grace herunter zu fahren. Zum Unglück muste der tugendhafte Abbt von Marivault, der die Seele dieser Unternehmung war, und sie als General-Direktor einrichten sollte, ertrinken, indem er in sein Boot steigen wollte. Roiville, ein Edelmann aus der Normandie, der als Oberbefehlshaber nach Cayenne geschickt wurde, ward in der Fahrt ermordet. Zwölf der Hauptinteressenten, und die Urheber dieser Frevelthat, betrugen sich in der Kolonie, die sie über sich genommen hatten in Flor zu bringen, mit aller der Bosheit, die dies abscheuliche Vorspiel ankündigte. Sie ließen einen unter sich aufhenken. Zween starben. Drey wurden auf eine wüste Insel verwiesen. Die übrigen ergaben sich den größten Ausschweifungen. Der Kommendant des Kastels gieng mit einem Theil seiner Besatzung zu den Holländern über. Alles, was dem Hunger, dem Elende, der Wuth der Wilden auf dem festen Lande, die man auf hunderterley Arten gereizt hatte, entgangen war, schätzte sich sehr glücklich, daß es sich in einem Boote und zwey Kähnen auf den Windinseln retten konnte.

Sie verließen das Fort, den Vorrath, das Gewehr, die Waaren und fünf bis sechs hundert Leichname ihrer unglücklichen Gefährten, fünf viertheil Jahre, nachdem sie auf der Insel gelandet hatten.

Es entstund 1663 eine neue Gesellschaft, unter der Führung des la Barre, eines Requetenmeisters. Ihr Kapital betrug nur zwey mal hundert tausend Livres. Der Beystand der Regierung setzte sie in den Stand, die Holländer, die sich unter Sprangers Anführung in dem ihr ertheilten Gebiethe niedergelassen hatten, nachdem es von den Franzosen war verlassen worden, dort zu verjagen. Ein Jahr nachher ward diese schwache Gesellschaft ein Theil der großen, die die Besitzungen und die Vorrechte aller übrigen zusammen vereinigte. Cayenne fiel, um den glücklichen Zeitpunkt, der allen Kolonien ihre Freyheit wieder gab, wieder in die Hände der Regierung. Sie ward im J. 1667 durch die Engländer, und 1676 durch die Holländer erobert, aber seitdem ist sie nicht einmal angegriffen worden.

Diese so oft zerrüttete Besitzung schöpfte kaum Othem. Kaum fieng sie an einen Anfang von Ruhe zu genießen, als man günstige Hoffnungen von ihrem Flore schöpfte. Einige Elibustiers, die mit Beute beladen aus dem Südmeere zurück kamen, ließen sich daselbst nieder; und was das wichtigste war, so entschlossen sie sich, ihre Reichthümer in den Landbau zu stecken. Sie schienen ihn mit Macht treiben zu wollen, weil sie große Mittel dazu hatten, als Ducasse, welcher Schiffe und den Ruf eines guten Seemannes hatte, ihnen im J. 1688 vorschlug, Surinam zu

plün-

plündern. Ihre natürliche Neigung lebte wieder auf; die neuen Koloniſten wurden wieder Seeräuber; und ihr Beyſpiel riß faſt alle andern Einwohner mit hin.

Die Unternehmung lief unglücklich ab. Ein Theil der Streitenden fiel in dem Angriffe; die andern wurden zu Gefangnen gemacht, und nach den Antillen geſchickt, wo ſie ſich niederließen. Die Kolonie hat ſich niemals von dieſem Verluſt erholt. Weit gefehlt, daß ſie ſich hätte in Guyana ausbreiten können, ſo hat ſie ſich kaum in dem ſchwächſten Zuſtand auf Cayenne erhalten.

Dieſe Inſel, die vom feſten Lande nur durch das Waſſer zweener Flüſſe getrennt iſt, mag etwa ſechszehn Meilen im Umfange haben. Durch eine Beſchaffenheit, die die Natur den Inſeln ſelten beylegt, nach der ſie an den Küſten hoch und in der Mitte tief iſt, wird ſie von ſo vielen Moräſten durchſchnitten, daß man nur durch große Umwege auf denſelben zu einander kommen kann. So lange bis man das unter Waſſer ſtehende Land wohl ausgetrocknet, und ſie durch gut angelegte Dämme vor Ueberſchwemmungen hinlänglich geſichert hat, werden nur die kleinen Hügel gebaut werden können. Man findet da einige Striche, die einen vortrefflichen Boden haben; allein gewöhnlich iſt er trocken, ſandig und gar bald ausgemergelt. Der einzige Flecken, der ſich in der Kolonie befindet, wird von einem bedeckten Wege, einem breiten Graben, einem ſehr guten erdnen Wall und fünf Bollwerken vertheidigt. Mitten in dem Flecken liegt noch eine ziemlich hohe Erhöhung, wo

man eine Redute angelegt hat, die man das Kastel nennt, in welcher vierzig Mann noch nach Einnahme des Orts kapituliren könnten. In den Hafen gelangt man nur durch eine enge Einfahrt, in welcher die Schiffe durch die Felsen und Klippen, womit sie besetzt und besäet ist, bloß durch hohe Fluth geleitet werden können.

Das erste Produkt von Cayenne war Roku. Dies ist eine rothe Farbe, die die Spanier Achiot nennen, worein man alle weiße Wolle taucht, man mag ihnen, welche Farbe man will, zu geben gedenken. Der Baum, der diese Lauge liefert, hat eine röthliche Rinde, große starke harte und dunkel grüne Blätter. Er ist so hoch und so dick belaubt als der Pflaumenbaum. Seine Straußweise hängenden Blumen, die den wilden Rosen ziemlich ähnlich sind, bilden sich zweymal des Jahrs in Hülsen aus, die zwar nicht so dick, aber eben so stachlich sind als die an dem Kastanienbaum. Diese Hülsen enthalten kleine, mit einem karmoisinenen Häutgen überzogene Körner, und in diesem Häutgen besteht der Roku.

Wenn nur eine von den acht bis zehn Hülsen, die jeder Strauß enthält, von selbst gesprungen ist, so ist das hinreichend, und man kann sie alsdenn alle abpflücken. Man nimmt die Körner heraus, und thut sie alsbald in große Mulden voller Wasser. So bald die Gährung anfängt, so werden die Körner zu verschiedenen malen mit hölzernen Pimpeln so lange zerstoßen, bis sich das Häutgen gänzlich davon abgelöset hat. Darauf gießt man alles zusammen in

rohrne

rohrne Siebe, die das feste zurück behalten, und einen verdickten röthlichen stinkenden Saft in eiserne Kessel fließen lassen. So wie der kocht, schöpft man den Schaum in großen Näpfen ab. Wenn sich keiner mehr abschöpfen läßt, so wirft man den Saft als zu nichts nutze weg, und thut den Schaum wieder in die Kessel, daraus man ihn geschöpft hat.

Dieser Schaum, den man zehn bis zwölf Stunden lang kochen läßt, muß unaufhörlich mit einem hölzernen Spatel herum gerührt werden, damit er sich nicht an den Kessel ansetze, und nicht schwarz werde. Wenn er sattsam gekocht, und ein wenig hart geworden ist, so legt man ihn auf Bretter, wo er kalt wird. Nachher theilt man ihn in Laiber von zwey bis drey Pfunden, und so ist alle Zubereitung geschehen.

Vom Rokubau erhob sich Cayenne bis zum Baumwollen, Indig, und endlich zum Zuckerbau. Sie war die erste unter den französischen Kolonien, die Kaffee zog: sie empfieng welchen, im J. 1721, von einigen ihrer Ueberläufer, die ihren Pardon dadurch erkauften, daß sie ihn von Surinam mitbrachten, wo sie hingeflüchtet waren. Zehn bis zwölf Jahre nachher pflanzte man Kakao. Im J. 1752 kamen aus der Kolonie 260541 Pfund Roku, 80363 Pfund Zucker, 17919 Pfund Baumwolle, 26881 Pfund Kaffee, 91916 Pfund Kakao, 618 Schuh Holz, und 104 Bretter. Diese Produkte zusammen genommen, waren das Einbringen von neunzig französischen Familien, von hundert fünf

und zwanzig Indier und funfzehn hundert Negern, aus denen die ganze Kolonie bestand.

So und noch schwächer war der Zustand von Cayenne beschaffen, als zum Erstaunen aller Menschen der Hof zu Versailles im J. 1763 ihm suchte einen großen Glanz zu verschaffen. Man erhob sich aus dem Unglücke eines schimpflichen Krieges. Die Lage der Dinge hatte das Ministerium dazu bewogen, den Frieden durch die Aufopferung vieler wichtiger Besitzungen zu erkaufen. Es schien höchst nothwendig, zu machen, daß die Nation so wol ihre Unfälle, als die Fehltritte, durch welche sie waren herbey gebracht worden, vergessen möchte. Die Hoffnung eines bessern Glücks konnte ihre müssige Stunden beschäftigen, und ihre Hohnsucht hintergehen; und man wendete ihre Blicke von den Kolonien, die sie verloren hatte, ab, und auf Guyana hin, welches, wie man sagte, so viel Unfälle wieder gut machen sollte.

Dieser große Strich Landes, den man lange Zeit mit dem prächtigklingenden Namen, Equinoxial Frankreich, schmückte, gehörte dieser Macht nicht allein, wie sie es ehemals in ihren Ansprüchen behauptet hatte. Die Holländer, die sich an der nördlichen Seite, und die Portugiesen, indem sie sich an der mittäglichen niederließen, hatten sie zwischen den Marony- und den Vinzent-Pinzonfluß eingeschränkt. Diese Gränzen waren durch verschiedene Traktaten festgesetzt worden. Sie sind gleich weit von der Insel Cayenne entfernt, und der Strich, den sie einschließen, beträgt nicht weniger als hundert Meilen

längst

längst der Küste hin. Die Schiffarth ist da wegen der Gewalt der Ströhme sehr beschwerlich, und wird beständig durch kleine Inseln, durch Sand- und hartgewordne Schlammbänke, und starke und dicht stehende Mangelbäume, die bis auf zwey und drey Meilen weit in die See hinein ragen, gehindert. Es findet sich da kein Hafen: und man trifft wenig Stellen an, wo die Schiffe landen können, ja manchmal können es die leichtesten Boote, unüberwindlicher Schwierigkeiten wegen, nicht bewerkstelligen. Die großen und zahlreichen Flüsse, die dieses feste Land wässern, lassen sich eben so wenig befahren. Ihr Bett ist hie und da mit ungeheuren Felsen gesperrt, wegen welcher man gar nicht hinauf fahren kann. Die fast überall niedrige Küste ist während der hohen Fluthen größtentheils überschwemmt. Im Lande weiter hinein werden die mehrsten Ebnen und Thäler auch zu Morästen in der Regenzeit. Man findet alsdenn nur in den ein wenig erhaben liegenden Ländereyen Sicherheit. Indessen machen doch diese Sündfluthen, durch welche alle Arbeiten, aller Landbau unterbrochen wird, die Hitze ziemlich erträglich, ohne der Himmelsluft eine so schlimme Beschaffenheit zu geben, als man wohl glauben möchte. Man kann nur unbestimmte Muthmaßungen über die Anzahl der in den vom Meere entfernten Gegenden wohnenden Menschen anstellen. An den Küsten mögen ihrer neun bis zehn tausend wohnen, die in verschiedene Völker, unter denen die Galibis das mächtigste zu heißen verdienen, getheilt sind. Es haben es Missionäre durch viele Bemühungen und Stand-

haftigkeit dahin gebracht, einige dieser herumstreifenden Völker ansäßig zu machen; ja so gar ihnen wieder freundliche Gesinnungen gegen die Franzosen beyzubringen, gegen welche sie sehr furchtbare feindselige Vorurtheile hegten, und zwar nicht ohne Grund. Die ersten Ebentheurer, die diese Gegend besuchten, raubten oder kauften da Menschen, die sie auf eben den Boden, wo sie frey gebohren waren, zu den härtesten Arbeiten der Sklaverey verdammten, oder an die Kolonisten auf den Antillen verkauften. Ihr gewöhnlicher Preis war anfänglich 20 Dukaten: zum Glück wurden sie nachher so theuer, daß man keine mehr verlangte. Man mochte lieber Negern kaufen, die zur Jagd und Fischerey fast eben so gut, zum großen Landbau aber, der von allen Seiten aufkam, viel besser waren.

Guyana, so wie wir es beschrieben haben, schien den französischen Ministern, die genöthigt waren, große Fehler wieder gut zu machen, eine sehr kostbare Hülfe. Man kann aus folgenden Betrachtungen den Werth ihrer Gründe hiezu beurtheilen.

Amerika zeigt sich den Europäern unter zwo Gestalten und unter zween Gesichtspunkten. Es bietet unsern Emigranten zwey Zonen zu bevölkern und zu bebauen dar, die heiße, und die gemäßigte Nördliche. Die erstere ist fruchtbarer, reicher, aber an Dingen zur Pracht und zur Wollust; sie mußte also gleich anfangs einen größern Glanz von sich werfen, und den Mächten, die sich ihrer bemächtigten, einen schleunigern und ausgebreitetern Einfluß geben. Sie

ist, wie es scheint, mehr für den Despotismus gemacht, weil die Hitze des Himmelsstriches und die Fruchtbarkeit des Bodens die Gemüther durch die Liebe zur Ruhe und zum Vergnügen für die Sklaverey bilden; und mußte auch durch die unumschränkten Monarchien besetzt und von Sklaven bevölkert werden, welche nichts da bauen, als Produkte, die den Nerven Kräfte und Trieb rauben, indem sie die lebhaften Gefühle vermehren. Die Bergwerke, die sie in Ueberfluß besitzt, gaben Reichthümer ohne Arbeit, und mußten daher den Verfall der Staaten auf eine doppelte Art beschleunigen; erst durch Reizung der Begierden, dann durch die Erleichterung des Genusses. Die Völker, die diese Zone besitzen, mußten in die Weichlichkeit verfallen, oder sich in die Unternehmungen eines um so verderblichern Ehrgeizes einlassen, weil ihm anfänglich alles gelingen würde. Indem diese Staaten das Geld, die Frucht oder das Zeichen der Reichthümer für den schaffenden Grundstoff der politischen Kraft ansahen, glaubten sie [illegible]n damit die Nationen in ihrem Sold haben, [illegible]ie die Negern an ihren Ketten hatten: ohne vorauszusehn, daß dieses Geld, wodurch man sich Bundesgenossen verschafft, dieselben zu Feinden umschaffen würde, die ihre Waffen mit den fremden Schätzen verbindend, dieß doppelte Werkzeug anwenden würden, um alles zu überwältigen.

Die gemäßigte Zone des nördlichen Amerikas konnte nur freye und arbeitsame Völker reizen. Sie hat nur gewöhnliche und nöthige Produkte, aber die eben dadurch eine ewige Quelle von Reichthümern

und

und Macht sind. Sie begünstiget die Bevölkerung, indem sie zu jenem ruhigen und stillen Landbau, der die Familien ihrem Lande anhängend macht und sie vermehrt, der vor Eroberungen verwahrt, weil er die Habsucht nicht reizt, Anlaß giebt. Sie erstreckt sich über ein unermeßlich großes festes Land, in weiter und der Schiffarth überall offen stehender Front aus. Ihre Küsten werden von einem fast immer freyen und mit zahlreichen Hafen angefüllten Meere bespühlt. Die Kolonisten sind da nicht so weit vom Hauptlande entfernt, leben unter einem ihrem Vaterlande angemeßnern Himmel, in einem zur Jagd, zur Fischerey, zum Landbau, zu allen Uebungen und zu den Arbeiten, die die Stärke des Leibes unterhielten, und vor den seelverderbenden Lastern verwahren, geschickten Lande. Also wird so wie in Europa auch in Amerika Süden von Norden aus bezwungen werden. Jenes wird mit Bewohnern und Landbau angefüllt werden, indeß dieses seine wollüstige Säfte und seine Goldbergwerke erschöpfen wird. Jenes wird vielleicht wilde Völker durch seinen Verkehr mit freyen Völkern gesittet machen können: dieses wird nie etwas anders seyn, als ein ungeheures und schwaches Gemisch eines Sklaven Geschlechtes mit einer Nation von Tyrannen.

Es war für die mittäglichen Kolonien ein wesentlicher Vortheil, daß sie Quellen der Bevölkerung und Kraft in Norden hatten, um sich da einen Handel der Ueppigkeitswaaren mit den Nothwendigkeitswaaren offen zu erhalten; um eine beständige Verbindung zu haben, die im Fall des Angriffs Verstärkung ver-

verschaffen könnte, und eine Zuflucht, wenn sie bezwungen wären, ein Gegengewicht der Landmacht, bey der Schwäche des Seewesens, zu behalten.

Die Französischen mittäglichen Kolonien genossen vor dem letzten Kriege diesen Schutz. Canada konnte durch seine Lage, durch den kriegerischen Geist seiner Bewohner, durch seine Bündnisse mit wilden Völkerschaften, die der Aufrichtigkeit und Freymüthigkeit der Französischen Gemüthsart gewogen waren, Neu-England, wo nicht die Waage halten, doch beunruhigen. Der Verlust dieses großen festen Landes bewog das Französische Ministerium in einem andern festen Lande Schutz zu suchen; und es hoffte ihn in Guyana zu finden, wenn es daselbst eine freye und Französische Völkerschaft hinsetzte, die im Stande wäre, für sich selbst den fremden Angriffen zu widerstehen, und mit der Zeit, wenn es die Umstände erfoderten, den andern Kolonien zu Hülfe eilen könnte.

So war offenbar sein System. Es fiel ihm niemals ein, daß eine also bewohnte Gegend das Hauptland, durch die Hervorbringung solcher Waaren, die den mittäglichen Kolonien eigen sind, jemals bereichern könnte. Die guten Grundsätze waren ihm zu bekannt, als daß es nicht wissen sollte, daß es unmöglich ist zu verkaufen, wenn man nicht dem allgemeinen Curs auf dem Markte nachgeht; daß man diesen Zweck nicht erreichen kann, wenn man das Land nicht mit eben so wenig Kosten baut als seine Mitbuhler, und daß Arbeiten, die von freyen Menschen gemacht werden, ganz nothwendig unendlich theurer

sind,

sind, als diejenigen, die man Sklaven überträget.

Die ganze Sache ward von einem thätigen Minister geleitet. Als ein kluger Staatskundiger, der die Sicherheit den Reichthümern nicht nachsetzt, wollte er nur ein Bollwerk, zur Vertheidigung der Französischen Besitzungen, aufführen. Als ein gefühlvoller Weltweiser, der die Rechte der Menschheit kennet, und sie scheuet, wollte er diese fruchtbaren und öden Gegenden mit freyen Menschen besetzen. Allein das Genie, und zumal das Genie, wenn es nach dem Genusse ungeduldig ist, sieht nicht alles voraus. Man irrte, weil man glaubte, daß Europäer unter der brennenden Zone die Mühseligkeiten, welche das Urbarmachen der Ländereyen ersodert, aushalten würden; daß Menschen, die nur in der Hoffnung eines bessern Zustandes ihr Vaterland verließen, sich an den erbettelten Unterhalt eines wilden Lebens, in einem minder gesunden Himmelsstrich, als der, aus welchem sie zogen, gewöhnen würden; und endlich darinn, daß man glaubte, es ließe sich ein leichter und wichtiger Verkehr zwischen Guyana und den Französischen Inseln anlegen.

Dieß schlechte System, worinn sich die Regierung durch kühne Menschen hinreißen ließ, die ihr Eigendünkel irre führte, oder die das öffentliche Wohl ihrem Privatintereſſe aufopferten, wurde so thöricht ausgeführt, als es leichtsinnig war angenommen worden. Alles ward darinn, ohne Gesetzgebungsgrundsätze, ohne Einsicht der Verhältnisse, die die Natur zwischen Menschen und Ländereyen festgestellt hat, angelegt.

Leß-

Letztere wurden in zwo Klassen eingetheilt, in die Klassen der Eigenthümer und der in Lohn stehenden. Man sah nicht ein, daß diese in Europa einmal eingeführte Vertheilung das Werk des Krieges, der Staatsveränderungen und der unendlichen Zufälle ist, die die Zeit mit sich herbeybringt; daß sie eine Folge des Fortgangs der Geselligkeit, nicht aber die Grundlage der gesellschaftlichen Verbindung ist, welche ursprünglich haben will, daß alle ihre Glieder an dem Eigenthumsrechte Theil haben sollen. Die Kolonien, welches neue Bevölkerungsanlagen, neue Gesellschaften sind, müssen dieser Grundregel folgen. Man gieng gleich beym ersten Schritt davon ab, indem man nur denen Ländereyen in Guyana bestimmte, die mit Kapitalien und Vorschüssen zum Landbau dahin reisen konnten. Die andern, deren Habsucht man durch unbestimmte und zweydeutige Hoffnungen reizte, wurden von dieser Vertheilung der Ländereyen ausgeschlossen. Das war ein Staatsklugheitsfehler gegen die Menschlichkeit. Hätte man allen neuen Kolonisten, die man in dieß nackte und öde Land versetzte, ein Stück Länderey gegeben, so hätte es jeder auf eine seinen Kräften und Mitteln angemeßne Art gebauet, der eine mit seinem Gelde, der andre mit seinen Händen. Man mußte weder die, die Kapitalien hatten, abschrecken, weil es für eine werdende Kolonie kostbare Menschen waren; noch ihnen einen ausschließenden Vorzug geben, aus Furcht, sie möchten keine Helfer finden, die sich von ihnen abhängig machen ließen. Es war unumgänglich nöthig allen Emigranten ein Eigenthum anzubiethen, auf welches sie ihre Arbeit, ihren Fleiß,

ihr Geld, kurz ihr ganzes groß oder kleines Vermögen zu ihrem Nutzen verwenden konnten. Man mußte voraus sehen, daß Europäer, ihr Zustand mochte seyn welcher er wollte, ihr Vaterland, nicht ohne die Hoffnung eines beßren Schicksals verlassen würden; und daß, wenn man ihre Hoffnung und ihr Vertrauen in diesem Punkte täuschte, so richtete man die Kolonie zu Grunde, die man anlegen wollte.

Umsonst übernahm es die Regierung, die neuen Kolonisten, zwey Jahre lang, mit Unterhalt zu versorgen. Das erfoderte zu viel Lebensmittel auf einmal. Sie mußten theils unterwegens, theils im Lande selbst verderben. Der bloße Transport, durch welchen ein Theil derselben aufgezehrt, und das übrige verschlimmert wurde, mußte sich theuer, rar und schädlich machen. Eine heiße Himmelsluft, ein feuchtes Land gaben einen doppelten Grund zum Verderben der Nahrungsmittel, und zu einer tödtlichen Seuche unter den Menschen ab. Es wäre thöricht gewesen, wenn man eine hinreichende Anzahl Thiere aus Europa nach Guyana hätte schaffen wollen, um einer zahlreichen Kolonie täglich frisch Fleisch zu liefern. Der größte Theil wäre unterwegens oder nach der Ankunft gestorben; denn die Thiere haben von den schleunigen Abwechselungen in der Luft, und der Veränderung des Himmelsstriches und der Nahrungsmittel mehr auszustehn, weil sie unmittelbarer unter der Hand der Natur stehn.

Die Besetzung des Landes mit Heerden hätte vor der Besetzung mit Menschen vorhergehn müssen. Beyde hätte man sollen allmählig vermehren, und

den

den Keim zum Landbau in jene entfernte Gegend werfen, ehe man viele Einwohner hinein bringen wollte. Die ersten Transporte hätten gering und mit allen zum Landbau nöthigen Vorschüssen und Mitteln versehen seyn sollen. So wie die werdende Kolonie zu ihrem Gebrauch und darüber gebauet hätte, so wäre der Aufkauf ihrer Erndte ein Mittel zum Wachsthum derselben gewesen. Ackerbau und Bevölkerung hätten einander wechselsweise erzeugt und vermehrt. Die neuen Kolonisten hätten andre angelockt; und die Gesellschaft hätte, so wie der Mensch überhaupt, in zwanzig Jahren Kräfte erlangt.

So natürliche Betrachtungen ließ man sich nicht einkommen. Zwölf tausend Mann wurden nach einer langen Fahrt auf wüsten und unbewohnbaren Ufern ans Land gesetzt. Man weiß, daß unter der ganzen heißen Zone das Jahr in zwo Jahreszeiten abgetheilt ist, in die trockne nämlich und in die regnigte. In Guyana fällt der Regen, vom Anfange Novembers an bis zu Ende Mays, so heftig, daß die Länder überschwemmt und gar nicht im Stande sind, gebauet zu werden. Wenn die neuen Kolonisten im Anfange der trocknen Jahrszeit hingekommen wären, so hätte man sie auf die für sie bestimmten Ländereyen angestellt, und sie hätten Zeit gehabt, ihre Wohnungen einzurichten, die Waldungen umzuhauen oder zu verbrennen, ihre Felder zu umgraben und zu besäen.

Aus Ermanglung dieser Ueberlegungen, wußte man nicht, wo man diese große Menge Menschen, die in der regnigten Jahrszeit immer hinter einander ankamen, hinthun sollte. Die Insel Cayenne hätte

den neuen Ankommenden zum einstweiligen Aufenthalt und Erquickungsort dienen können. Man hätte Obdach und Hülfe daselbst gefunden. Allein der falsche Gedanke, womit man eingenommen war, daß man die neue Kolonie nicht mit der alten vermengen wollte, machte, daß man diese Hülfe verwarf. Folglich setzte man dieses Eigensinns wegen zwölf tausend Schlachtopfer an den Ufern des Kuru, auf eine Sandenge, zwischen ungesunden Scheeren, unter einem schlechten Schoppen ans Land. Der Unthätigkeit, der Langenweile, allen Unordnungen, die der Müssiggang in einem aus der Ferne her unter einem neuen Himmel versetzten Pöbel erzeugt, dem aus einer solchen Lage entspringenden Elende nnd Krankheiten dort überlassen, endigten sie ihr trauriges Schicksal in der schrecklichsten Verzweiflung. Ihre Asche wird ewig gegen die Erfinder und Begünstiger eines so verderblichen Entwurfs, der so viele Unglückselige, mit so großen Kosten, auf einmal ums Leben gebracht hat, um Rache schreyen; als wenn der Krieg, dessen Lücken sie erfüllen sollten, nicht innerhalb acht Jahren genug hingerafft hätte.

Damit diesem Unglücke ja nichts mangeln möchte, so mußten noch funfzehn hundert Menschen, die dem Sterben entgangen waren, durch eine Ueberschwemmung umkommen. Man vertheilte sie auf Ländereyen, wo sie, sobald die regnigte Jahrszeit wieder eintrat, überschwemmt wurden. Sie kamen alle da um, ohne den geringsten Keim zu einer Nachkommenschaft, noch eine Spuhr ihres Andenkens zurückzulassen.

Der

Der Staat hat diesen Verlust beklagt, und den Haupturheber desselben vor Gericht gefodert und gestraft. Aber wie schmerzhaft ist es für das Vaterland, für die Unterthanen, für die Herzen, die auf das Französische Blut geizig sind, wenn sie sehn müssen, daß dasselbe, aus einer thörichten Eifersucht der Gewalt, die ein strenges Stillschweigen über die öffentlichen Angelegenheiten gebiethet, in so verderblichen Unternehmungen verschwendet wird. Ach! ist es nicht der Vortheil der ganzen Nation, daß die Häupter derselben Einsichten besitzen? Und können sie anders dazu gelangen als durch die allgemeinen Einsichten? Warum verbirgt man der Nation Projekte, deren Gegenstand und Werkzeug sie seyn soll? Hofft man den Willen ohne die Einbildung zu beherrschen; Muth ohne Zutrauen einzuflößen? Die wahren Einsichten liegen in den öffentlichen Schriften, wo die Wahrheit sich frey zeiget, wo die Lügen fürchtet entdeckt zu werden. Die geheimen Aufsätze, die besondern Entwürfe, sind fast immer nur ein Werk geschickter und interessirter Gemüther, die sich durch finstre und krumme Gänge in das Kabinet der Staatsminister einschleichen. Wenn ein Regent, wenn ein Minister sich nach der öffentlichen Meynung der Einsichtsvollen betragen hat, und er dann Unglücksfälle erfahren muß, so kann es ihm weder Himmel noch Erde vorwerfen. Aber Unternehmungen, die ohne den Rath und den Wunsch der Nation angestellt sind; Begebenheiten, die ohne Vorwissen aller derjenigen, deren Leben und Vermögen man ausseßt, eingefädelt werden; was ist das wohl anders als ein geheimes

Bündniß, eine Verschwörung einiger einzelnen Menschen gegen die ganze Gesellschaft? Wie lange wird noch die oberste Gewalt glauben, sie erniedrige sich, wenn sie sich mit den Unterthanen unterhält? Wie lange wird sie noch den Menschen Verachtung genug zeigen, um nicht einmal sich zu bemühen, die Verzeihung ihrer Fehler zu erlangen?

Was ist aus der Katostrophe, wo so viele Unterthanen, so viel Fremde, dem Irrthum des Französischen Ministeriums in Ansehung Guyanas aufgeopfert worden sind, erfolgt? Daß man dieß unglückliche Land, mit aller Ausschweifung, die der aus dem Unglück entspringende Groll zu den würklichen Ursachen hinzufügt, verrufen hat. Man geht so weit, daß man vorgiebt, es sey nicht einmal möglich, dort eine Kolonie in blühenden Zustand zu setzen, auch wenn man den Grundsätzen in Ansehung des Landbaues und der Verwaltung folgte, worauf sich der Flor aller übrigen gründet. Diese Meynung steifet sich auf die Dürre des Bodens; auf die übermäßige Feuchtigkeit der Himmelsluft; auf die ungeheuren Schwärme von Ameisen, womit dieß Land geplagt wird; auf die leichten Mittel, die die Sklaven darinn haben werden, davon zu laufen. Es ist in diesen Klagen Wahres, aber auch viel Uebertriebenes.

Weil die Insel Cayenne eben nicht sehr fruchtbar ist, so kann man nicht ohne Unbilligkeit daraus schließen, daß das benachbarte feste Land sich den Arbeiten des Landbaues eben so widerspenstig erzeige. Diejenigen, die diesen Schluß machen, bleiben bey

den moräſtigen Küſten eines ſo großen Landes ſtehen. Aber die Beobachter, die tiefer hineingedrungen ſind, denken ganz anders davon, und die wenigen Erfahrungen, die man ſchon damit angeſtellt hat, widerſprechen einem Vorurtheil, das ſich nur auf den erſten Anſchein gründet.

Die Unruhe, die aus dem beſtändigen Regen entſpringt, iſt ſo ungegründet nicht. Dieſe ſchädliche Beſchaffenheit der Jahrszeiten ſetzt das Leben der Einwohner in Gefahr, nöthiget ſie zu mühſamern Arbeiten, macht die Erndten ungewiſſer, zumal die vom Zucker, welche auf dem feſten Lande bis dahin weder ſo ergiebig noch von ſo guter Beſchaffenheit geweſen iſt, als auf den Inſeln. Aber man glaubt ganz gewiß, daß die Ueberſchwemmungen abnehmen werden, ſo wie man die Holzungen, die ſeit dem Anfange der Welt dieſe unermeßlichen Wüſteneyen bedecken, umhauen wird. Die Bäume ziehen Regen und Thau nach ſich, ſie unterhalten die Feuchtigkeit der Erde, indem ſie ihr die Sonnenſtrahlen verbergen. Man ſchaffe nur dieſe großen Gewächſe weg, die durch ihre tiefen Wurzeln, durch ihre ausgebreiteten Zweige, alle ſowol innerhalb der Erde, als in der Luft um derſelben im Umlauf ſeyenden Säfte des Wachsthums anziehen und einſaugen; ſo wird nichts als eine für die Gewächſe nützliche Kühlung übrig bleiben.

Die mehrſten werden anjetzt von den Ameiſen angefallen; und zwar verſchiedne ſo ſtark, daß man bisweilen die gegründetſten Hoffnungen zu Schanden werden ſieht, aber das iſt eine Plage, die alle neuen Pflanzörter in Amerika haben aushalten müſſen.

Mit der Zeit sind sie davon befreyet worden. Verschiedene haben gar nichts mehr, andre nur sehr wenig davon auszustehn. In Guyana wird es auch immer besser damit werden, so wie man mehr Länder reuten wird.

Was die Negersklaven anbetrifft, wenn man Gefahr besorgt, sie davon laufen, und sich in die Wälder retten, versammlen, und verschanzen zu sehen, so liegt die Schuld an der Tyranney ihrer Herren. Mit diesem Umstande hat es freylich auf dem festen Lande mehr zu sagen, als auf den Inseln; aber man wird das Entlaufen dieser Unglücklichen verhüten, wenn man ihren Zustand erträglich macht. Das Gesetz der Nothwendigkeit, dem selbst die Tyrannen gehorchen müssen, wird in Guyana eine Mäßigung vorschreiben, die die Menschlichkeit überall einflößen sollte.

Das Hinderniß, das man am wenigsten voraussieht, ob es gleich das unübersteiglichste seyn dürfte, das ist die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit einen wichtigen Landbau an den Küsten von Guyana anzulegen. Die der Insel Cayenne nach Süden liegende Küste zeigt auf einer zwanzig Meilen langen Strecke nichts als einen Cloak, der monathlich zweymal durch die Fluthen im Voll, und Neumonde überschwemmt, und jedesmal in der Zwischenzeit wieder ausgetrocknet wird. Die nach Norden liegende ist ordentlich sechs Monathe im Jahre mit Wasser bedeckt, und kann also nur eine ungewisse Fruchtbarkeit haben. Das Zuckerrohr verdirbt da beym ersten maligen Tragen, und das muß die Arbeit ohne die Produkte vermehren.

mehren. Ueberdem ist dieser Theil erstaunlich ungesund. Ein östlicher Wind treibt alle bösen Dünste, die die Sonnenhitze aus dem morastigen Boden an der Südseite herauszieht, dahin.

Die Flüsse Cayenne, Apruak, Oyapoko, Kuru und Marony, haben diese Unbequemlichkeiten in ihrem Laufe nicht. Man findet fünf bis sechshundert dem Unglücke der Kolonie entgangne Menschen an den Sinemary. Sie genießen die beste Gesundheit, ihr kleiner Anbau gelingt ihnen so gut als möglich; und das Vieh vermehret sich ganz erstaunlich. Die höchsten Ufer der andern Flüsse biethen dieselbigen Vortheile dar, ja einige sogar eine leichtere Schiffahrt für Boote oder für Schiffe.

Alle diese Untersuchungen beweisen, daß Frankreich die Besetzung von Guyana nicht aufgeben muß. Anfänglich wird der Zucker voller Wasser, ohne Kraft, und gar nicht ergiebig seyn; aber er ist auf frisch gereuteten Ländereyen anfänglich fast nie besser gewesen. Kaffee, Kakao, Baumwolle, gelangen in Guyana zu einem Grade der Vortrefflichkeit, den sie auf den Antillen nicht haben. Toback muß da gut fortkommen. Der Indig, der sonst in großem Ueberfluß dort wuchs, ist aus der Art geschlagen: aber er wird seine vormalige Güte wieder erlangen, wenn man frischen Saamen von San-Domingo kommen läßt. Der Roku wird eben nicht theuer bezahlt, aber sein Abgang ist gewiß. Die Vanillie wächst da wild. Man hat sie noch gar nicht gebraucht, weil die Hülsen, worinn sie liegt, so bald sie abgelesen sind, verfaulen. Es ist leicht, von dem Bau

des Baumes, worauf sie wachsen, Nachricht einzuziehen, und Guyana mit diesem Handlungszweige zu bereichern.

Die großen Ausfuhren von Reiß, Holz, Vieh, gesalzenen Fischen, womit man sich zu schmeicheln wagt, sind so gewiß nicht. Die Kolonie könnte sich freylich darauf legen, aber sie hätte keine Auswege dazu. Der Vertrieb nach den französischen Windinseln, der der einzige sich darbiethende ist, kann niemals sehr beträchtlich werden. Da diese Besitzungen nichts gegen diese Waaren geben können, so werden die Schiffahrtskosten diesen Verkehr nothwendig matt erhalten.

Aber wenn dieser auch fehlte, so kann der Verkehr zwischen Guyana und dem Hauptlande doch sehr lebhaft seyn. Alles wird von den Aufmunterungen abhängen, die der französische Hof dieser Besitzung ertheilen wird. Sie biethet nicht mehr Schwierigkeiten dar als Surinam, wo eine anhaltendere Arbeit und größere Mittel doch niemals so viel Produkte geliefert haben als auf den Inseln. Warum sollte Frankreich nicht durch Vorschüsse und Prämien, die ein Staat zu einem großen wahrhaftig nützlichen Anbau immer herschießen muß, nicht Guyana auf eben den Punkt erheben, als jene holländische Kolonie. Neuer Anbau; das sind Eroberungen über den Caos, die allen Menschen zum Vortheil dienen, nicht aber Provinzen, die man verheert und verwüstet, um sich ihrer zu bemächtigen, und die das Blut zwoer Nationen kosten, ohne daß eine dadurch reicher würde; die man mit großen Kosten verwahren, und Jahrhun-

hunderte lang mit Truppen bedecken muß, ehe man sich den sichern Besitz derselben versprechen kann. Guyana verlangt nur Arbeit und Bewohner. Wie viel Bewegungsgründe sind da nicht vorhanden, um sie diesem Lande zu schenken.

Diese Kolonie kann ihre Heerden und ihre Lebensmittel nach Lusten vermehren. Schwerlich sollte man sie einnehmen, und noch schwerer bloquirt halten können. Sie wird also nie erobert werden. Die Antillen hingegen sind einmal eingenommen worden: und eine über ihre Zurückgabe heftig erbitterte Nation bedauert ihren Verlust, und der Besitz derselben reizt wieder ihre ganze Habsucht. Ihr Verdruß giebt Anlaß zu glauben, daß sie immer bereit seyn wird, durch die Gewalt der Waffen, die in den Unterhandlungen begangnen Fehler wieder gut zu machen. Das wohlgegründete Vertrauen, das sie auf ihr Seewesen, auf den blühenden Zustand ihrer nördlichen Kolonien setzt, wird machen, daß sie sich gar bald wieder in einen neuen Krieg einlassen wird, um das wieder zu bekommen, was sie im letzten Frieden abgetreten hat. Wenn das Glück der weisen Verwaltung ihrer glückseligen Regierung noch beystünde; wenn ein durch Siege, deren Vortheil die Unterthanen allein genießen, aufgemuntertes Volk, immer eine Nation überwältigte, die nur für ihre Könige ficht; so bliebe doch Guyana, wo man alle Produkte bauen würde, aus denen die Gewohnheit ein Bedürfniß gemacht hat, und für die man den Fremden einen ungeheuren Zoll bezahlen müßte, wenn sie die Nationalkolonien nicht mehr liefern könnten, eine große Hülfe.

Alles, was nöthig ist, um sich die Vortheile, die diese Besitzung darbiethet, zu versichern, muß noch erst gethan werden. Im 1ten Jenner 1769 fanden sich daselbst nur erst 1291 freye Menschen und 8047 Sklaven. Die Heerden stiegen nicht über 1923 Stück groß Vieh, und 1077 klein Vieh. Die Produkte dieser Kolonie waren noch geringer als sie nach diesen schwachen Mitteln hätten seyn können; weil sich in den Werkstätten, nichts als weiße Menschen ohne Einsicht, und Negern ohne Gehorsam befanden. Der Zeit kommt es zu, Einsichten und Disciplin einzuführen. Bis zu diesem glücklichen Zeitpunkt wollen wir Guyana bey Seite setzen, und uns nach St. Lucia wenden.

V.

Man streitet sich lange um St. Lucia. Es bleibt endlich den Franzosen.

Die Engländer bemächtigten sich dieser Insel ohne Widerstand, ganz im Anfange des J. 1639. Sie lebten seit anderthalb Jahren dort ganz ruhig; als ein Schiff von ihrer Nation, welches durch eine Windstille vor Dominika war aufgehalten worden, einige Karaiben, die mit Früchten auf ihren Pirogen herbey geeilt waren, mit fortschleppten. Diese Gewaltthätigkeit bewog die Wilden auf St. Vinzent und Martiniko sich mit den beleidigten Wilden zu vereinigen, und sie fielen 1640 im Monath August auf die neue Kolonie los. Die wenigen, die dieser Rache entgiengen, verließen diese Niederlassung, mit der

es

es unmöglich sehr weit gekommen seyn konnte, auf ewig.

In den ersten Zeiten der Welt, ehe gesittete bürgerliche Gesellschaften entstanden waren, hatten alle Menschen überhaupt an allen Dingen auf der Welt ein Recht. Ein jeder konnte so viel nehmen, als er wollte, um sich dessen zu bedienen, und auch um zu verzehren, was verzehrt werden konnte. Der Gebrauch, den man dergestalt von dem allgemeinen Rechte machte, diente statt des Eigenthums. So bald einer auf die Art eine Sache genommen hatte, so konnte sie ihm keiner ohne Ungerechtigkeit abnehmen. Unter diesem Gesichtspunkte, der nur dem Stande der Natur zukommt, betrachteten die Europäischen Nationen Amerika, nachdem man es entdeckt hatte. Die Landeseingebohrnen rechneten sie für nichts, und wenn sie sich eines Landes bemächtigen wollten, so war es genug, wenn es nur keines von den Völkern auf unserm Welttheile besaß. Dieß war die Beschaffenheit des Staatsrechts, das man beständig und unabänderlich in der neuen Welt befolgte, und das man sich nicht einmal geschämt hat, im gegenwärtigen Jahrhunderte, während des letzten Krieges, rechtfertigen zu wollen.

Nach diesen Grundsätzen, die der Verfasser einer philosophischen Geschichte des Handels erröthen würde, gut zu heißen, mußte St. Lucia jeder Macht gehören, die es mit Menschen besetzen konnte oder wollte. Die Franzosen kamen zuerst auf den Einfall. Sie schickten 1650 vierzig Einwohner, unter der Anführung eines tapfern, klugen, thätigen, und bey

den

den Wilden, deswegen, weil er eine Frau aus ihren Mitteln genommen hatte, ganz besonders bellebten Mannes, mit Namen Rousselan, dahin. Sein vier Jahr nachhero erfolgter Tod vernichtete alle das Gute wieder, was er angefangen hatte zu thun. Drey von seinen Nachfolgern wurden von den Karaiben, welche mit der Aufführung, die man gegen sie annahm, miszufrieden waren, ermordet, und die Kolonie lag darnieder, als sie 1664 von den Engländern eingenommen, und 1666 wiederum geräumet wurde.

Kaum waren sie abgesegelt, so ließen sich die Franzosen wieder auf dem Eilande sehen. Ihre Zahl hatte sich noch eben nicht vermehrt, es mochte, was da wollte, hieran Schuld seyn, als der Feind, der sie zum ersten male verjagt hatte, sie zwanzig Jahr nachher noch einmal zwang, ihre Wohnplätze zu verlassen. Einige flohen, statt die Insel zu räumen, in die Wälder. So bald der Sieger, der nur einen übergänglichen Einfall gethan hatte, sich wegbegab, so nahmen sie ihre Arbeiten wieder vor. Das dauerte aber nicht lange. Der Krieg, der bald darauf Europa plagte, flößte ihnen die Furcht ein, sie möchten ein Raub des ersten Kapers werden, der Lust hätte sie auszuplündern, und sie giengen daher in die Besitzungen ihrer Landsleute, die mehr Macht besaßen, oder sich einen mächtigern Schutz versprechen konnten, um da Ruhe zu suchen. Darauf war kein beständiger Landbau, noch eine ordentliche Kolonie mehr auf St. Lucia. Es wurde nur von Einwohnern aus Martiniko besucht, die Holz darauf fällten,

sich Kähne daselbst machten, und ziemlich beträchtliche Werfte darauf hielten.

Da sich desertirte Soldaten und Matrosen nach dem Uetrechter Frieden darauf gerettet hatten, so verfiel der Marschall von Etrees auf den Gedanken, es für sich zu verlangen. Kaum war es ihm 1711 ertheilt worden, so schickte er einen Befehlshaber, Kanonen, Truppen und Ackerleute dahin. Diese lärmvolle Rüstung verdroß den Hof zu London, der wegen seiner ersten Besitznehmung Ansprüche auf das Eiland hatte, so wie hingegen der französische Hof die Seinigen auf einen selten unterbrochnen Besitz gründete. Die Klagen des erstern bewogen das französische Ministerium zu befehlen, daß die Dinge in dem Zustande bleiben sollten, worinn sie vor der verwilligten Schenkung waren. Es mochte nun diese Gefälligkeit den Engländern nicht hinreichend scheinen; oder sie mochten daraus glauben sie könnten alles wagen: so gaben sie selbst 1722 St. Lucia an den Herzog von Montague, welcher Besitz davon nehmen ließ. Diese widersprechenden Ansprüche setzten beyde Kronen in Verlegenheit. Sie rissen sich 1731 heraus, indem sie einig wurden, daß, bis ihre beyderseitigen Rechte auseinander gesetzt worden wären, die Insel von beyden Nationen geräumt werden, sie aber beyderseits die Freyheit behalten sollten, Wasser und Holz daher zu holen.

Diese unzuverlässige Einrichtung ließ dem Privatbesten Freyheit zu walten. Der Engländer störte die Franzosen nicht mehr in dem Genuß seiner Wohnsitze, aber er bediente sich ihrer, um einen verbothnen

Handel

Handel mit reichern Kolonien anzulegen, den die Unterthanen der beyden Regierungen einander gleich vortheilhaft zu seyn glaubten. Er hat mit abwechselnder Lebhaftigkeit, bis zum Frieden von 1763, gedauert, durch welchen Frankreich den so lange und so hartnäckig streitiggemachten Besitz von St. Lucia unwiderstreitlich erhalten hat.

VI.

Was St. Lucia in den Händen der Franzosen geworden ist.

Eine Niederlage daraus zu machen, das war der erste Gebrauch, zu dem der Hof zu Versailles seine neue Besitzung bestimmte. Seit einigen Jahren war es als ausgemacht angenommen worden, daß die Kolonien auf den Windinseln weder das Holz noch das Vieh aus dem nördlichen Amerika entbehren könnten. Man fand Schwierigkeiten dabey, sie gerade zu aufzunehmen, und St. Lucia ward als ein sehr gelegner Ort angesehen, um daselbst diese Dinge gegen den Syrup aus Martiniko und Guadalupe einzutauschen. Die Erfahrung zeigte gar bald, daß diese Einrichtung nicht thunlich war.

Wenn sie statt finden sollte, müßten die Engländer entweder ihre Ladungen in Niederlagen bringen, oder sie an Bord behalten, oder sie an Kaufleute verkaufen, die in der Insel wohnhaft wären; und von diesen dreyen Dingen ist eine so unmöglich als die andere.

Niemals werden sich Engländer entschließen, ihr Vieh, deren Hütung, Nahrung und Verunglü-

cken,

ken, sie zu Grunde richten würde, aus den Augen zu verlieren; noch Niederlagen für ihr Holz zu bezahlen, weil Waaren von so geringem Werthe, und so großen Raum haltend, die Kosten einer Niederlage nicht tragen. Man darf auch nicht hoffen, daß sie auf ihren Fahrzeugen ruhig warten werden, bis Kaufleute von den Französischen Inseln kommen, um mit ihnen zu handeln: ihre Art Handel verträgt sich nicht mit diesen Zögerungen. Es bliebe also nur der Weg mit Kaufleuten, die sich auf St. Lucia als Mittelsmänner zum Einkauf und Verkaufe niederließen; aber ihre Verrichtung würde nothwendig so theuer zu stehen kommen, daß man sich ihrer gar nicht bedienen könnte.

Die Schwierigkeiten sind von Seiten der Eigenthümer des Sirups nicht minder groß, als von Seiten derer, die die amerikanischen Produkte herbeybringen. Da sie gewohnt sind, das Stückfaß um fünf und dreyßig bis sechs und dreyßig Livres *) zu verkaufen, so werden sie es niemals um zwey fünftheil geringer verkaufen wollen, welches für das Fuhrlohn, das Auffüllen und die Kommission dahin gehen würde. Soll der Engländer aber genöthiget werden, den Sirup theurer zu bezahlen, als er vorher that, so wird er auch gezwungen seyn, seine Waare nach Verhältniß zu vertheuren, und der Käufer wird sie sich nach dieser Preiserhöhung nicht mehr anschaffen können.

Das

*) 9 1/2 Rthlr.

Das Französische Ministerium hat auf den ersten Gedanken, den es gefaßt hatte, nicht weiter bestanden, ohne ihm jedoch förmlich zu entsagen, und sich mit der Sorge beschäftiget, Ackerbau zu St. Lucia anzulegen. Es hat im Jahr 1763 sieben bis acht hundert Menschen mit großen Kosten und mit einem größern Aufsehn, als es sich geziemte, hingesandt, deren trauriges Schicksal mehr Mitleiden als Verwunderung erregt. Unter den Wendezirkeln kosten die am besten eingerichteten Kolonien dem Dritttheile der Soldaten, die dahin geschickt werden, wenn es schon gesunde, starke, und gut verpflegte Leute sind, das Leben: ist es wohl zu verwundern, daß Elende, die man in dem Kothe Europas aufgelesen, und allen Plagen des Mangels, allen Schrecken der Verzweiflung überlassen hat, auf einer unbebauten und ungesunden Insel durchgängig umgekommen sind?

Der Vorzug, es mit Menschen zu besetzen, war den benachbarten Besitzungen vorbehalten. Franzosen, die ihre Pflanzungen auf der Insel Granada sehr vortheilhaft an die Engländer verkauft hatten, haben ihre Kapitalien zum Theil nach St. Lucia gebracht. Eine große Anzahl der Ackerleute auf St. Vinzent, erbittert darüber, daß sie sich genöthiget sahen, einen Boden, den sie mit unglaublicher Mühe urbar gemacht hatten, zu kaufen, sind denselben Weg gezogen. Martiniko hat von seinen Einwohnern diejenigen hergegeben, deren Besitzungen entweder nicht fruchtbar oder sehr klein waren, und Kaufleute, die einen Theil ihrer Kapitalien aus dem Handel heraus-

gezogen

gezogen hatten, um den Landbau anzulegen. Man hat jedem unter ihnen ein ihrem Vermögen angemeßnes Stück Land unentgeltlich gegeben. Diejenigen, die nur sehr schwache Mittel hatten, haben sich mit Arbeiten begnügt, welche wenig Vorschuß erfoderten. Die reichsten haben sich an wichtigere Unternehmungen gemacht.

Schon sind in der Kolonie neue Kirchspiele entstanden; achte unter dem Winde, und nur eine Windwärts. Dieser einem Theil des Eilandes über dem andern zugestandne Vorzug kommt nicht von der vorzüglicheren Beschaffenheit des Bodens her, sondern von der verschiedenen Leichtigkeit, womit man Schiffe empfangen und spediren kann. Mit der Zeit wird der Strich, den man bis dahin hat liegen lassen, auch besetzt werden; weil man täglich Buchten entdeckt, wo man alle Arten von Produkten auf Booten wird fortschaffen können.

Ein Weg, der um die Insel herum geht, und zwey, die von Osten nach Westen durch dieselbe hergehn, geben alle erwünschte Gelegenheiten, um die Waaren von den Pflanzungen an die Einschiffungsplätze zu schaffen. Mit der Zeit und mehrerem Vermögen werden diese Wege zu einem Grade von Vollkommenheit gelangen, den man ihnen nicht gleich geben konnte, weil das für eine entstehende Kolonie gar zu beträchtliche Kosten erfodert hätte. Die Frohndienste, durch welche diese Wege gemacht worden sind, haben so den Landbau aufgehalten und Murren verursacht; aber die Kolonisten fangen an, die weise und

standhafte Hand zu segnen, die diese Verrichtung zu ihrem Nutzen eingeleitet hat.

Den 1ten Jenner 1772 belief sich die Anzahl der Weißen auf der Insel, auf 2,018 lebendige Menschen. Es waren daselbst 663 freye Negern und 12,795 Sklaven. Die Heerden bestunden in 928 Maulthieren oder Pferden; 2,070 Stück Hornvieh und 3,184 Schaafen oder Ziegen. 38 Zuckerpflanzungen, welche 978 Quadrate Land erfoderten, 5,395,889 Kaffeestämme, 1,321,600 Kakaostämme, und 387 Quadrate Baumwolle machten den dortigen Landbau aus. Er war in sieben hundert und sechs Pflanzungen getheilt. Das gegenwärtige Einkommen beträgt eine Million Rthlr. Dieß Einkommen kann sich eine Zeitlang jährlich um ein Achttheil vermehren.

Es herrschte ein allgemeines Vorurtheil auf den Inseln gegen St. Lucia. Die Natur sollte ihr das versagt haben, was dazu nöthig ist, um ein Pflanzort von einiger Wichtigkeit zu werden. Der gemeinen Meynung nach war ihr ungleicher Boden weiter nichts, als ein dürrer Toffstein, der die Unkosten, die man anwenden würde, um ihn urbar zu machen, nie belohnen könnte. Die ungesunde Beschaffenheit ihrer Himmelsluft sollte alle die Wagehälse hinraffen, die aus Begierde reich zu werden, oder aus Verzweiflung hingerissen würden. Diese Gedanken waren allgemein als wahr angenommen.

Glückliche Versuche müssen die am stärksten eingenommenen von dem Vorurtheile befreyet haben. Der Boden ist zu St. Lucia am Ufer des Meers gar nicht schlecht, und wird immer besser, je tiefer man ins

Land

Land hinein kommt. Alles kann mit gutem Erfolg angebauet werden, außer einige Höhen und steilen Berge, auf welchen man noch deutliche Spuhren alter Vulkane erblickt. Es bleiben noch in einem tiefen Thale acht bis zehn Teiche, deren Wasser auf die schrecklichste Art kocht, und noch drey tausend Ruthen weit, nachdem es aus seinen Behältern geflossen ist, heiß bleibt. Man findet zwar auf der Insel keine großen Ebnen; aber viele kleine, worauf man funfzehn Millionen Pfund Zucker ziehen könnte. Die enge und länglichte Gestalt dieses Eilandes wird den Transport des Zuckers leicht machen, er mag wachsen, wo er will.

Die Luft ist auf St. Lucia, weiter im Lande hinein, nicht anders, als sie auf den übrigen Inseln war, ehe man sie bewohnt hatte; anfänglich nämlich unrein und ungesund: aber so wie die Wälder umgehauen werden, und die Erde kahler wird, so verliert auch sie ihr Schädliches. Die Luft, die man auf einem Theil der Küsten einathmet, ist tödtlicher. Unter dem Winde ergießen sich an denselben einige Flüsse, die von dem Fuße der Berge abfließen und also nicht Fall genug haben, um den Sand fortzutreiben, womit die Fluthen des Oceans ihre Mündung anfüllen. Diese unübersteigliche Wand macht, daß sie in dem Lande sehr ungesunde Moräste bilden. Ein so sichtbarer Grund war hinreichend gewesen, um die wenigen Karaiben, die man bey der ersten Ladung auf der Insel daselbst antraf, zu bewegen, sich von dieser Gegend zu entfernen. Die Franzosen, die durch eine stärkere Leidenschaft als die Begierde zur Selbsterhal-

erhaltung nach der neuen Welt hingetrieben werden, sind nicht so ekel gewesen als die Wilden. In der Gegend haben sie eben hauptsächlich ihren Landbau angelegt. Sie werden, über lang oder kurz, für ihre blinde Habsucht gestraft werden, wenn sie nicht Dämme aufführen und Kanäle graben, um dem Wasser einen Abfluß zu verschaffen. Die Gesundheit, die man an den Carenage und Marigotfluß genießt, als welche sich in etwas tiefe Buchten ergießen, läßt glauben, daß dieß Mittel gelingen würde.

Die Denkungsart und die Einsichten des Hrn. Grafen von Ennery, des Stifters der Kolonie, berechtigen uns zu versichern, daß, wenn diese Insel, die ungefähr fünf und vierzig Meilen im Umfange hat, den vollen Ackerbau treiben wird, dessen sie fähig ist, so wird sie funfzig tausend Sklaven beschäftigen, und für zehn Millionen Livres Waaren zum Handel liefern. Dieser Zeitpunkt des Flors muß nicht einmal sehr weit entfernt seyn, da die Thätigkeit der Ackerleute ganz von allen Fesseln, die sonst überall der Arbeit Hindernisse in den Weg gelegt haben, befreyet ist. Funfzig Mann, um gute Ordnung zu halten, machen alle Truppen aus, die sich auf St. Lucia befinden. Diese Insel bezahlt weder mittelbar noch unmittelbar die geringste Auflage. In ihren Rheden werden die Schiffe von allen Nationen ohne Unterschied, und ohne Ein- und Ausfuhrzoll aufgenommen. Eine jede bringt nach eignem Gutdünken die Waaren dahin, die sie am wohlfeilsten geben kann, und ladet die auf, die sie am theuersten anzubringen weiß. Seitdem Europa Besitzungen in der neuen Welt angelegt hat, ist keine

so

so vorzüglich gut behandelt worden. Diese ganz außerordentliche Gunst wird ohnstreitig ein Ende haben; und die Kolonie wird einstens, so wie alle andre, unter das Joch der verbietenden Gesetze gebracht werden. Aber einige Jahre Friede und Freyheit werden ihr die Kraft geben diese Last zu tragen.

VII.

Frankreichs Anschläge, um sich in dem Besitze von St. Lucia sicher zu erhalten.

Ehe das Hauptland diese Insel jener Last unterwirft, wird es Maaßregeln treffen, um sich ihrer Produkte, da es sie hat wissen in den blühenden Stand zu setzen, zu versichern. Man braucht nur, um sie zu erhalten, den Hafen des Carenage vor allem Angriff zu befestigen.

Dieser berühmte Hafen vereinigt viele Bequemlichkeiten in sich. Man findet überall sehr tiefen und sehr vortrefflichen Ankergrund. Die Natur hat drey Kalfaterplätze daselbst angelegt, die keinen Kay brauchen, und nur nöthig hat die Spille zu führen, um das Schiff aufs Land zu ziehen. Dreyßig Schiffe von der Linie könnten vor den Orkanen darinnen sicher liegen, ohne sich die Mühe zu geben anzuschlagen. Die Boote aus der dortigen Gegend, die lange Zeit darinn gelegen haben, sind niemals von den Würmern angestochen worden; allein man hofft nicht, daß dieser Vortheil dauren könne, der Grund davon sey, welcher er wolle. Uebrigens ist der Wind immer gut um herauszukommen, und das zahlreichste Geschwa-

der würde keine Stunde brauchen, um in die offenbare See zu kommen.

Eine so vortheilhafte Lage kann nicht nur alle Nationalbesitzungen vertheidigen, sondern auch des Feindes seine, durch ganz Amerika, bedrohen. Die Seemacht der Engländer kann unmöglich alle Orte decken. Das schwächste Geschwader, wenn es von St. Lucia abseegelte, könnte, in wenig Tagen, die Kolonien, die am sichersten gelegen sind, und also in der größten Sorglosigkeit stehen würden, verheeren. Um es zu verhindern, Schaden zu thun, müßte man den Carenage Hafen blokiren, und dieses so kostbare als mühsame Kreuzen könnte doch durch einen kühnen Mann, der alles wagte, was man zur See wagen kann, fruchtlos gemacht werden.

Der Carenage Hafen, der die Ungelegenheit hat, daß er die Schiffe, die in dessen Gesicht liegen, der Gefahr aussetzt, weggenommen zu werden, hat Groß-Britannien nie der Mühe werth gehalten; weil es mächtig und einsichtsvoll genug ist, um zu denken, daß die Rheden durch die Schiffe, nicht aber die Schiffe durch die Rheden sicher gestellt werden müssen. Für Frankreich aber besitzt dieser Hafen die größte Seevertheidigung; nämlich eine Lage, vermöge welcher kein Schiff mit vollen Segeln hineinfahren kann. Es giebt verschiedene Stellen, wo man sich muß boogsiren lassen, um hinein zu kommen. Man kann zwischen den beyden Spitzen nicht laviren. Da der Grund auf einmal zunimmt, und dicht am Lande weg von fünf und zwanzig Faden auf hundert fällt, so würde das den Angreifenden nicht erlauben, sich on

einan-

einander zu hängen. Es kann nur ein Schiff auf einmal hinein kommen, und das hätte von vorn und von beyden Seiten das Feuer aus bedeckten Batterien auszuhalten.

Wenn der Feind den Hafen angreifen wollte, so wäre er genöthiget, seine Landung in der Chocbucht zu machen, welches ein flaches eine Meile langes Ufer ist, das vom Carenage Hafen, nur durch die Vigiespitze, die diese Bucht bildet, getrennet ist. Wenn er Herr von der Vigie würde, dann bohrte er alle Schiffe, die in der Rhede wären, in Grund, oder zwänge sie, sich zu ergeben; und das könnte ohne Verlust von seiner Seite geschehen, weil auf dieser Halbinsel, ob sie schon unter dem Feuer eines Kastels, das auf jener Seite des Hafens gebauet ist, liegt, der Feind doch von jener Seite gedeckt ist. Dieser brauchte alsdenn nur aus Mörsern zu feuern: er ließe nicht einen Kanonen Schuß thun, und würden nicht einen Mann dabey wagen.

Wenn es hinreichend wäre, dem Feinde den Eingang des Hafens zu verwehren, so brauchte man Vigie nicht zu befestigen. Man könnte ihm schon ohne diese Vorsorge verwehren, hinein zu dringen; aber man muß auch die Schiffe der Nation sicher stellen. Ein kleines Geschwader muß da der ganzen englischen Macht trotz biethen können, sie zwingen es zu blokiren, von ihrer Abwesenheit oder von dem geringsten Fehler gleich Vortheil ziehen; und das geht nicht an, ohne den Gipfel dieser Halbinsel zu befestigen. Man kann freylich nicht bergen, daß, wenn man so die Vertheidigungen vermehrt, so vermehrt

man auch die Menge Menschen, die zu ihrer Beschützung nöthig sind; aber wenn sich Schiffe in dem Hafen befinden, so wird es ihren Matrosen und Kanoniers obliegen, Vigie zu besetzen; und sie werden das um so muthiger thun, da das Wohl des Geschwaders davon abhängen wird. Liegen keine Schiffe im Hafen, so wird Vigie verlassen oder nicht stark vertheidigt werden; und zwar aus folgenden Gründen.

Auf jener Seite liegt eine Anhöhe, die der glückliche Berg heißt. Die oberste Fläche desselben bietet eine von jenen glücklichen Lagen dar, die man selten antrifft, um ein Kastel darauf zu bauen, dessen Angriff fast eben so viel Zurüstungen erfodern würde, als unsere beßten europäischen Festungen. Dieses gegenwärtig im Vorschlag seyende Werk, und das ohnstreitig einmal wird ausgeführt werden, wird den Vortheil haben, den Carenage Hafen an allen Orten zu schützen; alle Anhöhen, die ihn umgeben, zu bestreichen; den Hafen für den Feind unhaltbar zu machen; die Stadt, die man auf den Abhang des Berges bauen soll, sicher zu stellen; und endlich den Feind zu verhindern, in der Insel einzudringen, wenn er gleich seine Landung zu Choc gemacht, und Vigie eingenommen hätte. Tiefer eindringende Ueberlegungen über die Anstalten, die die Erhaltung von St. Lucia erfodern würde, gehören für die Leute vom Handwerke. Es ist besser, wir lenken die Aufmerksamkeit des Lesers auf Martiniko.

VIII.

Die Franzosen lassen sich zu Martiniko auf den Ruinen der Karaiben nieder.

Diese Insel ist sechszehn Meilen lang und hält fünf und vierzig im Umkreise, die Vorgebirge nicht mit gerechnet, welche hie und da zwey bis drey Meilen weit ins Meer hinein gehen. Sie ist erstaunlich abwechselnd, und mit kleinen Bergen, die mehrentheils eine kegelförmige Gestalt haben, durchschnitten. Drey Berge herrschten über diese kleinern Anhöhen. Der höchste trägt die unauslöschlichen Spuren eines alten Vulkans an sich. Die Holzungen, womit er bedeckt ist, halten die Wolken beständig auf, unterhalten daselbst eine ungesunde Feuchtigkeit, die ihn vollends abscheulich und unzugänglich machen, da hingegen die beiden andern fast gänzlich bebaut sind. Aus diesen Bergen, hauptsächlich aber aus erstern, entspringen die häufigen Quellen, womit die Insel durchwässert ist. Ihre Wasser, die wie kleine Bäche fließen, verwandeln sich in Ströhme beym geringsten Gewitter. Sie erhalten ihre Beschaffenheit von dem Boden, durch den sie fließen, und sind an einigen Stellen vortrefflich, an andern aber so schlecht, daß man zum Trinken das Wasser brauchen muß, welches man in den nassen Jahrszeiten auffammlet.

Denambuc, der Martiniko hatte rekognoscirem lassen, segelte im J. 1635 von St. Christoph ab, um seine Nation dort ansäßig zu machen. Aus Europa wollte er seine neuen Kolonisten nicht nehmen. Er sah zum voraus, daß Menschen, die durch eine

lange Seereise ermüdet wären, größtentheils, wenn sie anlangten, entweder durch die üble Beschaffenheit eines neuen Klimas, oder durch das Elend, das gemeiniglich auf Wanderungen erfolgt, hingerafft werden würden. Hundert Mann, die seit langer Zeit in seiner Statthalterschaft von St. Christoph wohnten, tapfer, thätig, an Arbeiten und Strapazen gewohnt, im Reuten der Ländereyen und Errichtung von Wohnplätzen geschickt; und mit Kartoffeln und allem schicklichen Gesäme hinlänglich versehen waren: dieß wurden die einzigen Stifter dieses neuen Pflanzorts.

Ihre erste Niederlassung geschah ganz ruhig. Die Landeseingebohrnen, durch das Schießgewehr in Schrecken gesetzt, oder durch Versicherungen verleitet, überließen den Franzosen den Theil der Insel, der nach Mittag und Abend hinliegt, und begaben sich in den andern. Diese Ruhe dauerte nicht lange. Die Karaiben, welche sahen, wie sich diese kühnen Fremdlinge täglich vermehrten, merkten, daß sie ihrem Untergange nicht entgehen könnten, wenn sie dieselben nicht zuerst ausrotteten; und sie bewogen die Wilden der benachbarten Eilande, an ihrem Vorhaben Theil zu nehmen. Alle zusammen fielen auf ein schlechtes Kastel los, das man auf alle Gefahr angelegt hatte, aber sie wurden so muthig empfangen, daß sie sich zurück zogen, nachdem sie sieben bis acht hundert ihrer besten Krieger auf dem Platze liegen gelassen. Diese Schlappe machte, daß sie auf lange Zeit verschwanden, und sie kamen nachher mit Geschenken und Reuevollen Reden wieder. Man empfieng sie freundlich,

und die Versöhnung ward mit einigen Maaßen Brandtewein, die man ihnen zu trinken gab, bestätigt.

Die Arbeiten waren bis zu der Zeit beschwerlich gewesen. Die Furcht überfallen zu werden nöthigte die Kolonisten aus den drey Wohnsitzen, alle Nächte in dem mittelsten zusammen zu kommen, den man immer im Vertheidigungsstande erhielt. Da schliefen sie ganz ruhig unter der Obhut ihrer Hunde und einer Schildwacht. Des Tages gieng keiner ohne seine Flinte und ein paar Pistolen am Gurt hängend aus. Diese Vorsorgen nahmen ein Ende, als die beyden Nationen sich wieder vertragen hatten; aber diejenige, um deren Freundschaft und Gewogenheit man gebethen hatte, mißbrauchte ihre Uebermacht so sehr, um ihre Eingriffe weiter auszudehnen, daß sie einen nicht recht erloschenen Haß in dem Herzen der andern gar bald wieder entzündete. Die Wilden, deren Lebensart ein weitläuftiges Gebieth verlangt, fanden sich täglich mehr in die Enge getrieben: sie griffen daher zur List, um einen Feind zu schwächen, gegen den sie sich nicht mehr getraueten Gewalt zu brauchen. Sie vertheilten sich in kleine Haufen; belauschten die Franzosen, die die Wälder besuchten, warteten, bis der Jäger seinen Schuß gethan hatte, und ehe er wieder laden konnte, fielen sie über ihn her und schlugen ihn todt. Es waren auf die Art wohl zwanzig Mann verschwunden, ehe man wußte wie. Sobald man es aber erfuhr, so gieng man auf die Angreifenden los, schlug sie, verbrannte ihre Karbets, ermordete ihre Weiber und Kinder;

und was diesem Blutbade entgieng, verließ Martinik im Jahr 1658, um sich nie wieder da sehen zu lassen.

Die Franzosen, die durch diesen Abzug die einzigen Herren auf der Insel geworden waren, besetzten ruhig alle Stellen, die ihnen für ihren Landbau am gelegensten waren. Sie bestunden damals aus zwo Klassen, zu der ersten gehörten diejenigen, die ihre Reise nach Amerika bezahlt hatten, und man nannte sie Einwohner. Die Regierung ertheilte ihnen Ländereyen, um sie unter der Bedingung einer jährlichen Abgabe als ihr Eigenthum zu besitzen. Sie waren verbunden jeder nach der Reihe Wachten zu thun, und nach Verhältniß ihrer Mittel das Ihrige zu allen zur gemeinen Sicherheit und Wohlfahrt erfoderlichen Ausgaben beyzutragen. Unter ihren Befehlen standen eine Menge liederlicher Leute, die sie auf ihre Kosten aus Europa mitgebracht hatten, und Engagierte nannten. Ihr Zustand war eine Art von drey Jahre lang dauernder Sklaverey. Wenn diese Zeit vorbey war, so wurden die Engagierten durch Erhaltung ihrer Freyheit so gut als diejenigen, denen sie gedient hatten.

Beyderseits beschäftigten sie sich anfänglich mit dem Toback und Baumwollenbau. Bald darauf kam noch Roku und Indig hinzu. Der Zuckerbau fieng erst um 1650 an. Benjamin Akosta, einer von denen Juden, die ihren Fleiß aus der Unterdrückung selbst schöpfen, worinn ihre Nation, nachdem sie selbst Unterdrückung ausgeübt hat, verfallen ist; pflanzte zehn Jahre nachher Kakaobäume. Sein Beyspiel

würkte

würkte erst 1684 etwas, als die Schokolode im Hauptlande ziemlich allgemein gebräuchlich ward. Alsdenn ward der Kakao die Hülfe der mehrsten Kolonisten, die nicht Kapitalien genug hatten, um den Zuckerbau zu unternehmen. Eine von den Plagen, die die Jahrszeiten bald über die Menschen, bald über die Pflanzen ausschütten, machte, daß im Jahr 1718 alle Kakaobäume ausstarben. Alle Einwohner auf Martiniko waren über dieses Unglück ganz trostlos: es wurde ihnen der Kaffeebaum als ein Brett im Schiffbruche dargebothen.

Das Französische Ministerium hatte von den Holländern zwey Stämme von diesem Baume zum Geschenk bekommen, die man sorgfältig im Königlich Botanischen Garten verwahrte. Man nahm zwey Senker davon. Herr Desclieux, der sie nach Martiniko bringen sollte, befand sich auf einem Schiffe, wo das Wasser knapp zu werden anfieng. Er theilte das wenige, was er zu seinem Getränke erhielt, mit seinen Bäumchen, und durch dieß edelmüthige Opfer gelang es ihm, das ihm anvertraute kostbare Pfand zu retten. Seine Großmuth ward belohnt. Der Kaffee nahm mit außerordentlicher Geschwindigkeit und gutem Erfolge zu; und dieser tugendhafte Bürger genießt noch die süße Freude, eine wichtige Kolonie so zu sagen gerettet, und mit einem neuen Zweige von Arbeitsamkeit bereichert zu haben.

Diese Hülfe abgerechnet, hatte Martiniko natürliche Vortheile, die es schienen in kurzer Zeit zu einem ansehnlichen Glücke erheben zu müssen. Unter allen Französischen Besitzungen hat es die glücklichste

Lage,

Lage, in Ansehung der in den dortigen Meeren herrschenden Winde. Seine Häfen haben die unschätzbare Bequemlichkeit, einen sichern Zufluchtsort gegen die Orkane, womit diese Gewässer geplagt sind, darzubieten. Da seine Lage es zum Sitze der Regierung gemacht haben, so hat es mehr Gunst genossen, und ist auf eine erleuchtetere und nicht so betrügliche Art verwaltet worden. Der Feind hat die Tapferkeit der dortigen Einwohner immer gescheuet, und sie selten gereizt, ohne Ursache zu finden, es zu bereuen. Seine innre Ruhe ist nie gestöhrt worden, selbst nicht im Jahr 1717, als es durch ein allgemeines Misvergnügen angetrieben, die vielleicht kühne, allein mit Klugheit ausgeführte Parthey ergriff, seinen Statthalter und einen Intendanten, die es unter dem Despotismus ihres Geizes seufzen ließen, nach Europa zurückzuschicken. Die Ordnung, die Ruhe, die Einigkeit, die die Kolonisten während dieser Zeit der Anarchie beobachteten, zeigten mehr Haß gegen die Tyranney, als Abneigung gegen eine rechtmäßige Gewalt, und rechtfertigten einigermaßen, in den Augen des Hauptlandes, das unregelmäßige, und den angenommenen Grundsätzen entgegen laufende, das in ihrem Verfahren lag.

Trotz aller dieser Mittel zum Flor war doch Martiniko zu Ende des vorigen Jahrhunderts eben noch nicht weit gekommen; ob es gleich weiter war, als die übrigen Französischen Kolonien. Im Jahr 1700 hatte diese Insel in allem nur 6597 Weiße. Die Anzahl der Wilden, der Mulatten und freyen Negern, Mann, Frau und Kind, betrug nur 507.

Man

Man zählte nicht mehr als 14566 Sklaven. Alles dieß zusammen genommen, machte nicht mehr als 21640 Menschen aus. Die Heerden bestunden aus nicht mehr als 3668 Pferden oder Maulthieren, und 9217 Stück Hornvieh. Man baute eine große Menge Kakao, Toback, Baumwolle; und außerdem waren da neun Indig- und hundert drey und neunzig schwache Zuckerpflanzungen.

IX.

Martinikos Flor. Ursachen desselben.

Als die langwierigen und grausamen Kriege, welche über alle Länder und Seen der Welt Verwüstung brachten, gedämpft waren, und Frankreich Entwürfe zu Eroberungen und Regierungsgrundsätze, durch die es sich nur gar zu lange hatte irre leiten lassen, aufgegeben hatte, so erhob sich Martiniko aus der Art von Ermattung, worein es durch alle dieß Unglück war versetzt worden. In kurzer Zeit ward der Flor dieser Insel ansehnlich; sie ward der allgemeine Markt aller französischen Windinseln. In ihren Hafen verkauften die benachbarten Eilande ihre Produkte, und in ihren Hafen kauften sie die Waaren aus dem Hauptlande. Die Französischen brachten und holten ihre Ladungen auch nur in diesen Hafen. Europa hörte nur von Martiniko. Dieß Eiland wußte die Spekulanten als landbauende Kolonie, als eine Agentinn der andern, als eine mit dem spanischen und mit dem nördlichen Amerika handelnde Besitzung zu beschäftigen.

Als landbauende Kolonie hatte sie im J. 1737, 447 Zuckerpflanzungen, 119, 532, 232 Kaffeestämme; 193, 870 Kakaostämme; 2, 068, 480 Baumwollenstämme; 39, 400 Stück Tobackstauden; 6, 750 Rokustämme. Ihre Lebensmittel bestunden in 4, 806, 142 Paradiesfeigenbäume, 34, 483, 000 Kassawegruben; 247 Quadrate Kartoffeln und Igamen. Es lebten daselbst 72, 000 Negern; Mann und Frau, alt und jung. Ihre Arbeit hatte den Landbau in den beßten Zustand gesetzt, worinn die Menge der amerikanischen Produkte, die Europa damals verbrauchte, ihn bringen konnte; und die Ausfuhr betrug jährlich über vier Millionen Rthlr.

Der Verkehr, den Martiniko mit den andern Inseln hatte, brachte ihr die Kommission und die Transportkosten ein; denn sie allein hatte Fuhrwerk. Dieser Profit konnte auf den zehnten Theil der Produkte dieser Eilande angeschlagen werden, welche etwa zusammen genommen vier bis fünfte halb Millionen Rthlr. ausmachen mochten. Dieses Schuldenkapital, das selten eingezogen wurde, ließ man ihnen, um ihren Landbau zu vermehren. Es ward noch durch Vorschüsse, an Geld, an Sklaven, und an andern vornehmsten Nothwendigkeiten vermehrt, wodurch die andern Kolonien um so mehr von Martiniko abhängig wurden, je mehr sie sich zu Schuldnern dieser Insel machten, ohne daß es ihnen doch zum Schaden gereicht wäre. Sie wurden alle durch ihre Hülfe reich, und der andern ihr Gewinn gedeihte Martiniko wieder zum Vortheil.

Sein Verkehr mit der Königsinsel, mit Kanada, mit Louisiana, verschafften ihm den Abgang seines gemeinen Zuckers, seines schlechten Kaffees, und des Sirups und Rums, den Frankreich nicht haben wollte. Martiniko erhielt dagegen Stockfisch, trockne Gemüse, Tannenholz und etwas Mehl. Bey seinem Schleichhandel auf den spanischen Küsten, der ganz aus französischen Fabrikwaaren bestund, gewann es den Belang des Risiko, den der französische Kaufmann nicht tragen wollte. Dieser Handel, der, seinem Gegenstande nach, nicht so einträglich war als der erstere, brachte seinen Wirkungen nach viel mehr ein. Er warf der Insel einen Profit von neunzig Procent auf eine Million Thlr. werth an Waaren ab, die man jährlich nach Caraqua und den benachbarten Kolonien brachte.

So viel glückliche Geschäfte hatten ein unermeßliches Geld nach Martiniko gebracht. Fünftehalb Millionen Rthlr. waren gewöhnlich da im lebhaftesten Umsatz. Es ist vielleicht das einzige Land auf der Erden, wo sich das Geld in so großer Menge befunden hat, daß es vollkommen einerley gewesen, ob man Geld oder Waaren hatte.

Die Größe der dortigen Geschäfte brachten jährlich zwey hundert Fahrzeuge aus Frankreich, vierzehn bis funfzehn, die dieß Land nach Guinea schickte, dreyßig aus Kanada, zehn bis zwölf aus der Margaretheninsel und Trinidad, in ihre Hafen; ohne die englischen und holländischen Schiffe zu rechnen, die schleichweise hinkamen. Die besondere Schiffahrt nach den nördlichen Kolonien, nach dem spanischen

festen Lande, nach den Windinseln, beschäftigte hundert und dreyßig Boote von zwanzig bis zu sechzig Tonnen, die durch sechs hundert europäische Matrosen von allen Nationen, und funfzehn hundert von langer Zeit her zur Schiffahrt angelernten Sklaven, geführt wurden.

In der ersten Zeit landeten die Seefahrer, welche Martiniko besuchten, in den Gegenden, wo die Waaren eingesammlet wurden. Dieser Gebrauch, der natürlich scheint, war voller Schwierigkeiten. Die Nord- und Nord-Ostwinde, die an einem Theil der Küste herrschen, erhalten das Meer beständig in einer heftigen Bewegung. Die guten Rheeden, deren es zwar viel giebt, sind doch theils von einander, theils von den mehrsten Wohnplätzen ziemlich weit entfernt. Die dazu bestimmten Schaluppen, daß sie zwischen denselben hin und her seegeln sollten, wurden oft durch schlimmes Wetter aufgehalten, oder gezwungen, nur die halbe Ladung aufzunehmen. Diese Widrigkeiten verzögerten die Ab- und Auffadung des Schiffes. Aus diesen Zögerungen entstund ein großer Abgang bey dem Schiffvolke, und eine Vermehrung von Kosten für den Käufer und Verkäufer.

Der Handel, der es unter die größten Vortheile zu zählen hat, wenn er seine Geschäfte beschleunigen kann, verlohr durch ein neues Hinderniß etwas von seiner Thätigkeit; und dieß bestund in der Nothwendigkeit, worinn sich der Kaufmann befand, seine Ladungen selbst an den beßten Stellen nur in kleinen Theilen zu verkaufen. Wenn irgend ein emsiger

Mensch

Mensch ihn dieser Weitläuftigkeiten überhob, so vertheuerte sein Unternehmen den Kolonisten die Waaren. Der Profit des Kaufmanns richtet sich nach der Menge Waaren, die er verkauft. Je mehr er verkauft, je mehr kann er von dem Profit schwinden lassen, den einer, der wenig absetzt, haben muß.

Noch eine größere Ungelegenheit bestund darinn, daß gewisse europäische Waaren an einigen Orten in gar zu großer Menge vorhanden waren, indeß sie an andern fehlten. Der Kaufmann, der Schiffe spedirte, befand sich auch in der Unmöglichkeit seine Rückladung gehörig zu sortiren. Die mehresten Gegenden bothen ihm nicht alle Waaren, noch alle Sorten von einerley Waare dar. Dieser Mangel nöthigte ihn, an mehrern Stellen zu ankern, oder zu viel oder zu wenig von denen für den Hafen, wo er seine Rückfahrt hinzunehmen gedachte, schicklichen Waaren aufzuladen.

Die Schiffe selbst geriethen in viele Verlegenheiten. Verschiedene mußten sich kalfatern lassen, der größte Theil bedurfte wenigstens einiger Reparatur. Diese Hülfe mangelte in den Rheeden, die wenig besucht wurden, wo sich die Arbeiter aus Furcht, sie möchten nicht Verdienst genug finden, nicht niederließen. Man mußte also zum Ausbessern nach gewissen Häfen hingehen, und wieder nach demjenigen hinseegeln, wo man seine Waaren verkauft hatte, um seine Ladung da einzunehmen. Dieß Hin- und Herfahren nahm wenigstens drey bis vier Monathe weg.

Diese und noch mehrere Ungelegenheiten machten, daß einige Einwohner, und alle Seefahrer wünschten, es möchte wo eine Niederlage entstehn, da alle Waaren, die die Kolonie mit dem Hauptlande vertauschte, zusammen flössen. Die Natur schien das Fort Royal zu diesem Endzwecke angelegt zu haben. Sein Hafen war einer der beßten auf den Windinseln, und seine Sicherheit war so allgemein bekannt, daß, wenn er den holländischen Schiffen offen stand, so befahl die Republik, daß sie sich in den Monathen Junius, Julius und August dahin begeben sollten, um sich vor den in den dortigen Gewässern so häufigen und wüthenden Orkanen in Sicherheit zu setzen. Die Ländereyen im Lamentin, die nur eine Meile weit davon liegen, waren die fruchtbarsten und die reichsten in der Kolonie. Die zahlreichen Flüsse, die dieses fruchtbare Land wässerten, trugen beladene Kähne, bis in einer gewissen Weite von ihrer Mündung. Der Schutz der Festungswerke machte, daß man so viele Vortheile ruhig genießen konnte. Aber sie wurden zum Theil durch ein morastiges und ungesundes Gebiethe wieder aufgewogen. Außerdem war diese Hauptstadt der Aufenthalt der Kriegsseeleute, welche von je her die handelnden Seeleute unterdrückt haben. Weil also Fort Royal der Mittelpunkt der Geschäfte nicht werden konnte, so wendeten sie sich nach St. Pierre.

Dieses Flecken enthält noch, trotz der Feuersbrünste, die es viermal in die Asche gelegt haben, siebzehn hundert acht und vierzig Häuser: es liegt an der westlichen Küste der Insel, in einer beynahe zirkelför-

kelförmigen Bucht oder Vertiefung. Ein Theil desselben ist längst dem Meere gleich an dem Ufer hergebauet; man nennt ihn den Mouillage. Es befinden sich daselbst die Schiffe und die Waarenlager. Der andere Theil des Fleckens liegt auf einem eben nicht hohen Hügel; er heißt das Fort, weil da ein kleines Werk liegt, welches 1665 angelegt wurde, um den Empörungen der Einwohner gegen die Tyranney des Monopols Einhalt zu thun; das aber heut zu Tage dazu dient, die Rheede gegen fremde Feinde zu schützen. Diese beyden Theile des Fleckens sind durch einen Bach, oder einen durchwadbaren Fluß von einander getrennt.

Der Mouillage lehnt sich an einen ziemlichen hohen und senkrecht herabgehenden Hügel. Durch diesen Hügel, so zu sagen, eingeschlossen, der ihm alle Ostwinde, die beständig in diesen Gegenden wehen, und am gesundesten sind, auffängt; von jedem kühlenden Lüftchen beraubt; den Strahlen der Sonne, welche von dem Hügel, von dem Meere und von dem schwarzen Sande auf ihn zurück prallen, ausgesetzt, ist dieser Aufenthalt brennend heiß und immer ungesund. Zudem ist da kein Hafen, und die Schiffe, die es den Winter durch auf den dortigen Küsten nicht aushalten können, sind gezwungen nach Fort Royal zu flüchten. Aber diese Nachtheile werden wieder gut gemacht, theils durch die leichten Mittel, die die Rheede von St. Pierre zur Auf- und Abladung der Waaren an die Hand giebt; theils durch die Freyheit, mit allen Winden alle Tage und zu allen

Stunden abzufahren, die aus seiner Lage entspringt.

Dieses Flecken ward auf der ganzen Insel zuerst aufgerichtet, bewohnt und bebaut. Indeß hat es den Vortheil, der Verbindungspunkt zwischen der Kolonie und dem Hauptlande geworden zu seyn, mehr seinen Bequemlichkeiten als seinem Alterthume zu verdanken. St. Pierre empfieng anfangs die Waaren aus gewissen Gegenden, deren an stürmigen und beständig unzugänglichen Küsten lebenden Bewohner, ihre Einkäufe und Verkäufe, ohne in andre Reviere zu ziehen, nicht bequem verrichten konnten. Die Agenten dieser Kolonisten waren anfänglich Oberschiffer auf Booten, die durch ihr beständiges Hin- und Herfahren auf der Insel bekannt geworden waren, und sich nachher durch den Reiz des Verdienstes entschlossen, sich auf beständig niederzulassen. Die bloße Ehrlichkeit war die Seele dieses Verkehrs. Die mehresten dieser Kommissionäre konnten nicht lesen. Keiner hielt weder ein Buch noch ein Register. Für jeden Einwohner, dessen Angelegenheiten sie besorgten, hatten sie einen Sack in ihrem Kuffer, worinn sie das Einkommen aus dem Verkauf legten, und das nöthige Geld zu dem Einkaufe herausnahmen. Wenn der Sack ledig war, so schickte der Kommissionär nichts mehr, und die Rechnung war abgethan. Dieß Zutrauen, welches nach unsern Sitten, und in unsern Zeiten des Betrugs und des Sittenverderbens als ein Mährchen klingen muß, war noch zu Anfang dieses Jahrhunderts im Gebrauch. Es leben noch Menschen, die diesen Handel getrieben haben, bey wel-

welchen nichts für die Treue bürgte, als bloß der daraus entspringende Nutzen.

Diese arglosen Menschen wurden nach und nach durch einsichtsvollere Leute, die aus Europa kamen, ersetzt. Einige derselben waren nach der Kolonie gereiset, so bald diese aus den Händen der ausschließenden Gesellschaften gekommen war. Ihre Anzahl wuchs, so wie sich die Waaren vermehrten, und sie trugen selbst viel dazu bey, dem Landbau weitere Gränzen zu geben, durch den Vorschuß, den sie dem Einwohner thaten, dessen Arbeiten, aus Mangel der Mittel, bis dahin sehr gering gewesen waren. Dieß Verfahren machte sie zu den nothwendigen Agenten ihrer Schuldner in der Kolonie, so wie sie es schon in Ansehung ihrer Kommittenten im Hauptlande waren. Selbst der Koloniste, der ihnen nichts schuldig war, ward, weil er sie einstens brauchen konnte, von ihnen abhängig. Wenn nur die Erndtezeit etwas länger ausbleibt; wenn ein Zuckerfeld abbrennt; wenn eine Mühle in Unordnung kommt; wenn Gebäude einstürzen; wenn ein Sterben unter das Vieh oder unter die Sklaven kommt; wenn Dürre oder Regen alles verwüstet: wo soll man denn Mittel finden, die Pflanzung während dieser Unfälle zu erhalten, und dem Schaden, den sie verursachen, abzuhelfen? Die Mittel beruhen in zwanzig verschiedenen Händen, wenn nur eine ihren Beystand verweigert, so wird die Verwirrung, statt abzunehmen, noch größer. Diese Betrachtungen bewogen diejenigen, welche noch keinen Kredit verlangt hätten, denen Kommissionären zu St. Pierre ihre Angelegenheiten zu übertragen,

um auf den Unglücksfall einer Hülfe versichert zu seyn.

Die kleine Anzahl der reichen Einwohner, die durch ihr Vermögen vor solchen Bedürfnissen gesichert zu seyn schienen, waren gleichsam gezwungen, sich an dieß Kontor zu wenden. Da die Befehlshaber auf den Kauffartheyschiffen einen Hafen fanden, wo sie, ohne aus ihren Waarenhäusern, ja ohne aus ihren Schiffen zu gehen, ihre Geschäfte mit Vortheil ausrichten konnten, so verließen sie Fort Royal, Trinite und alle andere Orte, wo ihnen der Preis der Produkte fast willkührlich auferlegt wurde, und wo die Bezahlung langsam und ungewiß erfolgte. Durch diese Veränderung konnten die in ihren Pflanzungen, als welche eine unaufhörliche Aufsicht und tägliche Bemühungen erfoderen, angefesselten Kolonisten, ihren Waaren nicht mehr nachgehen. Sie wurden also genöthigt, sie klugen Leuten anzuvertrauen, die sich in dem einzigen besuchten Hafen niedergelassen hatten, und also im Stande waren, die günstigsten Gelegenheiten um einzukaufen und zu verkaufen abzupassen; ein Vortheil, der sich in einem Lande, wo der Handel unaufhörlichen Abwechselungen unterworfen ist, gar nicht schätzen läßt. Guadalupe und Granada folgten dem Beyspiele von Martiniko. Gleiche Bedürfnisse nöthigten sie dazu.

Der Krieg von 1744 hemmte den Lauf dieses Glücks. Nicht als wenn Martiniko sein eignes Wohl vernachlässigt hätte. Seine unaufhörlich geübten Seeleute, die an die muthigen Thaten, welche die Behauptung eines Schleichhandels erfodert, gewohnt waren,

waren, befanden sich zum Gefechte völlig gebildet. In weniger als in einem halben Jahre verbreiteten sich vierzig zu St. Pierre ausgerüstete Kaper in den Gewässern der Antillen. Sie verrichteten Thaten, die der ehemaligen Elibustiers würdig waren. Jeden Tag sah man sie triumphirend, und mit unermeßlicher Beute beladen zurück kommen. Mitten unter diesen Vortheilen erlebte die Kolonie, daß ihre Schiffahrt theils nach Kanada, theils nach den spanischen Küsten, gänzlich unterbrochen, und ihre eigene Rhederey täglich beunruhigt ward. Die wenigen Schiffe, die aus Frankreich ankamen, verkauften sehr theuer, und kauften sehr wohlfeil ein, um sich für die Gefahren schadlos zu halten, die sie liefen. Also verfielen die Produkte in den Unwerth. Die Ländereyen wurden schlecht gebauet. Man vernachlässigte die Unterhaltung der Werkstätte. Die Sklaven kamen vor Mangel an Nahrung um. Alles lag darnieder; alles gieng zu Grunde. Endlich brachte der Friede, zugleich mit der Handlungsfreyheit, die Hoffnung, den alten Flor wieder zu erlangen, zurück. Die Begebenheiten entsprachen nicht den ersten Bemühungen, die man anwendete.

X.

Verfall der Insel Martiniko. Ursprung desselben.

Kaum hatten die Feindseligkeiten seit beynahe zwey Jahren aufgehört, als die Kolonie den verbothenen Handel, den sie mit den amerikanischen Spaniern trieb, verlohr. Diese Veränderung war nicht eine

Wirkung der Wachsamkeit der Küstenhüther. Da man immer mehr Vortheil dabey findet, sich ihnen zu widersetzen, als sie selbst davon haben, sich zu vertheidigen, so verachtet man Leute, die schlecht besoldet werden, um oft ungerechte Abgaben oder Verbothe zu unterstützen. Daß man Registerschiffe statt der Flotten einführte, das war es, was den Unternehmungen der Schleichhändler sehr enge Schranken setzte. Nach der neuen Einrichtung war die Anzahl der Schiffe unbestimmt, und die Zeit ihrer Ankunft nicht gewiß; das verursachte ein Schwanken in dem Preise der Waaren, das noch nicht darinn gewesen war. Von der Zeit an hörte der Schleichhändler, den nichts zu seinem Geschäfte bewog als die Gewißheit eines bestimmten und unausbleiblichen Verdienstes, einem Wege nachzugehen, der ihm keine sichere Entschädigung für die Gefahr darboth, welcher er sich aussetzen mußte.

Aber dieser Verlust war der Kolonie doch so schmerzhaft nicht, als die Dinge, die ihr das Hauptland in den Weg legte. Eine Regierung, der es an Einsichten mangelte, verwickelte durch so viele Formalitäten den wechselseitigen und nothwendigen Verkehr zwischen den Inseln und dem nördlichen Amerika, daß Martiniko im J. 1755 nur vier Boote nach Kanada schickte. Die Direktion der Kolonie, die ein Raub von habsüchtigen und fähigkeitslosen Unterbedienten war, ward gar bald herab gesetzt, beschimpft und den Meistbietenden preiß gegeben.

Indessen ward der französische Handel den Verfall von Martiniko nicht gewahr. Er fand zu St. Pierre Handelsleute, die ihm seine Ladungen gut abkauften, und ihm seine Schiffe geschwinde und reich beladen zurückschickten; und er bekümmerte sich wenig darum, ob diese oder ob andere Kolonien verzehrten und erndteten. Selbst die Negern, die dahin gebracht wurden, giengen um einen guten Preis ab; allein es blieben wenig da. Der größte Theil gieng nach Granada, nach Guadalupe, ja sogar nach den neutralen Inseln: welche, ohnerachtet der uneingeschränkten Handlungsfreyheit, die sie genossen, lieber die Sklaven haben wollten, die ihnen die Franzosen brachten, als diejenigen, die ihnen die Engländer, dem Anschein nach, auf günstigere Bedingungen anbothen. Man war durch eine ziemlich lange Erfahrung überzeugt, daß die ausgewählten Negern, die am theursten waren, die Ländereyen verbesserten; da der Landbau hingegen unter den Händen der wohlfeil eingekauften Negern verfiel. Aber diese Profite des Hauptlandes halfen nicht nur der Insel Martiniko nichts, sondern schadeten ihr beynahe.

Sie war während des Friedens noch nicht wieder zu ihrem Schaden gekommen, noch hatte sie die Schulden, die sie wegen einer Menge auf einander folgender Unglücksfälle zu machen gezwungen worden, abgetragen, als sie die schrecklichste unter allen Plagen, nämlich den Krieg wieder entstehen sah. Dieser war für Frankreich eine Reihe von Unfällen, durch welche, von einer Schlappe zur andern, von einem Verlust zum andern, Martiniko endlich unter das

Joch

Joch der Engländer gerieth. Es ward im Julius 1763 wiedergegeben, aber man gab es, aller Nebenmittel zum Flore, die es so zu einem Glanze erhoben hatten, entblößt zurück. Seit einigen Jahren hatte diese Insel den größten Theil seines Schleichhandels mit den Spanischen Küsten verlohren. Die Abtretung von Kanada benahm ihr alle Hoffnung einen Verkehr wieder anzufangen, der nur wegen vergänglicher Versehn darnieder gelegen hatte. Sie konnte nicht mehr die Produkte von Granada, St. Vinzent, Dominika, welches nunmehro Englische Besitzungen waren, in ihren Häfen aufnehmen. Eine andere Einrichtung des Hauptlandes, die ihr allen Verkehr mit Guadalupe untersagte, erlaubte ihr nicht mehr das geringste zu hoffen.

XI.

Gegenwärtiger Zustand von Martiniko.

Die nunmehr, so zu sagen, ganz nackte und sich selbst allein überlaßne Kolonie enthielt doch nach der Schatzung vom 1ten Jenner 1770, in einem Bezirk von acht und zwanzig Kirchsprengel, 12450 weiße Menschen; 1814 freye Negern oder Mulatten; 70553 Sklaven; 443 Maron oder entflohene Negern. Die Anzahl der Geburthen verhielt sich 1766 wie eins zu dreyßig unter den Weißen, und wie eins zu fünf und zwanzig unter den Negern. Aus dieser Bemerkung, wäre sie unabänderlich, würde folgen, daß das Amerikanische Klima der Fortpflanzung bey den Afrikanern viel günstiger sey, als bey den Europäern; da

jene

jene selbst in den Mühseligkeiten und Elende der Sklaverey mehr Kinder zeugen, als diese im Wohlstande und in der Freyheit. Man ersieht sogleich hieraus, daß der Zuwachs der Schwarzen die Weißen über lang oder kurz in Amerika überwältigen, und vielleicht endlich das Geschlecht der Schlachtopfer an der Brut der Unterdrücker rächen wird.

Die Heerden der Kolonien bestehen aus 8,283 Pferden oder Maulthieren; 12,376 Stück Hornvieh; 975 Schweinen; 13,544 Schaafen oder Ziegen.

Zu Lebensmitteln hat sie 17,930,596 Maniokgruben; 3,509,048 Paradiesfeigenbäume; 406 Quadrate von Ignans und Kartoffeln.

11,444 Quadrate mit Zuckerröhren besetzt; 6,638,757 Kaffeestämme; 871,043 Kakaostämme; 1,764,807 Baumwollenstämme; 59,966 Kassiastämme; 61 Rokustämme: dieß zusammen machte ihren Landbau aus.

Die Wiesen, oder wie sie dort heißen, Savannes, nehmen 10,972 Quadrate *) Länderey ein: 11,966 sind mit Holz besetzt, und 8448 unbebauet und brach liegend.

Die Anzahl der Pflanzungen, wo man Kaffee, Kakao, Baumwolle, und andere minder wichtige Artikel erndtet, macht 1515 aus. Es giebt ihrer nur 286, wo Zucker gezogen wird. Diese gebrauchen 116 Was-

*) Was der Verf. ein Quadrat nennet, sind, wie es aus einer Stelle weiter oben erhellt, vermuthlich 1000 Fuß lang und 1000 Fuß breit oder eine Million Quadrat Schuhe.

Wassermühlen, 12 Windmühlen, und 184, die mit Ochsen getrieben werden. Vor dem Orkan vom 13ten August 1766 zählte man noch 302 kleine und 15 Zuckerpflanzungen mehr.

Im Jahr 1769 hat Frankreich von Martiniko, auf hundert und zwey Schiffen empfangen: 177, 116 Zentner weißen, und 12, 579 Zentner rohen Zucker; 68, 518 Zentner Kaffee; 11, 731 Zentner Kakao; 6, 048 Zentner Baumwolle, 2, 518 Zentner Kassia; 783 Orhöfte Rum; 307 Orhöfte Sirup; 150 Pfund Indig; 2, 147 Pfund eingemachtes Obst, 47 Pfund Kakaokuchen; 282 Pfund Rappee Toback; 494 Pfund Schildpatt: 3, 273 Pfund Saamen von Basdaine, 234 Kisten gebrannte Wasser; 234 Fustagen geläuterten Sirup; 451 Zentner Färberenholz; 12, 108 unbereitete Felle. Diese Produkte zusammen genommen, sind in der Kolonie selbst zu 12, 265, 862 Livres 14 Sous *) bezahlt worden. Zwar hat sie vom Hauptlande 13, 449, 436 Livres Waaren **) erhalten; aber ein Theil derselben ist nach den Spanischen Küsten geschickt worden, und ein Theil nach den Englischen Besitzungen hingekommen.

Alle diejenigen, die aus Gefühl, oder aus Pflicht, auf das Wohl des Vaterlandes denken, sehen nicht ohne Betrübniß, daß aus einer so schönen Kolonie, als Martiniko ist, so wenig Waaren kommen, deren noch dazu einige von andern Orten dahin gebracht worden sind. Man weiß zwar, daß das Innre

der

*) 3, 237, 000 Rthlr.
**) 3, 550, 000 Rthlr

der Insel voller abscheulichen Felsen, und zum Bau des Zuckers, des Kaffees, der Baumwolle gar nicht geschickt ist; daß eine zu große Nässe diesen Produkten da schaden würde; und daß, wenn sie auch da fortkämen, so würden die Transportkosten über Berge und Abgründe hin diese guten Erndten unnütz machen. Aber man könnte in dieser großen Strecke vortreffliche Wiesen anlegen; und der Boden erwartet nur Begünstigung von Seiten der Regierung, um den Einwohnern diese Gattung von unerschöpflicher Fruchtbarkeit zu liefern, die man an Heerden besitzt, und die zum Landbau und zum Lebensunterhalt so nöthig sind. Die Insel hat andere Stellen, wo der Boden unfruchtbar ist. Die einen sind wechselsweise der Dürre und dem Regen ausgesetzt. Es giebt morastige Stellen, und die fast immer überschwemmt sind; andere, wo nur Wassergewächse aufkommen, die unter dem allgemeinen Namen von Mangeln bekannt, aber von verschiedenen einander gar nicht ähnlichen Gattungen sind. An andern Orten ist der Boden so steinig, daß alle Arbeit daran fruchtlos ist, oder so erschöpft, daß es nicht die Mühe lohnt, ihn wieder zu bebauen.

Mit diesen aus der Natur der Sache selbst entspringenden Hindernissen hat sich eine erschreckliche Plage vereinigt, die in einer ehemals in Amerika unbekannten Art von Ameisen besteht. Vor einigen Zeiten verheerten sie Barbados auf eine so grausame Art, daß man in Ueberlegung zog, ob man nicht eine ehemals so blühende Insel räumen sollte. Diese Noth hatte da sehr abgenommen, als sie im J. 1763 auf

Mar-

Martiniko gefühlt wurde. Das Elend, das diese Insekten über verschiedene Theile der Kolonie gebracht haben, ist unaussprechlich. Alle brauchbare Gewächse sind daselbst umgekommen; die vierfüßigen Thiere haben ihre Nahrung nicht mehr drauf finden können: die größten Bäume sind dermaßen voll davon gewesen, daß sich die Vögel, die am wenigsten ekel sind, nicht mehr darauf setzen mochten. Man konnte nicht ohne die größte Sorgfalt verhindern, daß die Kinder nicht aufgefressen wurden, daß die Frauen gebähren, daß die Menschen leben konnten. Man besorgte, diese unzählige und gefräßige Gattung möchte sich des ganzen Eilandes Martiniko bemächtigen. Zum Glück hat ein so schreckliches Verwüstungsmittel eingehalten, und scheint sich seinem Ende auf eine merkliche Art zu nähern: aber die von diesem Gifte einmal getränkten Ländereyen taugen nichts mehr zum Zuckerbau, und bringen nur Kaffee hervor.

Vor dieser Plage, sagten die Beobachter, denen die Kolonie am besten bekannt war, alle einmüthig, daß der Landbau auf derselben sich noch, und zwar ungefähr um ein Viertheil vermehren könnte. Nach ihrer gegenwärtigen Lage sind so süße Hoffnungen noch entsetzlich weit entfernt.

XII.

Kann Martiniko seinen Zustand verbessern?

Die Ländereybesitzer können daselbst in vier Klassen eingetheilt werden. Die erste besitzt hundert große Zuckerpflanzungen, die von zwölf tausend Negern

gern betrieben werden. Die andere hundert und funfzig, mit neun tausend Negern. Die dritte sechs und dreyßig mit zwey tausend Negern. Die vierte, die sich bloß auf den Kaffee, den Baumwollen, den Kakao, den Maniokbau legt, mag zwölf tausend Negern in der Arbeit haben. Die übrigen Sklaven beyderley Geschlechts, die in der Kolonie sind, werden zum Hausdienst, zur Fischerey oder zur Schiffahrt gebraucht.

Die erste Klasse besteht aus lauter reichen Leuten. Ihr Landbau wird so vollkommen getrieben als möglich; und ihr Vermögen wird denselben ohne Mühe in dem blühenden Zustand erhalten, worein sie ihn gesetzt haben. Selbst die Unkosten, die sie zur Erzielung der künftigen Erndte machen müssen, sind nicht so beträchtlich als bey den nicht so reichen Kolonisten, weil die Sklaven, die in ihren Pflanzungen gebohren werden, diejenigen ersetzen müssen, die die Zeit und Arbeit aufreibt.

Die zwote Klasse, die man die wohlhabenden Leute nennen kann, besitzt nur die Hälfte von den Sklaven, die sie brauchte, wenn sie das Vermögen der reichen Ländereybesitzer erlangen sollte. Hätten sie auch die Mittel, die ihnen mangelnden Sklaven zu kaufen, so hinderte sie doch eine schreckliche Erfahrung, es zu thun. Nichts ist so verkehrt, als wenn man viele Negern auf einmal auf eine Pflanzung anstellt. Die Krankheiten, die aus der Veränderung der Himmelsluft und der Nahrung bey diesen Unglückseligen entstehen; die Mühe sie zu einer Arbeit anzuführen, dazu sie weder gewohnt sind, noch Lust ha-

ben, kann nicht anders als den Koloniſten durch die häufige und ermüdende Sorgfalt, die zu dieſer Bildung der Menſchen zum Landbau nöthig wäre, abſchrecken. Der fleißigſte Ländereybeſitzer iſt derjenige, der alle Jahre ein Sechstheil Sklaven mehr in ſeiner Werkſtätte anſtellen kann. Alſo könnte die zwote Klaſſe jährlich funfzehn hundert Sklaven zukaufen, wenn es ihr der reine Ertrag ihres Landbaues erlaubte. Aber auf Kredit darf ſie nicht rechnen. Die Kaufleute im Hauptlande ſcheinen keine Luſt zu haben ihr welchen zu geben, und diejenigen, die ihre Kapitalien in der Kolonie anlegten, haben ſie gleich nach Europa oder St. Domingo geſchafft, ſo bald ſie ſahen, daß ſie dort müſſig oder in Gefahr waren.

Die dritte Klaſſe, die faſt dürftig iſt, kann ſich durch kein aus der natürlichen Ordnung des Handels genommenes Mittel aus ſeinem Zuſtande erheben. Es iſt viel, wenn ſie für ſich auskommen kann. Nur die wohlthätige Hand der Regierung kann ihr ein für den Staat nützliches Leben dadurch geben, daß ſie ihr das nöthige Geld, um ihre Pflanzungen in gehörigen Stand zu ſetzen, ohne Zinſen vorſtreckt. Die Rekrutirung der Negern kann da ohne Ungelegenheit von dem Verhältniſſe, das wir für die zwote Klaſſe angegeben haben, abgehen: denn da jeder dieſer Koloniſten weniger Sklaven unter ſeiner Aufſicht hat, ſo wird er im Stande ſeyn, mehr Fleiß auf die zu wenden, die er erkauft.

Die vierte Klaſſe, die ſich auf einen nicht ſo wichtigen Landbau legt, als der Zuckerbau, braucht

keine

keine so mächtige Unterstützung, um wieder zu dem wohlhabenden Stande zu gelangen, aus welchem sie durch den Krieg, die Orkane, und andere Unglücksfälle herab gesunken ist. Für die beyden letztern Klassen wäre es genug, wenn sie alle Jahre funfzehn hundert Sklaven zukaufen könnten, um auf den Gipfel des Flors zu gelangen, den die Natur ihrem Fleiße gestattet.

Also könnte Martiniko hoffen, seinen danieder liegenden Landbau wieder zu beleben, und den vormaligen Glanz seines Fleißes wieder zu erhalten, wenn es jährlich drey tausend Negern empfienge. Aber es ist außer Stand diese Rekrutirung zu bezahlen, und die Ursachen seines Unvermögens sind bekannt. Man weiß, daß es dem Hauptlande an Handlungsschulden ungefähr eine Million Livres *) schuldig ist. Eine Reihe von Unglücksfällen hat es genöthigt über vier Millionen **) von denen in dem Flecken St. Pierre wohnhaften Handelsleuten zu borgen. Die Schulden, die es bey Gelegenheit der Theilungen in den Familien, und zum Erkauf einer Menge von Plantagen gemacht hat, haben es außer Stand gesetzt, sich Schuldenfrey zu machen. Diese verzweifelte Lage gestattet ihr, weder die Mittel zu einer schleunigen Wiederherstellung, noch den Eifer, sich in der ihr offenstehenden Glücksbahn so weit auszubreiten, als es sonst könnte.

*) 260000 Rthlr.
**) 1050000 Rthlr.

XIII.

Kann Martiniko erobert werden?

Noch dazu ist diese Insel der Eroberung ausgesetzt. Aber obgleich hundert Stellen dem Feinde die bequemste Landung anbiethen, so wird er sie doch daselbst nicht verrichten. Sie wäre ihm, wegen der Unmöglichkeit in einem erschrecklich durchschnittenen Lande seine Artillerie und Munitionen nach Fort Royal, worinn die ganze Vertheidigung der Kolonie besteht, zu schaffen, unnütz. Nach diesem Ufer allein wird er seine Seegel richten.

Vor diesem Hauptorte liegt ein berühmter Hafen, der sich an der Seite einer breiten Bay befindet, worinn man nur, indem man Lagen aushält, welche das Schicksal eines jeden Schiffes, das gezwungen ist dem Gefecht auszuweichen, entscheiden, hinein kommen kann. Wenn es unglücklicher Weise Rhedelos geschossen wird, oder ein schlechter Segler ist, oder ihm ein Unglück von den Windstößen, Ströhmen oder Seestreifen zustößt, so wird es in die Hände eines Feindes fallen, der glücklicher zu laviren weiß. Ja, die Festung kann sogar der unnütze und schimpfliche Zeuge des Verlusts eines Geschwaders werden, wie sie hundertmal dem Wegnehmen von Kauffartheyschiffen hat zusehn müssen.

Der innre Theil des Hafens ist schlechter geworden, seitdem man, um den Engländern in dem letzten Kriege einen Damm entgegen zu stellen, den Rumpf verschiedener Schiffe darinn versenket hat. Man hat diese Fahrzeuge herausgezogen. Allein es

gehören noch große Kosten dazu, wenn die Menge Sandes, die sich um dieselben her aufgethürmt hatte, wegschaffen, und die Dinge in den alten Stand setzen will. Diese Arbeit leidet doch nicht den geringsten Verschub; da der Hafen, ob er gleich nur mäßig groß, doch der einzige ist, worinn die Schiffe vom größten Range auswintern können; der einzige, wo sie Mastbäume, Seegel, Thauwerk, und sehr leichte Mittel finden, vortreffliches Wasser einzunehmen, welches über eine Stunde weit durch einen sehr wohl angelegten Kanal hergeleitet wird.

In der Nachbarschaft wird der Feind seine Landung verrichten, ohne daß es möglich sey, ihm dieses zu verwehren, man mag es anfangen, wie man will. Der Krieg im freyen Felde, den man ihm entgegen setzen könnte, würde nicht lange dauren, und man würde bald genöthigt seyn, sich in die Festungswerke zu vergraben.

Ehedem bestanden sie bloß in denen Werken, die zum Fort Royal gehörten, wo man aus Unwissenheit ein ganz rasendes Geld unter dem Feuer einer Kette von Bergen verwendet hatte. Die ganze Kunst geschickter Kriegsbaumeister hat Werken, die aufs gerathewohl, mit aller möglichen Ungeschicklichkeit, ohne zusammen hängenden Entwurf gebauet worden waren, keine große Stärke verschaffen können. Man hat sich damit begnügen müssen an den Stellen des Orts, wo es angieng, einen bedeckten Weg, einen Wall und Flanken anzulegen. Indessen hat die wichtigste Arbeit darinn bestanden, in den Felsen, der alles, was man will, sehr leicht aus sich

machen läßt, luftige und gesunde Gewölber zu hauen, wo man den Kriegs- und Mundvorrath, die Kranken, die Soldaten, und diejenigen unter den Einwohnern, denen die Liebe zum Hauptlande den Muth einflößen möchte, die Kolonie zu vertheidigen, in Sicherheit stellen kann. Man hat geglaubt, daß Menschen, die, wenn sie erst den Gefahren auf den Wällen Trotz gebothen hätten, in diesen Gewölbern eine vollkommene Ruhe fänden, daselbst gar leicht ihre Mühseligkeiten vergessen, und sich den Angriffen des Feindes mit neuem Muthe entgegen stellen würden. Dieser Gedanke ist glücklich und weise. Er kommt, wo nicht von einer patriotischen Regierung, wenigstens von einem durch Menschenliebe erleuchteten Staatsminister her.

Aber der Muth, der daher entspringen soll, war nicht hinreichend, um einen Platz, der von allen Seiten her mit Vortheil bestrichen wird, zu behaupten. Man hat also geglaubt, man müsse eine vortheilhaftere Lage aussuchen, und man hat sie auf dem Hügel Garnier gefunden, der um fünf und dreyßig bis vierzig Fuß höher ist, als die höchsten Punkte auf den Patate, den Tartanson, und den Cartouchebergen, die alle in das Fort Royal hineinsehen.

Auf dieser Höhe ist ein Zitadell, aus vier Bollwerken bestehend, erbauet worden. Die Bollwerke vor der Front, der bedeckte Weg, die Zisternen, die Pulvermagazine, alle diese Vertheidigungsmittel sind fertig, und es kann nicht lange währen, so ist es das übrige auch. Bald wird nichts mehr zu bauen seyn als die Kasernen und einige andere bürgerliche

Ge-

Gebäude. Alsdenn, wenn auch die Reduten und die Batterien, die darum angelegt sind, um den Feind zu nöthigen, seine Ladung weiter weg vorzunehmen, als in der Casebucht, wo er bey der letzten Eroberung ans Land stieg, nicht das leisteten, was man sich davon verspricht: so könnte doch die Kolonie einen Widerstand von ungefähr drey Monathen thun. Funfzehn hundert Mann werden Garnier dreyßig bis sechs und dreyßig Tage lang gegen ein Heer von funfzehn tausend Mann vertheidigen: und zwölf hundert Mann werden sich etwa zwanzig bis fünf und zwanzig Tage in Fort Royal halten, das erst nach der Einnahme von Garnier angegriffen werden kann. Das ist alles, was man durch sieben bis acht Millionen Livres *) Unkosten erkauft hat.

So starke Kosten haben denjenigen, welche glauben, daß das Seewesen allein die Kolonien schützen soll, am unrechten Orte angebracht geschienen. In dem Unvermögen, worinn man sich befand, zu gleicher Zeit Festungswerke aufzuführen und Schiffe zu bauen, mußte man die vorzüglich nothwendigen Mittel der dieser nachstehenden Hülfe vorziehen. Wenn es zumal der Französischen Nationalhitze gemäß ist, lieber anzugreifen als sich zu vertheidigen, so muß sie Festungen zerstöhren, nicht einnehmen: oder vielmehr, es schickt sich für sie, jene Flügel habende und sich bewegende Wälle zu bauen, die den Krieg an feindliche Orte hinbringen, statt ihn zu erwarten. Jede Macht, die nach Handlung und nach

*) Ueber zwey Millionen Rthlr.

Kolonien trachtet, muß Schiffe haben, welche Menschen und Reichthümer erzeugen, die Bevölkerung und den Umlauf vermehren: da hingegen Basteyen und Soldaten nur Macht und Lebensmittel aufreiben. Alles, was der Hof zu Versailles sich von denen auf Martiniko verwendeten Kosten versprechen kann, ist dieß, daß, wenn diese Insel durch den einzigen furchtbaren Feind angegriffen wird, so hat man die Zeit, ihr zu Hülfe zu kommen. Der Engländer Denkungsart macht, daß sie bey Belagerungen langsam gehn. Sie gehn immer nach den Regeln. Nichts hält sie ab, Werke, von denen die Sicherheit der Belagerer abhängt, zu vollenden. Das Leben der Soldaten ist ihnen kostbarer als die Zeit. Vielleicht ist diese an sich so vernünftige Grundregel auf das aufzehrende amerikanische Klima nicht gehörig angewandt; aber es ist die Grundregel eines Volks, bey dem der Soldat ein Mensch in Diensten des Staats, nicht aber ein im Solde des Fürsten stehender Miethling ist. Doch laß das künftige Schicksal Martinikos werden, was es will: es ist Zeit den gegenwärtigen Zustand von Guadalupe zu untersuchen.

XIV.

Elend der ersten Franzosen, die sich auf Guadalupe niederlassen.

Diese Insel, deren Gestalt nichts regelmäßiges an sich hat, mag etwa achtzig Meilen im Umkreise halten. Sie wird durch einen kleinen Arm der See, der etwa zwo Meilen lang, und von acht bis zu zwanzig Ruthen breit ist, in zwey Theile durchschnitten.

Dieser

Dieser Kanal, der der Salzige Fluß heißt, ist schiffbar, kann aber nur Fahrzeuge von funfzig Tonnen führen.

Der Theil der Insel, von dem die ganze Kolonie den Namen bekommt, ist in der Mitte voller abscheulicher Felsen, wo eine ewige Kälte herrscht, welche nichts als Haidkraut und einige mit Mooß bedeckte unnütze Bäume darauf wachsen läßt. Auf dem Gipfel dieser Felsen erhebt sich, unabsehlich in der mittlern Region der Luft, ein Berg, der die Souphriere genannt wird. Er wirft aus gewissen Oefnungen einen dicken nnd schwarzen Dampf aus, der, wie man es bey nächtlicher Weile sehen kann, mit Funken vermischt ist. Von allen diesen Anhöhen fließen unzählbare Quellen herab, die nach den Ebnen, welche sie wässern, Fruchtbarkeit hinbringen, und die brennende Luft des Klimas durch ein so frisches und berühmtes Wasser mäßigen; daß die Galionen, die ehemals vor den Windinseln anlegten, Befehl hatten, ihren Vorrath mit diesem reinen und gesunden Wasser anzufrischen. So ist der Theil der Insel beschaffen, den man ganz eigentlich Guadalupe nennt. Derjenige, der Grande-Terre heißt, ist von der Natur nicht so wohl beschenkt worden. Er ist zwar nicht so durchschnitten und ebner, aber die Quellen und Flüsse fehlen ihm. Sein Boden ist nicht so fruchtbar, sein Klima nicht so gesund und nicht so angenehm.

Keine Europäische Nation hatte dieses Eiland noch besetzt, als fünf hundert und funfzig Franzosen unter Anführung zweener Edelleute, mit Namen Poline und Duplessis, den 28ten Jun. 1635 von Dieppe

daselbst anlangten. Ihre Zubereitungen waren nicht mit Klugheit gemacht worden. Ihre Lebensmittel waren so schlecht gewählt gewesen, daß sie schon auf der Fahrt verdarben; und man hatte so wenig aufgenommen, daß in zwey Monathen nichts davon übrig war. Das Hauptland schickte keine: St. Christoph wollte keine hergeben, entweder aus Mangel, oder weil es keine Lust dazu hatte; und die ersten Arbeiten zum Bau des Landes konnten noch nichts aufbringen. Es blieb der Kolonie keine andere Zuflucht als die Wilden; aber der Ueberfluß eines Volks, das wenig Früchte zog, und also nie einen Vorrath angelegt hatte, konnte nicht ansehnlich seyn. Man wollte nicht mit dem zufrieden seyn, was sie freywillig brachten. Der Entschluß ward gefaßt sie auszuplündern, und die Feindseligkeiten giengen den sechsten Januar 1636 an.

Die Karaiben glaubten nicht im Stande zu seyn, einem Feinde, der durch die vorzügliche Beschaffenheit seiner Waffen so viel Vortheile hatte, offenbar widerstehn zu können. Sie zerstöhrten daher ihre Lebensmittel, ihre Wohnsitze, und begaben sich auf Grande-Terre oder auf die benachbarten Eilande. Von da aus setzten die wütendsten wieder nach der Insel, woraus man sie vertrieben hatte, über, und verbargen sich da in den dicksten Wäldern. Am Tage schossen sie mit vergifteten Pfeilen, oder schlugen mit ihren Keulen alle Franzosen todt, die sich von den andern, um zu Jagen oder Fischen, absonderten. Des Nachts verbrannten sie die Hütten und verwüsteten die Pflanzungen ihrer ungerechten Räuber.

Eine

Eine erschreckliche Hungersnoth war der Erfolg dieser Art Krieg zu führen. Die Kolonisten sahn sich genöthiget, das Gras zu fressen, ihre eignen Exkremente, die Leichnahme ihrer Gefährten, die sie ausgruben, zu verzehren. Verschiedene, die zu Algier in der Sklaverey gewesen waren, verfluchten die Hand, die ihnen ihre Fesseln abgenommen hatte; alle verwünschten ihr Leben. So büßten sie für das Verbrechen ihrer Eroberung, bis Aubert zur Statthalterschaft kam, der im Jahr 1640 mit den Wilden Frieden schloß. Wenn man an die Ungerechtigkeit der Feindseligkeiten gedenkt, die die Europäer in ganz Amerika begangen haben, so hat man fast Lust, sich über ihre Unglücksfälle, und über alle die Plagen, die diesen wilden Unterdrückern auf dem Fuße nachfolgen, zu freuen. Die Menschlichkeit zerschlägt alsdenn alle Bande des Bluts und des Vaterlandes, die uns an die Einwohner unsrer Halbinsel binden, verändert die Verbindung, setzt über die Meere, und schließt da mit den wilden Indiern eine Verwandtschaft, die alle Menschen verbindet, nämlich diejenige, welche durch Unglück und Mitleiden erzeugt wird.

Indeß trieb das Andenken des Elendes, das man auf dieser geraubten Insel erlitten hatte, mächtig an, die höchst nothwendigen Dinge zu bauen; da man denn hernach darauf dachte, das zu bauen, was die Ueppigkeit des Hauptlandes verlangte. Die kleine Anzahl Einwohner, die dem Jammer, den sie wohl verdient hatten, entgangen waren, ward bald durch einige Kolonisten aus St. Christoph, die mit

ihrem Zustande nicht zufrieden waren; durch Europäer, die nach neuen Dingen verlangten; durch Schiffsbefehlshaber vermehrt; welche aus Klugheit, die von den Kaprizen des Oceans geretteten Reichthümer, dem Schooße eines ergiebigen Bodens anvertrauen wollten. Aber Guadalupens Flor ward durch Hindernisse aufgehalten und gehemmt, die aus dessen Lage entsprangen.

XV.

Die Kolonie auf Guadalupe gewinnt eben keinen großen Fortgang.

Die Leichtigkeit, womit die Seeräuber auf den benachbarten Inseln dieser ihre Heerden, ihre Sklaven, selbst ihre Erndten wegnehmen konnten, versetzte sie oftmals in sehr verderbliche Nöthen. Innre Unruhen, die aus Begierde nach Gewalt entsprangen, bewogen ihre Bewohner oft die Waffen gegen einander zu ergreifen. Die Ebentheurer, die nach den Windinseln zogen, verachteten ein Land, das sich mehr zum Landbau als um Schiffe darauf zu rüsten schickte, und ließen sich nach Martiniko durch die Menge und die Bequemlichkeit der dortigen Rheden locken. Der Schutz dieser furchtlosen Seeräuber brachte alle Kaufleute, die sich schmeichelten den Raub des Feindes um einen geringen Preis kaufen zu können, und alle Ackerleute dahin, welche glaubten, sie könnten sich da ohne Sorgen auf friedliche Arbeiten legen. Diese schleunige Bevölkerung mußte den ganzen Kriegs- und Civil-Etat der Antillen nach Martiniko hin-

hinversetzen. Alsbald dachte das Ministerium des Hauptlandes mehr auf diese als auf die übrigen Kolonien, die nicht so sehr unter seiner Hand standen; und weil es nur von dieser Insel reden hörte, so ertheilte es ihr auch mehr Aufmunterungen.

Dieser Vorzug machte, daß im J. 1700 die ganze Menschenzahl auf Guadalupe aus 3825 Weißen; 325 Wilden und freyen Negern, oder Mulatten, und 6725 Sklaven bestand, unter welchen eine große Anzahl Karaiben war. Sein Landbau bestand in 60 kleinen Zuckerpflanzungen, in 66 Indigpflanzungen, in etwas Kakao und viel Baumwolle. Dieses Eiland besaß noch 1620 Stück kleines Vieh, und 3699 Stück Hornvieh. Das war die Frucht von sechzigjährigen Bemühungen. Aber so langsam und eingeschränkt ihre ersten Versuche waren, so schleunig und so groß war nachher ihr Fortgang.

Am Ende des J. 1755 wohnten in der Kolonie 9643 Weiße, und 41140 Sklaven; Mann, Frau und Kind. 334 Zuckerpflanzungen; 15 Quadrate Indig; 46840 Kakaostämme; 1700 Tobackstauden; 2, 257, 725 Kaffeestämme; 12, 748, 447 Baumwollenstämme, machten die Masse ihrer Handelsprodukte aus. An Lebensmitteln besaß sie 19 Quadrate Reiß oder Mayz; und 1219 an Kartoffeln und Ignamen; 2, 028, 520 Paradießfeigenbäume; 32, 577, 950 Kassawegruben. Diese Umstände machen den für Europa wesentlichsten Theil der Geschichte der neuen Welt aus. Kato Censor hätte sie geschrieben. Karl der Große hätte sie begierig gelesen. Wer darf wohl erröthen, wenn er sich dabey aufhält? Wir wa-

wagen es darinn fortzufahren. Die Heerden auf Guadalupe bestanden aus 4,946 Pferden; 2,924 Maulthieren; 125 Eseln; 13,716 Stück Hornvieh; 11,162 Schafen oder Ziegen; 2,444 Stück Schweinen. So war Guadalupe beschaffen, als es 1759 im Monath April von den Engländern erobert wurde.

Frankreich bedauerte diesen Verlust; aber die Kolonie hatte Ursache, sich über ihr Unglück zu trösten. Während einer drey monathlichen Belagerung hatte sie erlebt, daß ihre Pflanzungen zerstöhrt, die zu ihren Fabriken dienliche Gebäude verbrannt, und ein Theil ihrer Sklaven weggeführt wurde. Wenn der Feind nach allen diesen Verwüstungen gezwungen worden wäre, abzuziehen, so war keine Rettung für dieß Eiland. Der Hülfe des Hauptlandes beraubt, und weil es aus Mangel von Waaren, die es hätte hergeben können, von den Holländern, welche die Neutralität in ihre Rheden führte, nichts erwarten durfte; hätte es nicht bis zur Zeit einer neuen Erndte zu leben gehabt.

XVI.

Die Engländer erobern Guadalupe und erheben es auf einen hohen Grad des Flors.

Die Eroberer erlösten sie von dieser Unruhe. Zwar sind die Engländer in ihren Kolonien keine Kaufleute. Die Ländereybesitzer leben größtentheils in Europa, schicken ihren Verwaltern, was sie brauchen, und empfangen durch das zurückkehrende Schiff die ganze Erndte ihrer Grundstücke. Ein in ir-

gend

gend einem Hafen Großbritanniens wohnhafter Kommissionär trägt Sorge, daß die Plantage mit allem Nöthigen versehen werde, und empfängt das Einkommen aus derselben. Dieß Verfahren konnte auf Guadalupe nicht beobachtet werden. Der Sieger mußte hierinn die Gewohnheit des Besiegten annehmen. Die Engländer, voll von den Vortheilen, die Frankreich aus seinem Handel mit seinen Kolonien zog, spedirten geschwinde, so wie diese Nation, Schiffe nach der eroberten Insel, und thaten so viel Speditionen dahin, daß, da die Konkurrenz um ein großes die Nachfrage überstieg, alle europäischen Waaren in erstaunlich schlechten Preis fielen. Der Kolonist bekam sie, so zu sagen, umsonst; und erhielt, diesem Ueberflusse zu folge, langen Aufschub zur Bezahlung.

Zu diesem erzwungnen Kredit kam noch gar bald ein Spekulationskredit hinzu, der die Kolonie in den Stand setzte, ihre Schulden zu bezahlen. Eine große Menge Negern wurden hingeschafft, um das Einbringen des Landbaues zu beschleunigen und zu vermehren. Man hat in hundert Schriften, die einander alle ausgeschrieben haben, gesagt, daß die Engländer, während den vier Jahren und drey Monathen, da sie Guadalupe besessen, dreyßig tausend Sklaven dahin gebracht hätten. Die Zollregister, deren Ansehn man schwerlich bestreiten kann, weil keine Ursache zum Schleichhandel vorhanden war, bezeugen, daß man diese Anzahl auf 18,721 herunter setzen muß. Das war genug, um der siegenden Nation die gegründetste Hoffnung zu geben, daß

sie

sie großen Nutzen von ihrer neuen Eroberung haben würde. Allein ihr Ehrgeiz flößte ihr falsche Hoffnungen ein: und die Kolonie ward ihrem alten Besitzer 1763 im Monath Julius zurückgegeben.

Man muß unter den Zubehör von Guadalupe verschiedene kleine Inseln rechnen, die unter dem Befehlshaber jener stehn, und zugleich mit ihr unter das Joch der Engländer fielen. So verhält sich es mit Disirade, die durch das Meer von Guadalupe abgerissen zu seyn scheint, weil sie davon durch einen ziemlich engen Kanal getrennt ist. Es ist eine Art von Fels, worauf man nur Baumwolle bauen kann. Man weiß nicht recht, zu welcher Zeit sie zuerst bewohnt worden ist; so viel weiß man nur, daß diese kleine Besitzung ziemlich neu ist.

Die Heiligen, welche drey Meilen von Guadalupe liegen, sind zwey sehr kleine Eilande, die mit noch einem Inselchen in ein Dreyeck liegen, und einen ziemlich guten Hafen ausmachen. Dreyßig Franzosen, die man im Jahr 1648 dahin geschickt hatte, wurden gar bald durch eine außerordentliche Dürre, die die einzige Quelle, wo man Wasser schöpfen konnte, noch ehe man Zeit hatte, Zisternen anzulegen, austrocknete, gezwungen, sie zu räumen. Im Jahr 1652 zog man wieder hin, und legte einen dauerhaften Ackerbau da an, der heut zu Tage funfzig tausend Pfund Kaffee und achtzig tausend Pfund Baumwolle einbringt.

Das ist nicht viel, aber es ist doch mehr als St. Bartholomäus liefert, welches im Jahr 1648 durch funfzig Franzosen besetzt ward. Diese wurden

im

im Jahr 1656 durch eine zu St. Vinzent und Dominiko zusammengekommene Armee von Karaiben daselbst ermordet, und ihre Stelle erst ziemlich lange nachher wieder besetzt. Im Jahr 1753 bestunden die Kolonisten nur aus 170 Menschen, und ihr ganz Vermögen aus 54 Sklaven und 64000 Kakaobäumen. Seit dem letzten Frieden ist die Zahl der Weißen auf vier hundert, und die Zahl der Negern auf fünf hundert gestiegen. Der Landbau hat nach eben dem Verhältniß zugenommen. Der Boden dieser sehr kleinen Insel ist sehr bergicht, und außerordentlich unfruchtbar, aber man findet da die Bequemlichkeit eines guten Hafens. Die Armuth der Einwohner ist so bekannt, daß die englischen Kaper, die während des Krieges oft dort eingelaufen sind, immer die wenigen Erfrischungen, die man ihnen hat geben können, getreulich bezahlt haben, ob man gleich nicht im Stande war sie dazu zu zwingen. Also findet noch Mitleiden selbst unter Feinden, und in der Seele von Seeräubern statt! Also machen nur Furcht und Eigennutz den Menschen bösartig! Er ist nie umsonst grausam. Der bewafnete Seeräuber, der ein reich beladnes Schiff plündert, hat noch Billigkeit und Gefühl für Inselbewohner, die die Natur ohne Hülfe und ohne Vertheidigung gelassen hat.

Marie Galante ward den Landeseingebohrnen im Jahr 1648 weggenommen. Die Franzosen, die sich mit Gewalt darauf niedergelassen hatten, wurden lange Zeit von den Wilden aus den benachbarten Inseln beunruhiget, aber sie sind nun die ruhigen Besitzer von einer Insel, die sie erst verheert, dann be-

baut haben. Diese nicht so große als fruchtbare Insel enthält 21 Zuckerfabriken, 7000 Kakaostämme, 562,700 Kaffeestämme, 4,621,700 Baumwollenstämme. Wenn diese häufigen Berechnungen einen müssigen Leser ermüden, der seine Einkünfte nicht gerne zählt, aus Furcht seinen Ausgaben Schranken setzen zu müssen; so hoffen wir, daß sie politische Rechner nicht ermüden werden, die, weil sie in der Menschenzahl und dem Ertrag der Ländereyen das wahre Maaß der Kräfte eines Staats finden, desto besser die natürlichen Mittel der verschiedenen Nationen werden vergleichen können. Nur durch ein wohl eingerichtetes Register dieser Art kann man mit einiger Gewißheit von dem gegenwärtigen Zustande der See- und handelnden Mächte, die Besitzungen in Amerika haben, urtheilen. Hiebey ist Genauigkeit das Verdienst des Werks; und man muß dem Verfasser die ihm fehlende Anmuth, wegen des ihre Stelle vertretenden Nutzens, Dank wissen. Genug beredte Gemählde, witzige Schilderungen belustigen und hintergehen den großen Haufen, in Rücksicht auf entfernte Länder. Es ist Zeit die Wahrheit und das Resultat ihrer Geschichte zu bestimmen, und mehr zu wissen, was sie sind, als was sie gewesen. Denn die Geschichte des Vergangnen hat mit dem Jahrhundert, worinn wir leben, fast eben so wenig zu thun als die Geschichte der Zukunft. Wir sagen es noch einmal, man wundre sich nicht darüber, daß man hier so oft eine Berechnung der Negern, der Thiere, der Ländereyen, der Produkte, mit einem Worte Nachrichten findet, die der Trockenheit, die sie für den Geist haben, ohnerachtet,

dennoch die physischen Grundlagen der gesellschaftlichen Verbindung ausmachen. Warum sollten wir es überdrüssig werden, sie in einem Buche zu sehn, das uns unsre Reichthümer vorzählt. Wir wollen daher die auf Guadalupe wieder vornehmen und berechnen.

Nach der Schatzung von 1767 enthält diese Insel, und die kleinen Besitzungen, die wir erwähnt haben, mitgerechnet, in allem 11,863 Weiße; 752 freye Negern oder Mulatten; 72, 761 Sklaven: das macht zusammen 85, 376 lebendige Menschen.

Ihre Heerden bestehn in 5,060 Pferden; 4854 Maulthieren; 111 Eseln; 17, 378 Stück Hornvieh; 14,895 Schaafen oder Ziegen; 2,669 Schweinen.

An Lebensmitteln besitzt sie 30,476, 218 Kassawegruben; 2,819,262 Paradieißfeigenbäume; 2118 Viereke mit Ignamen und Kartoffeln besetzt.

Zu ihrem Ackerbau rechnet man 72 Rokustämme; 327 Kassiastämme; 134,292 Kakaostämme; 5,881, 176 Kaffeestämme; 12,156,769 Baumwollenstämme; 21,474 Quadrate mit Zuckerröhren besetzt.

Die Holzungen begreifen 22,097 Quadrate Länderey; 20,247 sind zum Wiesewachs da, und 6,405 unbebaut oder brachliegend.

1582 Plantagen bauen Baumwolle, Kaffee, Kakao, Lebensmittel: es giebt ihrer 401, wo man Zucker bauet. Diese Zuckerfabriken haben 104 Wasser-, 11 Windmühlen, und 263, die mit Ochsen getrieben werden.

Die Produkte von Guadalupe, samt denen, welche die kleinen ihr unterworfnen Inseln dazu bringen, müßten etwas sehr ansehnliches ausmachen. Indeß ist nach dem Hauptlande im Jahr 1768 nicht mehr gebracht worden, als 140,418 Zentner weißen Zucker; 23,603 Zentner rohen Zucker; 34,205 Zentner Kaffeebohnen; 11,955 Zentner Baumwolle; 456 Zentner Kakao; 1884 Zentner Ingwer; 2,529 Zentner Kampeschholz; 24 Kisten eingemachtes Obst; 165 Kisten gebranntes Getränk; 34 Oxhöft Rum; 1202 unbereitete Felle. Alle diese Waaren haben in der Kolonie nicht mehr als 7,103,832 Livres*) gekostet; und sie hat für die Waaren, die sie aus Frankreich erhalten hat, nicht mehr als 4,523.884 Livres**) bezahlt. Man kann daraus leicht urtheilen, wie viel Produkte durch den Schleichhandel herausgebracht worden sind, da es bewiesen ist, daß Guadalupe mehr Produkte zieht als Martiniko.

Die Ursachen dieses Unterschiedes fallen in die Augen. Guadalupe braucht eine größere Menge seiner Sklaven zum Landbau als Martiniko; denn da letzteres Eiland zu gleicher Zeit eine handlungtreibende und landbauende Kolonie ist, so braucht es nothwendig viel Negern in seinen Flecken und zu seiner Schiffahrt. Guadalupe hat weniger Kinder, weil man nach seinen neuerlich angelegten Werkstätten nur erwachsene, oder fast erwachsene Menschen gebracht hat, und weil die Afrikanischen Weiber fast niemals vor dem

*) 1,875,000 Rthlr.
**) 1,195,000 Rthlr.

dem zweyten Jahre nach ihrer Ankunft in Amerika gebähren: entweder weil die Veränderung des Klimas oder der Nahrungsmittel einen solchen Eindruck auf ihre Leibesbeschaffenheit gemacht hat; oder daß man diese Verzögerung in ihrer Fruchtbarkeit einem Ueberrest von Schamhaftigkeit, dessen sie fähiger sind als man glaubt, zuzuschreiben habe. Endlich ist eine beträchtliche Menge dieser Negern auf ein ganz frisches Land angestellt worden: und ein Boden, den man reutet, liefert immer eine reichlichere Erndte als solche Felder, die durch einen langwierigen Bau erschöpft sind.

Aber wenn man einigen Beobachtern trauen darf, so muß die Kolonie gewärtig seyn, daß ihr Landbau abnehmen wird. Der unter dem Namen Guadalupe bekannte Theil derselben war, sagen sie, schon seit langer Zeit auf den höchsten Gipfel des Ertrags gebracht, und Grande-Terre, welches heut zu Tage fast gänzlich frisch gereutet ist, liefert ungefähr drey Fünftheile von dem, was die ganze Besitzung aufbringt. Nun kann sich dieser Theil des Eilandes unmöglich in dem blühenden Zustande erhalten, worein ein glücklicher Zufall sie versetzt hat. Sein von Natur dürrer Boden ist schon durch einen gezwungnen Anbau verarmt, und der brennenden Hitze in jenen Gegenden um so mehr ausgesetzt, weil sich fast kein Baum mehr darauf befindet. Zudem ist der Bau desselben schwer und kostbar. Man könnte eine gleiche Menge Früchte auf keine andre Art darauf ziehen, als wenn man täglich die Arbeit und Kosten vermehrte,

und immer den reinen Ertrag der Erndte in den Boden steckte.

Unterdessen meynen viele Leute, daß Guadalupe seine Einkünfte um ein Sechstheil vermehren kann, und daß der Zeitpunkt dieser Vermehrung nicht eben sehr weit entfernt seyn muß. Die Kolonie hat eben keine beträchtliche Schulden. Bey geringern Bedürfnissen als diejenigen Inseln, wo Reichthum seit langer Zeit eine Menge Lüste und Neigungen erzeugt hat, kann sie mehr auf den Fortgang ihres Ackerbaues verwenden. Ihre Lage mitten unter den Englischen und Holländischen Besitzungen giebt ihr leichte Mittel an die Hand, ihnen die Hälfte ihres Zuckers und ihrer Baumwolle um einen höhern Preis zu liefern, als sie von den Schiffen des Hauptlandes erhält; und Sklaven und einige andre Waaren dagegen zu empfangen, die sie wohlfeiler kauft. Diese Umstände zusammengenommen geben Anlaß zu muthmaßen, daß Guadalupe bald von selbst, ohne Hülfe, ja ohnerachtet der Fesseln der Regierung, das äußerste Ziel ihres Flors erreichen werde.

XVII.

Veränderung, die in der Verwaltung von Guadalupe gemacht worden, seitdem es wieder unter Französische Bothmäßigkeit gekommen ist.

Der blühende Zustand, worein Guadalupe von den Engländern war versetzt worden, erregte das Erstaunen der ganzen Welt, als sie diese Insel wiedergaben. Man faßte die Achtung für dieselbe, die heut zu Tage durch Reichthümer erregt wird. Das Hauptland betrachtete

trachtete sie mit einer Art von Ehrfurcht. Bis dahin war sie der Insel Martiniko untergeordnet gewesen, so wie alle Windinseln. Man befreyte sie von dieser Abhängigkeit, indem man einen Statthalter und Intendanten für sie ernannte. Diese neuen Befehlshaber wollten ihre Ankunft durch eine Veränderung merkwürdig machen; daher machten sie den Entwurf, die Waaren gerade nach Europa zu schicken, anstatt sie den Weg, den sie bishero gegangen waren, gehen zu lassen. Dieß System gefiel Einwohnern, welche fünf mal hundert tausend Thlr. an Martiniko schuldig waren, und eben keinen großen Trieb hatten sie zu bezahlen, recht wohl; und man fand Mittel, es dem Ministerium im Hauptlande annehmlich zu machen. Alsbald ward beyden Kolonien aller Verkehr strenge verbothen, und sie wurden einander so fremd, als wenn sie zwoen wetteifernden, ja gar feindlichen Mächten gehört hätten.

Bis dahin hatte der direkte Verkehr zwischen Guadalupe und Frankreich nur aus sechs bis sieben Schiffen jährlich bestanden. Diese Anzahl vermehrte sich, doch aber nicht so, daß dadurch die Kolonie alle ihre Produkte los geworden wäre. Man beschleunigte ein Projekt, das sehr langsam und behutsam hätte ausgeführt werden müssen, so wie fast alle politische Neuerungen, die vorbereitet und mit Mäßigung ausgeführt seyn wollen. Die Rheden auf Guadalupe sind schlecht. Die Rhederey ist an seinen Küsten beschwerlich. Die Waaren sind beym Aus- und Einschiffen häufigen Havereyen ausgesetzt. Diese Gründe hatten, benebst mehrern, die Handelsleute des Haupt-

landes verhindert, einen unmittelbaren Handel mit der Kolonie anzufangen, ohnerachtet der Ungelegenheiten und Unkosten, denen sie bey den Umwegen ausgesetzt waren. Es war Vorurtheil bey dieser Abneigung; aber man konnte ihnen denselben nur mit Behutsamkeit benehmen. Man mußte Schiffe aus Europa durch einige Vorrechte, durch einige Begünstigungen nach der Kolonie hinlocken, welche denen Ungelegenheiten, wodurch sie davon abgehalten wurden, die Waage gehalten hätten. Mit solchen behutsamen Anstalten wäre die Veränderung nach und nach, und so so sagen, von selbst eingetreten. Mit einem Worte, man mußte Schiffe von Frankreich herkommen lassen, um die von Martiniko zu vertreiben, nicht aber die von Martiniko vertreiben, um Schiffe von Frankreich hernach kommen zu lassen, die vielleicht auch nicht kommen konnten.

So verhielt es sich mit dem Vortheil des Handels an und für sich betrachtet. Vielleicht stand er aber viel wichtigern politischen Vortheilen entgegen. Das mag man aus folgendem beurtheilen.

Frankreich hat bis dahin nicht die Macht gehabt seine Kolonien würksam zu beschützen, noch der Macht, vor der es sich am mehrsten zu fürchten Ursache hat, ihre Kolonien zu beunruhigen. Es kann sich diesen doppelten Vortheil nur durch ein Seewesen verschaffen, das dem Seewesen einer sich selbst zu seinem Feinde aufwerfenden Macht gleich ist. Bis zu der Zeit, wovon seine gegenwärtige Verfassung es immer weiter zu entfernen scheint, verlangt sein Bestes, daß seine Besitzungen in der neuen Welt, so zu

sagen,

sagen, während des Krieges genug an sich selbst haben. Das konnten sie, als Martiniko noch der Mittelpunkt aller Windinseln war. Von dieser mit Handels- und Seeleuten angefüllten, und unter allen französischen Inseln, in Ansehung der auf diesen Gewässern herrschenden Winde, am glücklichsten liegenden Insel, segelte Succurs an Soldaten, Waffen, Lebensmitteln ab, die in vier und zwanzig Stunden in den andern Kolonien ankamen; mit moralischer Gewißheit, daß sie, ohngeachtet der Stärke und der Menge der zur Unterbrechung dieser Kommunikation bestimmten Geschwader nicht aufgehoben werden würden.

Das war nicht alles. Zahlreiche Schwärme von Kapern, die aus ihren Häfen liefen, nöthigten die englischen Kauffartheyschiffe nicht anders als unter Konvoyirung zu seegeln; und weil es mit dem Konvoyiren nicht so ordentlich hergehen konnte, um Oerter, wo eßbare Sachen sich nicht lange halten, immer in dem gehörigen Vorrathe zu erhalten, so waren die englischen Eilande oft in großem Mangel. Die Nordamerikanischen Provinzen suchten zwar diese Lücken zu füllen; aber da der geringe Werth ihrer Ladungen die Kosten des Konvoyirens nicht tragen konnten, so bekam der französische Kaper gewiß zwey Fünftheile dessen, was sie nach den mittäglichen Kolonien schickten. Auch hat weder die Wachsamkeit noch die Geschicklichkeit der Engländer die Kaper von Martiniko verhindert, im vorigen Kriege vierzehn hundert Fahrzeuge wegzunehmen.

Alle diese Vortheile von Martiniko, woran Guadalupe einen Nebenantheil hatte, und die zur Verproviantirung beyder Inseln, und zum Untergange von des Feindes seinem viel beytrugen, werden durch die Scheidewand, die das Hauptland zwischen den Kolonien aufgerichtet hat, gänzlich verloren gehen. Es werden dort weder Handelsleute, noch Matrosen, noch Schiffe, die da einheimisch wären, zu finden seyn: und wenn die Feindseligkeiten wieder angehen, wird man nicht das geringste Schiff dort ausrüsten können. Dem Hofe zu Versailles kommt es zu, zu urtheilen, ob der direkte Handel der Häfen im Königreiche nach Guadalupe ihn für dieß Opfer schadlos halten kann.

XVIII.

Maaßregeln, die der französische Hof zur Vertheidigung von Guadalupe getroffen hat.

Aber kann Frankreich hoffen, diese Besitzung lange und ruhig zu behalten? Wenn der Feind, der die Kolonie angriffe, nur Grande-Terre verheeren, Sklaven und Vieh davon wegführen wollte, so wäre es unmöglich ihn daran zu hindern, oder ihn nur deswegen zu züchtigen, man müßte ihm dann eine Armee entgegen stellen. Das Fort Louis, das diesen Theil des Pflanzorts vertheidigt, ist nur eine elende Sternschanze, die gar nicht fähig ist, einen im geringsten hartnäckigen Widerstand zu thun. Alles, was man sich davon versprechen könnte, wäre, daß es hinderte, daß die Verheerung nicht weiter getrieben wür-

würde. Die Beschaffenheit des Landes biethet verschiedene Stellungen an, davon eine immer besser ist als die andere, um einen angreifenden Feind, so muthig, so stark er auch sey, sicher abzuhalten. Er würde sich also wieder auf seine Schiffe begeben müssen, um das eigentliche sogenannte Martiniko anzugreifen.

Seine Landungen könnten nur in der Bay der Drey Flüsse, oder in der Amtmannsbay geschehen; oder vielmehr diese beyden Orte wären die gelegensten zu seiner Unternehmung, weil er da näher als an allen andern, von dem Fort St. Charles de la Basse Terre wäre, und er am wenigsten Hinderniße zu übersteigen fände.

Er mag von diesen beyden Küsten welche er will vorziehen, so findet er beym Landen nichts als eine mit Holz bedeckte, mit Flüssen, Hohlwegen, engen Päßen, und steilen Anhöhen durchschnittene Gegend, durch die er unter dem Feuer der französischen Kommandos marschiren muß. Wenn er durch seine überlegene Macht diese Hinderniße überwunden hat, so wird ihn die Anhöhe, das große Lager genannt, aufhalten. Das ist eine geräumige Anhöhe, die die Natur mit dem Fluß Galion, und mit schrecklichen Schluchten umgeben hat. Die Kunst hat noch Brustwehren, Flanken, Batterien, wo man über Bank schießt, andere mit Schießscharten hinzugefügt, um der dahin gestellten Artillerie die möglich beste Richtung zu geben. Diese Verschanzung, ob sie schon furchtbar ist, wird überstiegen werden. Es ist nicht glaublich, daß ein kluger Anführer sich jemals

entschließen könnte, einen so beschaffenen Posten hinter sich zu lassen: seine Transporte wären in gar zu großer Gefahr, und er könnte sich schwerlich alles zu der Belagerung des Fort St. Charles Nöthige verschaffen.

Wenn diejenigen, die zuerst den Auftrag bekamen Guadalupe fest zu machen, Kriegsverständige, oder auch nur bloß Ingenieurs gewesen wären, so hätten sie nicht ermangelt, die Stellung, die sich zwischen dem Cense- und dem Galionfluß findet, zu ihrem Befestigungsplatze zu erwählen. Die Festung hätte von der Meerseite eine Front gehabt, die ein Becken, das wohl etliche und vierzig Schiffe enthalten kann, in sich gefaßt, und die Schiffe des Feindes in der offenbaren See beunruhigt hätte, selbst aber von aller Besorgniß frey gewesen wäre. Die Fronten nach dem Cense- und nach dem Galionflusse wären so gewesen, daß man ihnen gar nicht hätte ankommen können, denn sie wären beyde auf dem Gipfel sehr steiler Anhöhen gelegen gewesen. Also hätte die vierte Front allein angegriffen werden können, und die konnte man leicht so stark machen, als man wollte.

Da man sich für die gegenwärtige Lage des Fort St. Charles entschlossen hat, so hätten die dort erbauten Werke einander doch wenigstens flankiren, und vor dem Enfiliren von Seiten des Meeres und der Anhöhen schützen sollen. Aber man handelte den guten Grundsätzen so sehr entgegen, daß das Feuer der Festungswerke eine ganz falsche Richtung bekam; daß man von allen Seiten in die Werke hinein sah;

daß

daß man die Futtermauer bis am Fuße sehen konnte.

So war das Fort Charles beschaffen, als man im J. 1764 sich mit der Sorge, es in wehrhaften Stand zu setzen, befaßte. Vielleicht wäre es besser gewesen, man hätte es abgetragen, um neue Festungswerke auf der oben bemeldeten Stelle anzulegen. Man begnügte sich damit, das durch ungeschickte Hände schlecht gebauete Fort mit Außenwerken zu umgeben, die aus folgenden Werken bestehen, nämlich zwey Bollwerke auf der Seeseite; eine gute Kontreskarpe, die rings um das Kastel läuft, mit einer theils abgeschnitten, theils allmählig ins Feld laufenden Brustwehr; zwey große Waffenplätze in den einspringenden Winkeln, davon jeder ein gutes Reduit und dahinter gute Tenaillen mit Kaponieren und Kommunikationspforten nach dem Hauptwall hat; zwey Reduten, die eine auf die verlängerte Kapitale des einen Waffenplatzes, und die andere am Ende einer vortrefflichen längst des Galionflusses angelegten Verschanzung, deren Wallgang von dem Kanonenfeuer aus einer, auf der Spitze der am jenseitigen Ufer desselben Flusses liegenden Anhöhe, verfertigten Verschanzung vertheidigt wird; tiefe und breite Graben. Man hat auch noch eine Zisterne, und ein Pulvermagazin, beydes Bombenfrey; und Kasematten, worinn ungefähr der dritte Theil der Besatzung liegen kann, hinzugefügt. Alle diese wohlangelegten Werke werden einen thätigen und erfahrnen Kommendanten in den Stand setzen, mit einer Besatzung von zwey tausend Mann, eine zwey monathliche und vielleicht längere

gere Belagerung auszuhalten. Doch es mag sich mit der Vertheidigung, die Guadalupe dem Angriffe seiner Feinde entgegen setzen wird, verhalten wie es will, so ist es Zeit von San-Domingo zu reden.

XIX.

Niederlassung der Franzosen auf San-Domingo.

Dieses Eiland ist hundert und sechzig Meilen lang. Die mittlere Breite beträgt etwa dreyßig, und der Umfang drey hundert und funfzig, oder auch sechs hundert Meilen, wenn man in allen Buchten herum fährt. Es ist seiner ganzen von Osten nach Westen laufenden Länge nach, von einer mit Waldung bedeckten Kette von Bergen durchschnitten, welche sich Stuffenweise erhebt, und auf die Art eine der schönsten perspektivischen Aussichten auf der Welt bildet. Verschiedene dieser Berge waren ehemals, und sind vielleicht noch voller Bergwerke. Glücklichere sind dem Landbaue gewidmet. Fast alle bilden Thäler, wo die Luftbeschaffenheit ausnehmend reizend ist. Aber die Ebenen, denen die Natur Fruchtbarkeit zum Antheil geschenkt hat, athmen eine brennende Luft, die fast unerträglich wird, zumal an den Orten, wo die durch die Bergenge werdende Küste, die von den Fluthen und Felsen doppelt zurück prellenden Sonnenstrahlen empfängt.

Spanien besaß, ungenutzt so wol als ungetheilt, dieses große Land, als Engländer und Franzosen, die von St. Christoph waren verjagt worden, im J. 1630 dahin flüchteten. Obgleich die nördliche Küste, wo

sie

sie sich anfangs niedergelassen hatten, gleichsam verlassen war, so sahen sie doch ein, weil sie von ihrem gemeinschaftlichen Feind beunruhigt werden könnten, daß sie sich einen sichern Ort zu ihrer Retirade auslesen müßten. Man warf das Augenmerk auf die Schildkröteninsel, ein kleines zwey Meilen von dem großen liegendes Eiland; und fünf und zwanzig Spanier, die es besetzt hatten, zogen sich bey der ersten Aufforderung zurück.

Die Ebentheurer der beyden Nationen waren nun Herren einer Insel, die acht Meilen lang und zwey breit ist; wo sie eine reine Luft, aber keinen Fluß und wenig Quellen fanden. Köstliche Holzungen deckten die Berge; fruchtbare Ebnen verlangten Ackerleute. Der nördlichen Küste schien man gar nicht ankommen zu können; an der südlichen war eine vortreffliche von einem Felsen bestrichne Rhede, wo nur eine Batterie von Kanonen erforderlich war, um den Eingang der Insel zu vertheidigen.

Diese glückliche Lage lockte gar bald eine Menge solcher Leute nach der Schildkröteninsel, welche Glück oder Freyheit suchen. Die mäßigst Gesinnten legten sich auf den Tobacksbau, der gar bald in Ruf kam. Die thätigsten giengen nach San-Domingo Ochsen zu jagen, deren Häute sie an die Holländer verkauften. Die unerschrockensten rüsteten Schiffe zum Kapern aus, und verrichteten Thaten von einer glänzenden Kühnheit, deren Andenken lange dauern wird.

Diese Niederlassung machte den Hof zu Madrid besorgt. Er urtheilte nach dem Schaden, den er

schon litt, auf das Unglück, das ihn noch bedrohte, und befahl daher, man sollte die neue Kolonie zerstöhren. Der General der Gallionen wählte zur Ausführung seines Auftrags der Augenblick, wo die mehrsten Einwohner der Schildkröteninsel in See oder auf der Jagd waren. Er ließ mit der damals bey seiner Nation so üblichen Grausamkeit, alle die, die er einzeln in ihren Wohnungen fand, hängen oder über die Klinge springen, und begab sich weg, ohne eine Besatzung zurückzulassen, in der Ueberzeugung, daß die Rache, die er genommen hätte, diese Vorsicht unnöthig machte. Aber er mußte erfahren, daß die Grausamkeit nicht die beste Gewährleistung der Gewalt sey.

Die Ebentheurer, die von dem, was auf der Schildkröteninsel vorgegangen war, und zu gleicher Zeit davon, daß man auf San-Domingo ein Korps von fünf hundert Mann zu dem Ende zusammengebracht hätte, um sie zu beunruhigen, Nachricht erhalten hatten, sahen wohl ein, daß sie ihrem Untergange nicht anders entgehen könnten, als wenn sie nicht länger fortführen in der Anarchie zu leben. Alsbald opferten sie die individuelle Freyheit der gesellschaftlichen Sicherheit auf, und setzten den Willis, einen Engländer, der sich in hundert Gelegenheiten durch seine Klugheit und durch seinen Muth hervorgethan hatte, an ihre Spitze. Unter Anführung dieses Oberhauptes nahm man gegen Ende von 1638 wiederum Besitz von einer Inse!, die man acht Jahre inne gehabt hatte; und um nicht wieder daraus vertrieben zu werden, befestigte man sie.

Die

Die Franzosen empfanden gar bald die Partheylichkeit des Nationalgeistes. Nachdem Willis eine hinreichende Menge seiner Landsleute herbey gelockt hatte, um im Stande zu seyn Gesetze vorzuschreiben, so behandelte er die andern als Unterthanen. Das ist der natürliche Fortgang der Oberherrschaft. So sind die mehresten Monarchien entstanden. Gefährten in der Verweisung, im Kriege, oder in der Seeräuberey erwählen sich einen Anführer, und es währt nicht lange, so wirft sich dieser zum Gebiether auf. Anfänglich theilt er die Macht und den Raub mit den Stärkern, bis der durch die geringere Anzahl zu Boden gedrückte große Haufe den Anführer dreist genug macht, die ganze Gewalt an sich zu reißen; und alsdenn ist die Monarchie nichts weiter als ein Despotismus. Aber es gehören Jahrhunderte und große Staaten dazu, wenn diese Folge von Veränderungen ihren vollen Lauf haben soll. Eine Insel von sechszehn Meilen ins Gevierte ist nicht dazu geschaffen, um Sklaven zu enthalten. Der Comthur von Poinci, General-Gouverneur aller Windinseln, schickte auf erhaltene Nachricht von des Willis Tyranney den Augenblick vierzig Franzosen von St. Christoph ab, welche noch funfzig von der Küste von San-Domingo mitnahmen. Sie landeten auf der Schildkröteninsel, stießen zu den dortigen französischen Einwohnern, und verlangten zusammen von den Engländern, sie sollten sich wegbegeben. Durch so ein muthiges Verfahren bestürzt, zweifelten letztere nicht, daß so viel Uebermuth von einer ansehnlicheren Macht, als wirklich da war, unter-

stüße wäre, und räumten darauf die Insel auf ewig.

Der Spanier bezeugte sich hartnäckiger. Die Seeräuber, die täglich aus der Schildkröteninsel aus-liefen, verursachten ihm einen so beträchtlichen Schaden, daß er glaubte, seine Ruhe, seine Ehre, sein Vortheil, verlangten gleich stark von ihm, daß er sie wieder unter seine Bothmäßigkeit brächte. Dreymal setzte er sich wieder in den Besitz derselben; und dreymal ward er daraus verjagt. Endlich blieb sie im J. 1659 den Franzosen, bis sie auf San-Domingo so festen Fuß gefaßt hatten, daß sie zu so einer kleinen Besitzung weiter keine Lust hatten.

Indeß war ihr Fortgang langsam, und zog nicht eher als im J. 1665 die Augen des Hauptlandes auf sich. Nicht als wenn man von einer Insel zur andern nicht genug Jäger und Seeräuber hätte herum streifen sehen; aber die Anzahl der Ackerleute, welche eigentlich die einzigen Kolonisten ausmachten, überstieg nicht vier hundert. Man fühlte, wie nöthig es sey, sie zu vermehren, und man vertrauete die Besorgung einer so schweren Angelegenheit einem aus Anjou gebürtigen Edelmann, mit Namen Bertram Dogeron.

XX.

Maaßregeln, die Frankreich trifft, um von dieser Kolonie Nutzen zu ziehen.

Dieser Mann, den die Natur dazu gebildet hatte, um durch sich selbst groß zu seyn, ohne Hülfe

oder trotz der Hinderniſſe des Glücks, hatte funfzehn Jahr im Regiment la Marine gedient, als er im J. 1656 nach der neuen Welt ſegelte. Bey den beſten Maaßregeln wollten ihm ſeine erſten Unternehmungen nicht glücken; aber die Standhaftigkeit, die er in ſeinem Unglücke zeigte, gab ſeiner Tugend einen größern Glanz; und die Mittel, die er die Geſchicklichkeit beſaß ſich zu verſchaffen, vermehrten noch die gute Meynung, die man von ſeinem Kopfe hegte. Die Hochachtung und die Ergebenheit, welche die Franzoſen auf San-Domingo und auf der Schildkröteninſel für ihn hegten, bewogen die Regierung, ihm aufzutragen, die dort befindliche Kolonie zu regieren, oder vielmehr zu errichten.

Die Ausführung dieſes Vorhabens war voller Schwierigkeiten. Man mußte wilde Gemüther, die bis dahin in der vollkommenſten Unabhängigkeit gelebt hatten, der Ordnung unterwerfen; Räuber, die nur an Raub und Müſſiggang ein Vergnügen fanden, an die Arbeit feſſeln; Menſchen, die in dem Beſitz ſtanden, mit allen Nationen frey zu handeln, dem Vorrechte einer 1664 für alle franzöſiſchen Beſitzungen errichteten Geſellſchaft unterthänig machen. Wenn man nun alle dieſe Opfer erhalten hatte, ſo mußte man noch durch den Reiz einer beliebten Gewalt neue Einwohner in ein Land locken, deſſen Himmelsluft ſo berufen, als deſſen Fruchtbarkeit unbekannt war.

Dogeron hoffte, der Meynung der ganzen Welt zuwider, daß es ihm gelingen ſollte. Die Gewohnheit mit den Menſchen zu leben, die er regieren

sollte, hatte ihn die geschicktesten Mittel, um sie zu gewinnen, gelehrt: und seine Einsichten flößten seinem rechtschaffenen Gemüthe nur edle und gerechte Mittel ein. Die Elibustiers waren entschlossen, vortheilhaftere Küsten aufzusuchen; er hielt sie dadurch zurück, daß er ihnen den Antheil schenkte, den er seiner Stelle nach von ihrer Beute haben sollte: daß er ihnen Patente von Portugall verschaffte, um die Spanier, selbst nachdem sie mit Frankreich Frieden gemacht hatten, anzufallen. Das war das einzige Mittel, Menschen dem Vaterlande zu erhalten, die lieber seine Feinde geworden wären, als daß sie dem Raube entsagt hätten. Die Boucaniers oder Jäger, die nur Mittel wünschten, um Plantagen anzulegen, fanden entweder in seiner Börse einen Vorschuß ohne Zinsen, oder erhielten welchen auf seinen Kredit. Was die Ackerleute betraf, die er vorzüglich vor allen andern Kolonisten werth hielte, so half er ihnen auf alle seiner erfinderischen Thätigkeit nur mögliche Weise.

Diese glücklichen Veränderungen brauchten nur Stätigkeit zu gewinnen. Der weise Statthalter kam auf den Gedanken, Frauensleute könnten allein die Glückseligkeit der Mannspersonen und den Flor der Kolonie durch die süßen Lüste, die die Menschenvermehrung nach sich ziehen, auf ewig befestigen. Es befand sich nicht eine einzige in der neuen Pflanzstadt. Er verlangte welche. Das Hauptland schickte ihm funfzig, die man eifrig um einen sehr hohen Preis zu bekommen suchte. Kurz darauf bekam er wieder eine gleiche Anzahl, die man noch höher im Preise hinauf

auf trieb. Sie zu verauktioniren war das einzige Mittel, die heftigste unter allen Leidenschaften zu befriedigen, ohne Streitigkeiten zu erregen, und Menschen zu erzielen, ohne welche umzubringen. Alle Einwohner hofften Gesellinnen, die ihr Schicksal versüßen und theilen sollten, aus ihrem Vaterlande kommen zu sehen. Sie wurden in dieser Hoffnung betrogen. Man schickte ihnen nichts weiter als feile Dirnen, die sich auf drey Jahre bey den Mannspersonen in Dienste begaben. Diese Art das Hauptland zu reinigen, indem man die Kolonie ansteckte, zog so große Unordnungen nach sich, daß man ein so schreckliches Mittel einstellte, ohne doch für das Bedürfniß, das dadurch befriediget werden sollte, Rath zu schaffen. Durch diese Nachlässigkeit verlohr San-Domingo eine große Menge braver Leute, die es aus Unruhe verließen, und eine Vermehrung von Menschen, die es von denen darauf bleibenden Kolonisten hätte bekommen können. Die Kolonie hat einen solchen Hauptfehler lange empfunden, und empfindet ihn vielleicht noch.

Dieß Versehen hinderte den Dogeron nicht, die Anzahl der Ackerleute, deren er vier hundert angetroffen hatte, in dem kurzen Zeitraum von vier Jahren auf funfzehn hundert zu bringen. Der gute Fortgang seiner Bemühungen wuchs täglich, als sie im J. 1670 durch einen Aufruhr, der über die ganze Kolonie entbrannte, gehemmt wurden. Niemand schrieb ihm das Unglück einer Begebenheit zu, woran er auch in der That nicht den geringsten Antheil hatte.

Als dieser tugendhafte Mann von dem französischen Hofe zur Befehlshaberstelle auf der Schildkröteninsel und auf San-Domingo ernennt wurde, so konnte er die Einwohner nicht anders dazu bewegen, sein Ansehn anzuerkennen, als daß er ihnen Hoffnung machte, die Häfen, die unter ihm stehen sollten, würden den Fremden nicht verschlossen werden. Indeß führte er doch durch die Gewalt, die er sich über die Gemüther erwarb, das ausschließende Privilegium der Gesellschaft ein, welche endlich ohne Mitwerber handeln konnte. Aber ihr Glück machte sie so ungerecht, daß sie ihre Waaren um zwey Drittheile theurer verkaufte, als man sie bis dahin den Holländern bezahlt hatte. Ein so verderbliches Monopol brachte die Einwohner zum Aufstand. Sie ergriffen die Waffen, und legten sie nach Unruhen, die ein Jahr lang dauerten, nicht anders nieder, als unter der Bedingung, daß es allen französischen Schiffen erlaubt seyn sollte, mit ihnen zu handeln, wenn sie der Gesellschaft fünf Procent für die Ein- und für die Ausfuhr bezahlten. Dogeron, der der Urheber des Vertrags war, ergriff diese Gelegenheit, um sich zwey Schiffe zuzulegen, die dem Anschein nach dazu bestimmt seyn sollten, seine Erndte nach Europa zu schaffen; die aber im Grunde mehr seinen Kolonisten als ihm zugehörten. Jeder brachte seine Waaren um eine mäßige Fracht darauf. Wenn sie zurück kamen, ließ der großmüthige Statthalter die Ladung öffentlich ausstellen. Da nahm jeder, was er brauchte, nicht nur um den Preis, wofür es eingekauft war; sondern auf Kredit, ohne Zinsen, ja so

gar ohne Obligation. Dogeron hatte gemeynt, er würde ihnen Rechtschaffenheit, Hoheit der Seele beybringen, wenn er sich, statt aller Sicherheit, an ihrer mündlichen Versprechung begnügte. Der Tod überfiel ihn im J. 1675, mitten unter seinen väterlichen Bemühungen. Die ganze Erbschaft, die er zurück ließ, waren patriotische Beyspiele, um sie zu befolgen; menschliche und gesellige Tugenden, um sie fortzupflanzen.

Pouancey, sein Neffe, trat nicht so wol in die Ehre, als in die Pflichten, die zu seiner Stelle gehörten: allein bey allen Eigenschaften des Dogeron, war er nicht so groß als dieser, weil er seinen Fußstapfen mehr aus Nachahmung, als aus natürlicher Gemüthsbeschaffenheit folgte. Indeß schenkte der große Haufen, der keinen solchen Unterschied macht, dem einen fast so viel Zutrauen als dem andern; und sie hatten beyde den Ruhm und das Glück, der Kolonie, ohne Gesetze und ohne Soldaten, eine Gestalt und eine Festigkeit zu geben. Ihr bekannter natürlicher gesunder Verstand und aufrichtiger Sinn schlichteten, zu eines jeden Zufriedenheit, die Streitigkeiten, die sich unter den dortigen Leuten erhoben; und die öffentliche Ruhe ward durch das Ansehen erhalten, welches das persönliche Verdienst von Natur gewinnt.

Eine so weise Verfassung konnte nicht fortdauern. Es gehörte zu viel Tugend dazu, um sie immer zu erhalten. Man bemerkte im J. 1684, daß alle Bande anfiengen nachzugeben; und man schickte von Martiniko aus, wo die Polizey schon gute Wur-

zeln geschlagen hatte, zween Aufseher, mit dem Auftrage, Ordnung und Gehorsam in San-Domingo einzuführen. Diese Gesetzgeber befestigten das Werk der gesellschaftlichen Verfassung auf eine unumstößliche Weise durch die Errichtung von Gerichtshöfen in verschiedenen Gegenden, unter der Revision eines höchsten Tribunals, der zum Petit-Goave angelegt wurde. Da diese Gerichtsbarkeit sich mit der Zeit zu weit erstreckte, so errichtete man im J. 1702 ein ähnliches Tribunal zu Kap Francois für den nördlichen Theil der Insel.

Alle diese Neuerungen konnten Schwierigkeiten ausgesetzt seyn. Es war zu befürchten, daß die Jäger und die Seeräuber, die den größten Theil der Einwohner ausmachten, und dem Zügel, den man ihrer ausgelassenen Freyheit anlegen wollte, feind waren, sich zu den Spaniern oder nach Jamaika hinbegeben würden, wo sie das verführerische Anerbiethen großer Vortheile hinzulocken schien. Die Ackerleute selbst wurden auch dazu gleichsam gereizt, durch den Verdruß, den ihnen der geringe Preis ihrer Produkte machte, da der Handel derselben mit einem beständigen Zwange belegt war. Man gewann jene durch viele Liebkosungen, und diese durch die Aussicht einer Veränderung in ihrem Zustande, der in der That verzweifelt war.

Die Felle, das einzige Einkommen der Streifereyen der Boucaniers, war der erste Artikel der Ausfuhr auf San-Domingo gewesen. Durch den Ackerbau kam nachher der Toback hinzu, der bey allen Nationen guten Abgang fand. Er ward bald durch

eine

eine ausschließende Gesellschaft unter einen Zwang gebracht. Diese hob man zwar auf, allein dem Verkauf des Tobacks half es nichts; denn er ward verpachtet. Die Einwohner, in der Hoffnung, daß ihnen die Regierung für ihren Gehorsam einige Gunst angedeyen lassen würde, erbethen sich, daß sie dem Könige den vierten Theil des ganzen Tobacks, den sie nach Frankreich schicken würden, kostenfrey, auch sogar frachtfrey liefern wollten, wenn sie nur mit den drey übrigen Theilen anfangen könnten, was sie für gut hielten. Sie bewiesen, daß die Königl. Kammer dadurch mehr gewönne, als vierzig Procent, die sie von dem Pächter bekäme. Privatinteresse machte, daß man ein so vernünftiges Anerbiethen ausschlug. Diese Härte brachte den Kolonisten zur Verzweifelung, der in seinem Verdruß seinen Fleiß glücklich auf den Bau des Indigs und Kakaos wandte. Die Baumwolle reizte ihn durch die Schätze, die diese Pflanze den Spaniern in den ersten Zeiten verschafft hatte; aber er ward ihrer, man weiß nicht aus welcher Ursache, gar bald überdrüssig, und vernachlässigte sie dermaßen, daß man einige Jahre darauf keinen einzigen Baum dieser Art mehr fand.

Bis dahin waren die Arbeiten durch die Engagirten und durch die ärmsten Einwohner verrichtet worden. Glückliche Unternehmungen in das Gebiethe der Spanier lieferten einige Negern. Ihre Anzahl ward durch zwey bis drey französische Schiffe vermehrt; noch weit stärker aber durch die Schiffe, die man den Engländern in dem Kriege von 1688 wegnahm, und durch eine Landung auf Jamaika, wo

man im J. 1694 drey tausend Schwarze wegführte. Das waren Werkzeuge, ohne die man den Zuckerbau nicht vornehmen konnte; aber sie waren nicht hinreichend. Es gehörte viel Geld dazu, um die nöthigen Gebäude aufzuführen, um sich Geräthschaft anzuschaffen. Der Verdienst, den einige Einwohner von den Elibustiers, deren Unternehmungen immer glücklich ausfielen, hatten, setzte sie in den Stand, Sklaven gebrauchen zu können. Man legte sich also auf den Bau jener Röhre, die das Gold aus Mexiko in die Hände der Nationen bringt, welche statt Bergwerke nur fruchtbare Ländereyen besitzen.

Indeß war die Kolonie, die, ob sie schon Europäer verloren hatte, und ohnerachtet der vor dem Ryswiker Frieden eingetretenen Verheerungen, einigen Zuwachs nach Norden und nach Westen hin gewonnen hatte, doch nach Süden hin gar nichts. Diese Seite, welche eine funfzig Meilen lange Küste ausmacht, enthielt nicht hundert Einwohner, die alle unter Hütten wohnten, und davon der eine immer elender war als der andere. Die Regierung wußte kein besser Mittel zu ersinnen, um einigen Vortheil von einem so großen und so schönen Strich Landes zu ziehen, als daß sie das Eigenthum desselben im J. 1698 einer ausschließenden Gesellschaft, die den Namen der St. Louis Gesellschaft führte, auf dreyßig Jahre ertheilte. Sie sollte, so wie Jamaika und Curazao, einen Schleichhandel mit dem spanischen festen Lande anlegen, und die großen ihrem Privilegium unterworfenen Gefilde reuten. Dieser lezte

Punkt,

Punkt, als der wichtigste, ward bald der einzige, worauf sie bedacht war.

Um den Fortgang des Landbaues zu beschleunigen, vertheilte die Gesellschaft ohnentgeltlich Ländereyen an alle, die sie verlangten. Ein jeder erhielt nach seinem Bedürfnisse und nach seiner Geschicklichkeit Sklaven auf einen dreyjährigen Kredit, einen jeden männlichen Geschlechts zu 450 Livres. Ein gleicher Kredit ward für die Waaren ertheilt, ob sie gleich nach dem allgemeinen Marktpreis geliefert werden sollten. Man machte sich anheischig, die Landesprodukte um eben den Preis anzunehmen, den sie in den übrigen Theilen der Insel hätten. Die Gesellschaft, die so vieles aufopferte, ward dafür nur durch das ihr zugestandene Recht entschädigt, in dem ganzen ihr übertragenen Gebiethe ausschließend zu kaufen und zu verkaufen. Ueberdem war dieser dem Kolonisten beschwerliche Zwang noch durch die Freyheit erleichtert, alles, woran man es ihm mangeln lassen würde, wo er her wollte, zu nehmen; und alles, was er auf die Art eingekauft hätte, mit seinen Produkten zu bezahlen.

Das Monopol richtet sich durch seine eigene Gierigkeit zu Grunde, indem es das Land erschöpft, worüber es seine Tyranney ausübt. Es ist ein Strohm, der durch die Abgründe verschlungen wird, die er selbst gräbt. Die schlechte Aufführung des Unterdrückers, die Muthlosigkeit des Unterdrückten, reissen den Fleiß und den Handel, in allen einem ausschließenden Handlungsrechte unterworfenen Staaten, ins schleunigste Verderben. Die St. Louis Gesellschaft

schaft ist ein zu hundert andern hinzukommender praktischer Beweis, um das Fehlerhafte und die Misbräuche dieser Privatgesellschaften zu bestätigen. Sie ward durch die Betrügereyen und die Verschwendungen ihrer Bedienten zu Grunde gerichtet, ohne daß das ihrer Vorsorge anvertraute Gebiethe aus so vielen Schaden den geringsten Nutzen gezogen hätte. Was an Landbau und an Menschen vorhanden war, als sie im J. 1720 ihre Rechte der Regierung übertrug, war größtentheils ein Werk des Schleichhandels.

XXI.

Unglücksfälle, die die Kolonie betreffen.

Dieser gute Anfang war während des langen und blutigen um die Spanische Erbfolge erhobnen Krieges entstanden. Es schien, als wenn er durch die Ruhe, die der Utrechter Friedensschluß den Nationen wieder schenkte, einen schleunigen Fortgang haben sollte. Allein eine von den Plagen, die die Menschen nicht vorher sehen können, entfernte so schöne Hoffnungen. Alle Kakaobäume sturben im Jahr 1715 in der ganzen Kolonie aus. Dogeron hatte die ersten im Jahr 1665 gepflanzt. Mit der Zeit hatten sie sich, zumal in Thälern der nach Westen hin liegenden Gebürge, vermehrt. Man sah Pflanzungen, wo ihrer über zwanzig tausend standen, so daß der Kakao, ob er gleich nur das Pfund für fünf Sous *) verkauft wurde,

*) Ungefähr 1 $\frac{1}{2}$ ggr.

de, doch eine ergiebige Quelle von Reichthümern geworden war.

Wichtigere Produkte ersetzten schon diesen Verlust mit Profit, als die Kolonie mit einem gänzlichen Umsturz bedroht wurde. Eine ziemliche Anzahl der dortigen Einwohner, die zwanzig bis dreyßig Jahre lang unter einem brennenden Himmel gearbeitet hatten, um sich ein glückliches Alter im Hauptlande zu verschaffen, waren mit einem hinreichenden Vermögen hingereiset, um ihre Schulden zu bezahlen, und Güter zu kaufen. Ihre Waaren wurden ihnen mit Bankzetteln bezahlt, die in ihren Händen zu nichts wurden. Dieser schreckliche Streich zwang sie arm in ein Eiland zurückzukehren, aus welchem sie reich gezogen waren; und in einem hohen Alter um Verwaltersstellen bey eben den Leuten nachzusuchen, die ehedem in ihren Diensten gestanden hatten. Der Anblick so vieler Unglückseligen machte, daß man das lavische System, und die Ostindische Gesellschaft, der man eine so schlechte Finanzoperation zur Last legte, verwünschte. Dieser aus dem bloßen Mitleiden entsprungne Haß ward bald durch sehr beträchtliche eigne Angelegenheiten verstärkt.

Im Jahr 1722 sah man die Bedienten der Ostindischen Gesellschaft ankommen, welche den ausschließenden Handel der Neger unter Bedingungen, jährlich zwey tausend Stück zu liefern, erhalten hatte. Das war augenscheinlich ein doppeltes Unglück für die Kolonie; die erstlich nur den fünften Theil der ihr nöthigen Sklaven zu erwarten hatte; und hernach vorhersahe, daß man sie übermäßig theuer verkaufen würde.

würde. Sie legten ihre Miszufriedenheit durch die gewaltsamsten Thaten an den Tag. Handlungsbediente, deren Uebermuth den Abscheu, den man natürlicher Weise für das Monopol hatte, vermehrte, wurden gezwungen wieder abzureisen. Die Gebäude, die zu ihren Verrichtungen gedient hatten, wurden in die Asche gelegt. Die für sie aus Afrika ankommenden Schiffe wurden entweder nicht in den Häfen aufgenommen, oder erhielten die Erlaubniß nicht, ihre Ladungen zu verkaufen. Der General-Gouverneur, der sich einer durch den Misbrauch der Gewalt entstandenen Ausgelassenheit widersetzen wollte, mußte sehen, daß seine Befehle, die nicht mit der Gewalt unterstützt waren, verachtet wurden: er ward sogar in Verhaft genommen. Alle Theile der Insel erschallten vom Geschrey des Aufruhrs und vom Geräusch der Waffen. Man weiß nicht, wie weit die Ausschweifungen gegangen wären, wenn nicht die Regierung so mäßig gesinnt gewesen und nachgegeben hätte. Endlich bewogen die Ungelegenheiten, die die Anarchie nach sich zieht, die Gemüther wiederum zum Frieden, und die Ruhe ward ohne die gewaltsamen Mittel der Strenge wieder hergestellt.

Seit diesem Zeitpunkte hat nie eine Kolonie ihre Zeit so wohl genutzt als San-Domingo. Ihre Schritte zum Flor sind Riesenschritte gewesen. Die beyden unglücklichen Kriege, die ihre Gewässer beunruhiget, haben nur ihre Kraft komprimirt. Sie ist nach Ende der Feindseligkeiten nur desto hinreißender geworden. Eine Wunde ist bald geheilt, wenn die Leibesbeschaffenheit noch im guten Stande ist. Die

Krank-

Krankheiten selbst sind Arten von Mitteln, die einem starken Körper neue Kraft geben, indem sie die schädlichen Säfte vertreiben. Sie stellen das Gleichgewichte in der Maschine wieder her, und bringen ihr eine regelmäßigere und einförmigere Bewegung bey. So scheint der Krieg den Nationalkarakter bey verschiedenen europäischen Völkern zu verstärken und zu erhalten; den der Flor des Handels und die Lüste der Ueppigkeit entnerven und verderben könnten. Der ungeheure Verlust, den Sieger und Besiegte fast in gleichem Maaße leiden, macht dem Fleiße Platz und belebt den Arbeitstrieb. Die Nationen blühen, wenn die Regierung nur ihrem Hange lieber nachhelfen, als ihren Gang leiten will. Dieser Grundsatz läßt sich zumal auf Frankreich anwenden, welches, um zu blühen, nur ein freyes Feld für die Thätigkeit seiner Bewohner verlangt. Ueberall, wo ihnen die Natur einen freyen Lauf läßt, wissen sie ihr ihre ganze Kraft zu geben. San-Domingo hat besonders erfahren, was ein glücklicher Boden und eine vortheilhafte Lage in den Händen der Franzosen vermögen.

XXII.

Gegenwärtiger Zustand der Kolonie.

Diese Kolonie enthält einen Strich von hundert und achtzig Meilen längst der Küste, nach Norden, Westen und Süden hin liegend. Der südliche Theil erstreckt sich von Kap Tiburon bis an die Spitze des Kaps der Beate, welches ungefähr funfzig Meilen längst einer Küste von verschiedener Breite, wegen

der

der verschiednen Entfernung der Gebürge, ausmacht. Die Spanier hatten da zur Zeit ihres Flors zwey große Flecken angelegt, die sie bey ihrem Verfalle verließen. Die Stelle, die sie ledig ließen, ward nicht gleich von den Franzosen besetzt, weil sich diese vor der Nachbarschaft von San-Domingo fürchten mußten, wo die größte Macht der Nation, auf deren Ruinen sie sich erhoben, zusammen war. Ihre Seeräuber, die sich gemeiniglich auf der kleinen Kuhinsel versammleten, um die Spanier anzugreifen, und ihre Beute dort zu theilen, ermunterten die Ackerleute, im J. 1673 einen Pflanzort auf der benachbarten Küste anzulegen. Allein er ward fast gleich darauf zerstöhrt, und erst ziemliche Zeit nachher wieder errichtet. Die, um ihn festzusetzen und zu erweitern, bestellte Gesellschaft, war ihm vielleicht in etwas nützlich; aber hauptsächlich erhielt er seinen Fortgang, von den Engländern auf Jamaika, und den Holländern auf Curazao, die sich fast allein entschlossen hatten, Sklaven hinzuschaffen; und daher die Produkte eines Landes, das sie zum Theil bauen halfen, erhielten. Die Handelsleute in dem Hauptlande haben endlich die Augen aufgethan; und seit 1740 besuchen sie diesen entferntesten Theil der Kolonie, trotz der Winde, die die Herausfahrt auf derselben oft langsam und beschwerlich machen.

Der Pflanzort, der allen übrigen windwärts liegt, heißt Jaqmel. Ob er gleich seit ziemlich alten Zeiten her angelegt ist, so hat er nur zwey und vierzig Häuser. Sein und der benachbarten Pflanzörter Boden erlauben ihm nicht, große Reichthümer zu er-

erwarten, weil diesem durch die Berge sehr enge Schranken gesetzt werden. Allein aus einem andern Gesichtspunkte verdient er die Aufmerksamkeit der Regierung. Seine Lage setzt ihn in den Stand, die Truppen und die Kriegsbedürfnisse zu empfangen, die das Hauptland etwa in Kriegeszeiten der Kolonie zu schicken Lust hätte, und die zu viel Gefahr laufen würden, wenn sie nach Norden zu segelten, wo der natürliche und beständige Stand der feindlichen Geschwader ist. Jaqmel biethet noch einen andern Vortheil dar. Die kleine Insel Curazao wird während der Feindseligkeiten ein unerschöpfliches Vorrathshaus von Lebensmitteln. Die dort ausgerüsteten Schiffe sind stark und kühn genug, um mit gutem Glück gegen die Kaper auf Jamaika zu fechten, welches die einzigen englischen Seefahrer sind, die sich bishero ihrem Verkehr widersetzet; und sie haben daher eine unermeßliche Menge Lebensmittel in den Hafen von Jaqmel gebracht. Sie werden, so lange man will, fortfahren, das Nöthige hinzuschaffen; wenn man ihr Ankern nur durch wohlangelegte Batterien und durch den Schutz von einer oder einem paar Fregatten sichert. Diese Niederlage wird den westlichen Theil von San-Domingo, vermittelst eines acht Meilen langen Weges, der nach Leogane, und nach Port-au-Prince führt; so wie auch den südlichen Theil durch kleine Boote, die leicht an der Küste weg segeln könnten, mit Lebensmitteln versorgen.

Indeß Jaqmel daselbst den Ueberfluß unterhält, dient ihm St. Louis zur Sicherheit. Diese im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts erbauete

Stadt liegt im Grunde einer Bay, die eine Art eines ziemlich guten Hafens ausmacht. Sie enthält nur vierzig Häuser. Die Natur, die sie zu einer ewigen Armuth verdammt hat, schien die Hand der Kunst zu erwarten, um den Einwohnern des Orts trinkbares Wasser zu geben. Endlich haben einige Juden, welche Plantagen vor den Thoren von St. Louis besitzen, eine Wasserleitung unternommen, die sie sich auf eigene Kosten zu erbauen verpflichtet haben. Dieser Ort ist der Sitz der Regierung, und empfängt die wenigen Kriegsschiffe, die in diese Gewässer kommen. Das ist sein einziger Vortheil. Dadurch beschützt er den Handel und die Schätze, die sich zu Cayes, das zehn Meilen hinunter wärts liegt, befinden.

Letztere Stadt ist gleichsam ohne alles Nachdenken in dem Grunde einer Rhede hingeworfen worden, die nur drey Pässe hat, deren an sich unzulängliche Tiefe noch täglich abnimmt. Der Ankergrund ist dort so enge, und in der Zeit der Nachtgleichen so gefährlich, daß die Schiffe, die sich alsdenn dort befinden, oft zu Grunde gehen. Die große Menge Schlamm, welche das Wasser aus einem engen Thale, der Südfluß genannt, hinschafft, wächst dermaßen, daß man in zehn Jahren nicht mehr wird hinein kommen können. Der durch die Nachbarschaft der Kuhinsel entstehende Kanal hindert nur das Auslaufen der Schiffe. Ihre Buchten sind der Aufenthalt der Kaper aus Jamaika. Da kreuzen sie ohne Seegel, und sehen ohne gesehen zu werden, daher sie immer Fahrzeugen, denen die Gewalt und

der

der unveränderliche Strohm der Winde nicht erlauben oberhalb der Insel zu segeln, den Wind abgewinnen. Wenn Kriegsschiffe gezwungen wären, in diesen schlechten Hafen einzulaufen, so würde sie die Unmöglichkeit, dieß Hinderniß und die Strühme zu überwinden, um der Insel windwärts zu gelangen, zwingen, eben den Weg als die Kauffartheyschiffe zu nehmen. Sie müßten also die Spitze von Labacou eins nach dem andern umsegeln, wegen der Untiefen; und da sie sich dann zwischen dem Ufer und dem Feuer des Feindes, und noch dazu unter dem Winde befänden, so müßten sie unfehlbar durch ein geringeres Geschwader in den Grund gebohrt werden.

Die Stadt Cayes ist des Hafens würdig. Es befinden sich daselbst zwey hundert und achtzig in einem morastigen Boden tiefliegende, und mehrentheils mit einem faulenden Wasser umgebene Häuser. Die Luft, die man an diesem Orte einathmet, ist nicht nur ohne Federkraft, sondern voller schädlicher Dünste. Dieser schlechten Beschaffenheit derselben und der Fehler der Rhede wegen, hat man oft gewünscht, der Handel des Hauptlandes mit der Kolonie möchte sich doch nach St. Louis ziehen. Aber die dießfalls angewandten Bemühungen sind fruchtlos ausgefallen; und man kann versichern, daß es nie anders damit gehen wird. Die Ursachen davon sind augenscheinlich.

Cayes ist mit einer ungefähr sechs Meilen langen, gegen vier und eine halbe Meile breiten Ebene umgeben. Dieses flache, erstaunlich fruchtbare und durchgängig zum Zuckerbau tüchtige Land, ist an vielen

Orten gewässert, und das Wasser kann überall hingeleitet werden. Es mangelt ihm, um es der Ebene um Kap Francois gleich zu thun, nur eine gleiche Anzahl Sklaven. Die Innhaber desselben kaufen noch täglich welche hinzu, und bald werden sie dort in der dem höchsten Grade von Fruchtbarkeit angemessenen Menge vorhanden seyn. So viel Vortheile locken Menschen, die die See bloß darum durchschiffen, um reich zu werden, gerade zu nach Cayes.

Wollte man diesem Verfahren Hindernisse in den Weg legen, so hieße das ganz umsonst den Fortgang einer guten Besitzung hemmen. Selbst die Grillen des Arbeittriebes verdienen die Nachsicht der Regierung. Die geringste Besorgniß des Handelsmannes leitet ihn zum Mistrauen. Alle politischen und militärischen Gründe vermögen nichts gegen die Gründe des eigenen Vortheils. Eine andere Logik kennen die Kolonien nicht: sie gehen und bleiben, wo sich das mehrste Geld befindet. Der Handel blüht nur auf einem Boden, den er sich selbst gewählt hat. Alle Art von Zwang macht ihn schüchtern. Wenn man Käufern und Verkäufern befehlen wollte, in einer Messe ihre Buden zu verlassen, so wäre das eine unsinnige Tyranney. Cayes ist weiter nichts als das.

Alles, was sich das französische Ministerium vernünftiger Weise vorsetzen kann, das ist, diesen Ort zu befestigen und zu reinigen. Beydes würde dadurch geschehen, wenn man um die Stadt herum einen Graben zöge, mit dessen Erde man die innerhalb liegenden Lachen ausfüllen könnte. Der durch

diese Arbeit erhöhte Boden würde von selbst austrocknen. Das Wasser aus dem Flusse, das man durch einen natürlichen Hang in diesen tiefen Graben leiten würde, könnte diese Stadt mit Hülfe einiger Festungswerke vor dem Anfall der Kaper in Sicherheit, ja so gar in den Stand setzen, sich gegen ein Geschwader so lange zu vertheidigen, daß man eine Kapitulation schließen könnte.

Man kann und man muß noch mehr thun. Warum bauet man bey einem wichtigen Handelsplatze, zu dem der Zugang bald gänzlich versperrt seyn wird, keinen künstlichen Hafen? Die Kauffartheyschiffe, die, um sich sicher zu legen, nach der nicht ganz zwey Meilen windwärts von Cayes liegenden Bay der Flamländer gehen, scheinen den Hafen, den diese Stadt braucht, schon im voraus bezeichnet zu haben. Dieser Hafen kann eine Menge Kriegsschiffe enthalten und gegen alle Winde sicher stellen; bietet ihnen verschiedene Plätze zum Kalfatern an; erlaubt ihnen die Kuhinsel zu umsegeln, und mit der Stadt eine Rhederey zu unterhalten, die unter dem Schutze wohl angelegter Batterien von allen Kapern verschont bliebe. Eine einzige Ungelegenheit vermindert die Vortheile dieser Lage; nämlich die, daß die Beschaffenheit des Grundes und die Stille des Meers, das Ansetzen der Schiffwürmer gemeiner, und für die Schiffe gefährlicher machen, als an andern Orten.

Eine gesundere, aber nur für kleine Fahrzeuge schickliche Ankerstelle, ist das Flecken Coteaux. Der fremde Handel, den man in Kriegszeiten daselbst gestattet, und in Friedenszeiten schwerlich hindern kann,

hat diesen Hafen angelegt, der außerdem fast ganz wehrlos ist. Nächst Cayes ist dieses Flecken der Ort an der ganzen Küste, wo die mehrsten Geschäfte getrieben werden. Sein Gebieth und die benachbarten Ländereyen, deren Produkte es alle an sich zieht, bringen zumal einen Ueberfluß an Indig hervor; aber es kommt nur ein geringer Theil davon nach Frankreich.

Der südliche Theil endigt sich bey Kap-Tiburon. Der kleine Pflanzort, den man da angelegt hat, besitzt statt des Hafens nur eine Rhede, worinn das Meer immer in Unruhe ist; aber er beschützt mit seinen Festungswerken die Kauffartheyschiffe, die gezwungen sind um den Kap herum zu segeln. Er giebt einen Zufluchtsort ab, theils für die neutralen Schiffe, die auf ihre Zuflucht vor den Kapern sich nicht nach Jaqmel haben retten können; theils für die Nationalkriegsschiffe, die in diesen Gewässern die Gewalt eines Sturmes, oder die überlegne Macht eines feindlichen Geschwaders zu befürchten haben.

Obgleich diese Küste unter den dreyen, die die französische Kolonie von St. Domingo ausmachen, die geringste ist, und man am letzten December 1766 nur 33,663 Sklaven darauf zählte, so ist sie dennoch beträchtlich genug, um dem Hauptlande einstens eben so viel Produkte zu versprechen, als die reichste seiner Windinseln. Die Nachbarschaft, in der sie sich von Jamaika befindet, setzt sie gegenwärtig großen Gefahren aus. Allein wenn ihr urbar gemachtes Land, ihr genugsam mit Menschen besetztes Gebieth, wenn befestigte und besetzte Hafen ihr die Festigkeit gegeben ha-

haben, die sie durch eine gute Verwaltung erhalten muß, so wird sie dieß große Bollwerk der Engländer auch einstens bedrohen können.

Wenn man von Süden nach Osten geht, so ist der erste Pflanzort, auf den man stößt, der Kap-Dame-Marie. Er ist noch so schwach, daß man in einer zwanzig Meilen langen Küste nur funfzig wehrhafte Europäer zählt. Auch ist eine Kriegserklärung für sie das Zeichen zur Flucht. Indeß haben sie es doch während des letzten Krieges gewagt, in ihren Wohnungen zu bleiben. Nur hatte jeder Koloniste die Vorsorge gebraucht, sich einen unterirrdischen Aufenthalt einzurichten, wo er sich mit seinen Sklaven hinbegab, wenn er von einem Kaper bedroht wurde. Ohngeachtet dieser Vorsorge, sind ganze Pflanzungen überfallen, und die Negern daraus fortgeschleppt worden.

In dem unter dem Namen, die große Bucht oder Jeremies, bekannten, nahe daran liegenden Revier hat man solche Zufälle nicht so sehr zu befürchten. Dieses Flecken, das auf einer Anhöhe liegt, wo die Luft heiter ist, enthält artige Häuser, und giebt große Hoffnungen. Die Menge seiner Baumwolle und seines Kakao hat einige Handelsleute hingelockt. Die Kaper, die gegen die Jamaiker kreuzen, bringen ihre Prisen dahin, Landbau und Bevölkerung haben einen Zuwachs gewonnen, der einen noch größern verspricht.

Der kleine Goave scheint gar nicht zu einem gleichen Schicksale bestimmt zu seyn. Dieser zur Zeit der Elibustiers so berühmte Ort zeiget heut zu Tage

nur Trümmern, als Spuhren seines ehmaligen Glanzes. Diesen erhielt er durch eine Rhede, wo große und kleine Schiffe einen vortrefflichen Ankergrund, sehr bequeme Gelegenheit die Schiffe auf die Seite zu legen, und Schutz vor allen Winden fanden. Als Hafen wäre er noch berühmt und besucht, wenn die Gonave nicht in seiner Nachbarschaft flösse, wenn das faulende Wasser des Flusses Abaret, der sich in Morästen verliert, nicht die dortige dicke Luft, die keinen Abzug hat, ungesund machte.

Leogane, welches fünf Meilen vom kleinen Goave liegt, enthält drey hundert und siebzehn Häuser: diese bilden in einem länglichen Viereck funfzehn breite und wohl angelegte Straßen. Man hat es eine halbe Meile von dem Meere in einer schmahlen, aber fruchtbaren, wohlangebauten und von einer Menge von Bächen gewässerten Ebne erbauet. Der eiferigste Wunsch der Einwohner geht darauf hinaus, einen Kanal von der Stadt bis nach der Rhede aufstechen zu lassen; wodurch der Mühseligkeit mit dem Fuhrwerke abgeholfen würde. Wenn es vernünftig wäre, an der westlichen Küste eine Festung anzulegen, so verdiente Leogane dazu erwählt zu werden. Es liegt in einer ebnen Gegend; kein kommandirend Feuer hat es zu befürchten; und die Schiffe können ihm auch nichts anhaben. Aber um es vor einem schleunigen Angriff sicher zu stellen, müßte man einen Wall von Erde und einen tiefen Graben, der ohne die geringsten Kosten voller Wasser träte, umherziehen. Diese Arbeit würde bey weitem so viel nicht kosten, als diejenigen, die man

zu

zu Port-au-Prince unternommen hat. Mit welchem Erfolge, das wollen wir zeigen.

Die erste Seite der Insel, die die Franzosen besetzten, war die östliche, weil es die von der Spanischen Macht, wovor man sich damals fürchtete, am weitesten entfernte war. Da sie in der Mitten der Küsten, welche sie an sich rissen, lag, so legten sie den Sitz der Regierung dahin. Anfänglich versetzte man sie in den kleinen Goave, dessen Unfruchtbarkeit und ungesunde Luft nach der Zeit zu beschwerlich fiel. Leogane, das man an dessen Stelle wählte, wurde nachher für Port-au-Prince verlassen, welches 1750 der Sitz eines obersten Raths, des General-Kommendanten, und des Intendanten war.

Eine Bucht, die nach der Schnur gemessen ungefähr sieben hundert Ruthen in der Breite hält, und von zwoen Seiten her kommandirt ist, macht den Platz aus, den man zur neuen Hauptstadt gewählt hat. Zwey durch Eilande gebildete Hafen haben einen Vorwand zu dieser schlechten Wahl abgegeben. Der Kaufmannshafen ist halb gefüllt, und ohne Gefahr können keine Kriegsschiffe mehr hineinlaufen; und der große Hafen, der für dieselben bestimmt ist, wird durch die aus den Inseln aufsteigende Dünste eben so ungesund gemacht als der andere; hat keine Vertheidigung, und kann gegen einen überlegnen Feind keine bekommen.

Ein schwächeres Geschwader könnte sogar das stärkere in einer so nachtheiligen Lage eingeschlossen halten. Die Gonave, die die Bay in zwey Theile theilt, würde dem kleinen Geschwader eine freye und

sichre Kreuzstelle lassen. Der Seewinde wegen könnte man ihm nicht ankommen; die Landwinde würden zwar den Schiffen, die man ihm entgegen stellte, das Auslaufen aus den Hafen leicht machen; setzten sie aber auch in den Stand, unter den beyden Pässen von St. Marc oder Leogane zu wählen, in welchen sie zurückziehn wollten. Bey gleich geschickter Regierung der Schiffe hätte es immer den Vortheil, die Gonave zwischen sich und dem Französischen Geschwader zu stellen.

Und was wäre es, wenn letzteres sich schwächer befände? Rhedelos gemacht, verfolgt, könnte es einen so tief hineinliegenden Zufluchtsort als Port-au-Prince nicht geschwinde genug erreichen, daß der Sieger sich seines Vortheils nicht sollte bedienen können. Wenn die geschlagenen Schiffe aber auch dahin kämen, so würde kein Werk den Feind verhindern, sie fast in Schlachtordnung zu verfolgen, und bis in den Königshafen zu dringen, wo sie sich retten würden.

Die glücklichste der Lagen zu einem Kreuzposten ist diejenige, wo man das Gefecht annehmen oder vermeiden kann; wo man nur einen kleinen Strich zu beobachten hat; wo man alles aus einem Hauptunkte entdecken kann; wo man bey jedem Schlage einen sichern Ankergrund findet; wo man sich in der Nähe verbergen; wo man Wasser und Holz nach Gefallen holen kann; wo man in schönen Gewässern segelt, in welchen man nichts als Windstöße zu besorgen hat. Dieß sind die Vortheile, die ein feindliches Geschwader immer gegen die in Port-au-Prince liegende französische Schiffe

haben

haben wird. Eine einzige Fregatte könnte ohne Gefahr ihnen dort Troß biethen. Sie wäre hinreichend um alle Kauffartheyschiffe, die ohne Esskortirung segelten, bey dem Ein- oder Auslaufen wegzunehmen.

Indeß ist ein so nachtheiliger Hafen der Bewegungsgrund zum Bau der Stadt gewesen. Sie enthält längst des Ufers hin eine Strecke von sechs hundert Ruthen, das heißt fast die ganze Bucht, die die See mitten in der westlichen Küste gebildet hat. In diesem großen Striche, der ungefähr zwey hundert und achtzig Ruthen tief ins Land hinein geht, liegen gleichsam als verloren, fünf hundert acht und funfzig Häuser oder Hütten, in neun und zwanzig Straßen abgetheilt. Der Ausfluß der Wasserrisse, die von den Höhen herunter kommen, unterhalten da eine immerwährende Feuchtigkeit, ohne daß der Ort dadurch gutes Wasser bekäme. Wenn man nicht so schädliches trinken will, so muß man es von entfernten Orten herholen lassen. Man füge zu dieser Unbequemlichkeit noch hinzu, wie wenig dieser Ort, der von der Landseite kommandirt wird, und dem man von der Seeseite überall ankommen kann, sicher ist. Selbst die Inseln, die die Abtheilung der beyden Hafen ausmachen, würden nicht nur gegen eine Landung nicht schützen, sondern dazu dienen, sie zu decken.

Diese Beschreibung, deren Richtigkeit wohl unterrichtete und unpartheyische Personen nicht bestreiten werden, zeigt von selbst, daß Port-au-Prince die Aufmerksamkeit der Regierung vielmehr auf sich gezogen

hat,

hat, als es verdient. Es wäre ein schädlicher Irrthum, wenn man darauf bestünde, gegen die Natur zu kämpfen, indem man mit aller Macht der Kunst einen Posten vertheidigen wollte, den jene von allen Seiten den feindlichen Anfällen bloß gestellt hat. Der Wahn wäre noch größer, wenn man die Gerichtshöfe, die Truppen, die Ammunition, die Lebensmittel, das Zeughaus, kurz alles, was zur Unterstützung einer großen Kolonie gehört, dahin zusammenbrächte und den Ort von allen Seiten offen ließe. Die Bestimmung dieses Hafens muß bloß darinn bestehn, daß die Produkte, die die benachbarten Gefilde und die reiche Ebne von Cul de Sac hervorbringen, da zu Schiffe gebracht werden. Es würde alsdenn weiter kein Schutz nöthig seyn, als nur so viel, um einen Ueberfall zu verhüten, und den Rückzug der Einwohner sicher zu stellen, die immer bereit seyn werden einen Ort zu verlassen, dessen Schicksal es ist, sich beym ersten Angriff zu ergeben. St. Mark wird es nie besser ergehn.

Diese Stadt hat keine beträchtliche Tiefe, sondern erstreckt sich der Länge nach an der Küste weg, im Grunde einer mit einem halben Zirkel von Höhen umgebenen Bay, wo sich zwischen diesen und dem Meere nur eine gar geringe Ebne befindet. Die Natur hat diesen lebendigen und fruchtreichen Strich zwischen den Tiefen des Wassers und der Dürre der Berge gelassen. Aber diese Höhen sind nicht unnütz, ob sie schon unfruchtbar sind. Sie besitzen die in der Kolonie ihres gleichen nicht habende Eigenschaft, eben so gute Quadersteine zu liefern als die Europäischen; und die

Küste selbst biethet welche sonder große Mühe dar. Die Stadt, die nur aus hundert vier und funfzig Häusern besteht, welche ehedem durch eine jetzt zu Grunde gegangne Erdverschanzung vertheidiget wurden, ist damit gebauet.

St. Mark hat viel Handlung. Von einer Seite bekommt es die Waaren, die nicht nach Port-au Prince gehen, und von der andern alles, was von seinen Mauern an bis an dem Mole St. Nikolas geerndtet wird. Sein Flor würde sich sehr vermehren, wenn man die von Natur zu trockne Ebne von Artibonite wässern könnte, die nur diese Hülfe braucht, um die besten Ländereyen an Fruchtbarkeit zu übertreffen.

Die Artibonite bekömmt ihren Namen von einem kleinen Flusse, der sie fast nach ihrer ganzen Länge in zwey Theile theilt. Das Wasser dieses Flusses, das hie und da in einem tiefen Bette rollt, fließt beständig über die höchste Linie der Ebne. Die Erhöhung seines Strohms hatte seit langer Zeit den Gedanken erregt, ihn zu vertheilen. Mathematische Untersuchungen haben dargethan, daß es möglich sey: so eine Gewalt haben erleuchtete Nationen über die Natur. Aber dieß auf mathematische Kenntnisse sich gründende Vorhaben erfodert in der Ausübung ganz besondere Behutsamkeit. Die Gewalt, die der Strohm erhält, wenn er durch den Regen anläuft, und die Unstätigkeit des Bodens, auf welchem der Fluß fließt, erlauben nur mit der größten Behutsamkeit an seinen Ufern zu arbeiten. Der geringste an denselben unrecht angebrachte Durchstich könnte in wenig

Augenblicken erschrecklichen Ueberschwemmungen eine ungeheure Oefnung geben, die im Stande wären, eine so große Ebne zu Grunde zu richten.

Indessen wünschen alle Ländereybesitzer die Unternehmung eines so großen Werks mit Ungeduld. Aber der Regierung kommt es zu, zu urtheilen, ob besondere Gesellschaften, die um die Erlaubniß anhalten, Wassergänge verfertigen zu lassen, welche bloß ihre Ländereyen fruchtbar machen könnten, nicht dem Vorhaben, alle Ländereyen in der ganzen Gegend zu wässern, entgegen stünden. Eher als daß das allgemeine Wohl dem Privatvortheil wich, sollte die Regierung denen Kolonisten zu Hülfe kommen, deren Vermögen ihnen nicht erlaubt, zu den Kosten der allgemeinen Wässerung das Ihrige herzuschießen. Für dieses Opfer würde man durch eine Vermehrung der Produkte der Kolonie um ein Sechstheil sattsam entschädigt seyn. Dieser Zuwachs an Ertrag würde noch beträchtlicher werden, wenn es möglich wäre, den Theil der Küste, der durch das Wasser der Artibonite überschwemmt ist, auszutrocknen. So unterwirft der gesittete Mensch, indem er den Lauf der Flüsse verändert, die Erde seinem Vortheile. Die Fruchtbarkeit, die er darüber bringt, kann allein seine Eroberungen rechtmäßig machen; wenn ja Kunst und Arbeit, Gesetze und Tugenden mit der Zeit die Ungerechtigkeit eines feindlichen Einfalles wieder gut zu machen fähig sind.

Der westliche Theil der Kolonie, der im J. 1766 den lezten December allein 83, 080 Sklaven enthielt, wird von dem nördlichen durch den Mole

St.

St. Nikolas, der beyden Küsten gehört, abgesondert. Am Ende dieses Vorgebirges liegt ein so schöner als sicherer und bequemer Hafen. Die Natur scheint ihn, da sie ihn der Maisi-Spitze auf der Insel Cuba gegen über anlegte, dazu bestimmt zu haben, in Ansehung der Vortheile der Schiffahrt der wichtigste Posten in Amerika zu werden. Seine Bay enthält sieben hundert und funfzig Ruthen in der Breite, die Rhede führt in den Hafen, und der Hafen in die Anfurth. Diese ganze große Vertiefung ist gesund, ob das Meer schon da gleichsam stehend ist. Die Anfurth, die man dafür ansehen sollte, daß sie mit Fleiß zum Kalfatern gemacht wäre, hat nicht den Fehler der andern eingeschloßnen Hafen: er steht den West- und Nordwinden offen, doch so, daß ihre Gewalt keine einzige der innern Bewegungen oder Arbeiten stören oder verzögern kann. Die Halbinsel, wo der Hafen liegt, erhebt sich allmählig bis an die Ebene, welche erstaunlich hoch liegt. Es ist gleichsam ein Berg, dessen breiter und flacher Gipfel sich in einer sanften Abdachung mit der übrigen Insel verbindet.

Der Mole St. Nikolas ward von den Einwohnern auf San-Domingo lange Zeit vernachläßigt. Kahle Höhen und flache Felsen hatten nichts reizendes für ihre Habsucht. Der Gebrauch, den die Engländer aus dieser Gegend während des lezten Krieges gemacht haben, hat sie gleichsam aus dem Nichts hervorgezogen. Das durch seine eigene Feinde klug gemachte französische Ministerium hat eine ganze Menge Akadier und Deutsche dahin geschickt, die aber

auch

auch mit einer schrecklichen Schnelligkeit vom Tode weggeraft worden sind. Das ist das unvermeidliche Schicksal aller neuer zwischen den Wendezirkeln angelegter Besitzungen. Die wenigen, die den schrecklichen Wirkungen des Klimas, des Verdrußes und des Elendes entgangen sind, laufen täglich von dem unfruchtbaren und armseligen Boden auf St. Nikolas weg. Vielleicht kann die den fremden Seefahrern ertheilte Erlaubniß, es zu besuchen, dieser Auswanderung Einhalt thun. Die leichten Mittel, die die Kolonisten dadurch erlangen werden, die Früchte ihres Landbaues, das Vieh aus ihren Weiden, die Arbeiten ihres Fleißes gehörig zu verkaufen, wird sie vielleicht auf denen ihnen gegebenen Ländereyen fest halten. Uebrigens ist Baumwolle die einzige für Europa anständige Waare, die sie hervorbringen.

Nach dem Mole St. Nikolas ist der erste Pflanzort, den man an der nördlichen Küste findet, Port-de-Paix. Die Nachbarschaft der Schildkröteninsel, deren Einwohner sich dahin retteten, so wie sie jenes Eiland verließen, veranlaßte seine Anlage. Weil dieß Revier schon seit sehr langen Zeiten urbar gemacht worden, so ist es eins der gesundesten auf San-Domingo; und seit langer Zeit hat es den Grad von Reichthum und von Bevölkerung erlangt, zu dem es gelangen konnte. Aber beydes ist etwas geringes, ob der Fleiß schon so weit gegangen ist, Berge zu durchstechen, um das Wasser zu leiten, und die Ländereyen zu wässern. Zucker wächst da nicht in Menge; Indig, Kaffee, Baumwolle sind die Hauptgegenstände des dortigen Landbaues. Die Schwierigkeit, die man

von

von allen Seiten findet nach Port-de-Paix hinzukommen, hat es, so zu sagen, von der übrigen Kolonie abgesondert und geschieden. Der nächste Wohnplatz von diesem abgesonderten Orte ist Cap-Francois.

Diese Stadt liegt am Rande einer großen zwanzig Meilen langen gegen vier Meilen breiten Ebne. Wenig Gegenden sind so gut gewässert; aber es befindet sich darinn kein einziger Fluß, wo eine Schaluppe höher als drey Meilen hinauf fahren könnte. Diese ganze Strecke ist von vierzig Fuß breiten nach der Schnur gezognen Wegen durchschnitten, die alle mit Citronenhecken besetzt sind, deren Beschaffenheit so ist, daß sie die wilden Thiere abhalten können. Lange Alleen von hohen Bäumen führen nach verschiedenen Pflanzungen; aber man hat unterlassen die Landstraßen mit solchen hohen Bäumen zu zieren, welches den Reisenden einen köstlichen Schatten gegeben, und dem Mangel an Holz, worüber man schon klagt, vorgebeugt hätte. Obgleich die Franzosen den Werth eines Strich Landes, dessen Fruchtbarkeit alle Vorstellung übersteigt, frühzeitig erkannt haben, so fiengen sie doch erst im J. 1670 an, ihn zu bauen, zu welcher Zeit sie aufhörten vor den Einfällen der Spanier besorgt zu seyn, die bis dahin in der Nachbarschaft mächtig waren. Das Mittel, das man ergriff, die Einwohner von St. Croix und St. Christoph hinzuversetzen, beschleunigte den Anwuchs dieses Pflanzorts. Heut zu Tage ist es das Land auf der Welt, das die größte Menge Zucker hervorbringet.

Die Ebne, die nach Norden hin keine andre Gränzen hat, als das Meer, ist nach Süden zu von einer Kette von Bergen bekränzt, deren Entfernung von der Küste zwischen vier bis acht Meilen beträgt. Es giebt welche darunter, die gar nicht hoch sind. Sie haben nichts an sich, wodurch die Einwohner abgeschreckt würden. Verschiedene können bis auf den Gipfel angebaut werden, und alle sind durch kleine Thäler von einander getrennt, wo sich Kaffee- und sehr schöne Indig-Plantagen befinden. In diesen köstlichen Thälern genießt man nach Herzenslust das Vergnügen eines Winter- und Sommerfreyen Frühlings. Das Jahr hat da nur zwo gleich schöne Jahrszeiten. Die immer mit Früchten, immer mit Blumen bedeckte Erde, vereinigt immerfort die Reize und Schätze, welche man so häufig in den Beschreibungen der Dichter findet. Man mag seine Augen hinwenden, wo man will, so wird man durch die Verschiedenheit der vom reinsten Lichte gefärbten Gegenstände bezaubert. Des Tages ist der Himmel gemäßigt; und die immer kühlen Nächte sind die rechte Vorbereitung zu einer gelinden Sonnenhitze. Die Einwohner der Ebne, wo dieß Gestirn die stärksten Strahlen schießt, gehn in diese Gebirge, um eine frische Luft da zu athmen, und gesundes Wasser zu trinken. Heil dem Sterblichen, der die Franzosen anwies, sich an einem so herrlichen Orte niederzulassen!

Es war einer von denen Menschen, die die geistliche Intoleranz in ihrem Vaterlande zu verfolgen anfieng. Ein Kalvinist, mit Namen Gobin, legte die erste Pflanzung auf Kap Francois an. Die

Häu-

Häuser vermehrten sich, so wie mehr Land gereutet wurde. Diese Pflanzstadt hatte in einer Zeit von fünf und zwanzig Jahren genugsam zugenommen, um den Neid der Engländer zu erregen. Sie vereinigten ihre Macht mit der Spanischen, griffen sie im Jahr 1695 zu Wasser und zu Lande an, nahmen sie ein, plünderten sie aus, und legten sie in die Asche.

Man konnte aus diesem Unfalle einen großen Vortheil ziehen. In einer Rhede, die drey Meilen im Umkreise hält, hatte der Eigennutz gemacht, daß man zur Anlage des Orts den Fuß eines Berges gewählt hatte, weil es der der gewöhnlichen Ankerstelle am besten zur Hand liegende Ort war. Diese ziemlich ungesunde Stelle ermahnte die Kolonisten sich anders wo niederzulassen. In einem Abgrunde, wo die Hitze der Sonnenstrahlen noch durch das Zurückprallen von den Bergen vermehrt wird; wo der Wind nur von der Seeseite über Moräste herkommt, war die Stadt wiederum erbauet, die man nie da hätte anlegen sollen. Indeß hat der Reichthum der benachbarten Felder diesen Hafen immerfort durch neue und immer anmuthigere Gebäude erweitert.

Neun und zwanzig nach der Schnur gezogene Straßen durchschneiden heut zu Tage den Kap in zwey hundert sechs und zwanzig mit acht hundert und zehn Häusern besetzte Plätze. Aber diese zu engen und, obschon der Fußboden gewölbt ist, keinen Abzug habende Straßen sind immer voller Schlamm; weil sie nur in der Mitten gepflastert sind, und die Gossen an den Seiten keinen gleichen Fall haben; welche da-

her Pfützen machen, anstatt daß sie zum Ablauf des Wassers dienen sollten.

Man hat verschiedene Plätze in der Stadt anlegen wollen. Der Platz von Unserer Lieben Frauen ist zwar alt, aber kaum erst geebnet; er ist als ein länglich Viereck gestaltet; der Mittelpunkt desselben wird durch einen Brunnen angegeben, welcher aus Mangel an nöthiger Unterhaltung oft versiegt. Man hat seit einigen Jahren eine Kirche da angefangen, die aber wegen ihrer Unermeßlichkeit, wegen des Mangels an Gelde, und wegen der Langsamkeit, womit die Steine, die man aus Europa kommen läßt, herbey gebracht werden, nicht so bald fertig werden dürfte. Der Clugny-Platz, der ein reguläres Viereck ausmacht, war nöthig um einen stinkenden Morast wegzuschaffen. Dieses Austrocknen desselben wird die Luft gesünder machen. Das Gouvernementhaus, die Kasernen, ein königlich Magazin, sind die einzigen öffentlichen Gebäude, die die Blicke der Liebhaber an sich ziehen. Aber das Auge des Bürgers mag gerne auf zwey Gebäuden verweilen, die man Provisionshäuser nennt. Die mehrsten unter den Franzosen, die in der Kolonie ankommen, besitzen weder Mittel noch Fähigkeiten. Ehe sie genug Geschicklichkeit erlangt haben, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen, sind sie fast alle, oft tödtlichen Krankheiten ausgesetzt. In Kap-Francois werden diese Unglücklichen, die weder Vermögen noch Bekanntschaften haben, in zwey Häuser aufgenommen, wo Manns- und Frauensleute, jede für sich, alle Hülfe finden, deren sie in ihrer Verfassung benöthigt sind, bis man

ihnen

ihnen Konditionen ausgemacht hat. Es ist recht schändlich, daß eine so schöne Stiftung nirgends Nachahmer erweckt hat. In den Augen der Menschenliebe so wol als der Staatsklugheit ist diese Nachlässigkeit tadelnswerth.

Die Handlung müßte in allen Kolonien solche Zufluchtsörter anlegen, als auf San-Domingo. Das sind Stiftungen, die man wahrhaftig fromm und göttlich nennen kann, da sie zur Erhaltung der Menschen angelegt sind. Entweder durch diese Vorsorge, oder vermittelst anderer Anlagen, sterben in dem Kap weniger Menschen, als in den andern an der See liegenden Städten. Die Sorgfalt, die man gehabt, die Luft dadurch zu reinigen, daß man Moräste ausgetrocknet hat; die gänzliche Urbarmachung der Höhen; die Nachbarschaft einer auf den höchsten Grad angebauten Ebne: alle diese Mittel haben sich vereinigt, um die schädlichen Einflüsse einer fehlerhaften Lage zu verbessern.

Der Hafen von Kap-Francois ist würdig, die reichen Produkte der umliegenden Gegenden zu empfangen. Er liegt ganz vortreflich für die aus Europa kommenden Schiffe. Die Luft, die man da einathmet, ist die beste auf der ganzen Insel. Er steht nur dem Nord-Ostwinde offen, der ihm selbst keinen Schaden zufügen kann, indem sein Eingang mit Brandungen besetzt ist, die die Gewalt der Wellen brechen. Man kann leicht herauskommen, und die Ausfahrt aus diesen Gewässern geschieht in kurzer Zeit.

Vierzehn Meilen windwärts vom Kap liegt Fort-Dauphin. Das war ehedem ein Flecken, das

Bayaha hieß, und nachher, da man es näher an das Meer legte, den Namen zugleich mit der Stelle veränderte. Die neue Stadt liegt an dem innern Theile eines großen Hafen, dessen einziger Eingang in einem sieben bis acht hundert Ruthen langen und ungefähr funfzig Ruthen breiten Passe besteht. Ein Fluß umgiebt sie von Westen her. In Osten begränzt sie das Ufer des Meers. Eine kleine nordwärts liegende Halbinsel ist der Platz des Kastels Nach Süden hin liegt die Ebne. Die Stadt besteht nur noch erst aus siebenzig Häusern. Sie ist ziemlich weit von den Bergen, um von keiner Höhe kommandirt zu werden, welche die Hitze durch das Zurückwerfen der Strahlen verstärken könnte; aber die Nachbarschaft einiger Moräste macht die dortige Luft ungesund. Ihre Festungswerke sind hinreichend, um ein Geschwader zwey bis drey Tage aufzuhalten.

Die Sicherheit, die Schönheit ihres Hafens hindern nicht, daß nicht der größte Theil der Produkte aus ihrer Ebne nach Kap-Francois gehen sollte. Die Hauptmasse des Handels zieht immer die nahen Nebenzweige an sich; und die großen Hafen verzehren und verschlingen die kleinen.

XXIII.

Produkte und Bevölkerung der Kolonie.

Alle Produkte von San-Domingo machten im Jahr 1720 nicht mehr aus, als 1,200,000 Pfund schweer Indig; 1,400,000 Pf. weißen Zucker; 21,000,000 Pf. rohen Zucker. Der Landbau dieser

Insel

Insel wuchs, und im Jahr 1737 ward noch überdem Baumwolle und Kaffee gezogen. Im Jahr 1754 wurden die Waaren der Kolonie auf der Stelle für 28,833,581 Livres *) verkauft. Zwar empfieng sie von dem Hauptlande für 40,628,780 Livres **) an Waaren; aber wenn sie Schulden machte, so geschah es bloß darum, um ihren Flor zu vermehren. Damals bestund ihre Menschenzahl aus 7758 wehrhaften Männern; aus 2525 verheiratheten Frauen oder Wittwen; aus 781 jungen mannbaren Frauenspersonen; aus 1691 Jungen und 1503 Mädchen unter zwölf Jahren. An freyen Negern oder Mulatten zählte sie 1362 wehrhafte Mannspersonen; 1626 Frauen oder Wittwen; 1009 Jungen und 864 Mädchen unter zwölf Jahren. Im Landbau steckten 79,785 Negermänner; 53,817 Negerfrauen; 20,518 Negerjungen; 18,428 Negermädchen. Man verarbeitete rohen Zucker in 344, und weißen in 255 Siedereyen: der Indigpflanzungen gab es 3379; und man zog 98,946 Kakaostämme; 6,300,367 Baumwollenstämme, 21,053,842 Kaffeestämme. Die Lebensmittel der Kolonie bestunden in 5,520,503 Bananenbäumen; 1,201,849 Kartoffelnäckern; 226,098 Aeckern Ignamen; 2,830,586 Kassawegruben. Die Heerden überstiegen nicht 63,450 Stück klein Vieh, und 92,946 Stück Hornvieh.

Im Jahre 1764 hatte San-Domingo 8786 wehrhafte Weiße. 4306 bewohnten die nördliche

*) 7,609,000 Rthlr.
**) 10,900,000 Rthlr.

Küste, 3470 die westliche, und nur 1010 die südliche. 4117 freye, aber in Regimenter vertheilte Negern oder Mulatten, vermehrten diese Macht. 497 wohnten in Süden, 2250 in Westen und 1370 in Norden.

Die Anzahl der Sklaven war 206,000 alt und jung, von beyden Geschlechtern, die auf folgende Art vertheilt waren; 12,000 in neun Städten, wovon einige Handwerker waren, die andern aber zum Hausdienste gebraucht wurden. 4,000 wurden in den Flecken bey den Ziegel- und Topfbrennereyen, bey den Kalkofen und andern Manufakturen zur höchsten Nothdurft angestellt. 10,000 waren bestimmt Lebensmittel und Gemüse zu bauen. 180,000 aber beschäftigten sich bloß mit den Produkten zur Ausfuhr. Seit dieser Schatzung sind jährlich ungefähr 15,000 Negern nach der Kolonie gebracht worden. Sie haben nicht dazu gedient den Abgang zu ersetzen, welcher durch die verbothener Weise eingebrachten Sklaven mehr als ersetzt worden ist. Sie haben auch nicht zur Pracht der Städte gedient, wo die Anzahl dieser Bedienten so gar abgenommen hat. Diese neu hineingebrachten Schwarzen waren zur Arbeit tüchtige Leute: man hat sie alle zum Landbau angestellt, den sie beträchtlich vermehrt haben müssen. Er hat auch nichts dabey verloren, daß er in gewissen Stücken auf andre Gegenstände gelenkt worden ist.

Anstatt des Indigs, den ein erschöpftes Erdreich nicht mehr in solchem Ueberflusse lieferte, sind vierzig neue Zuckerpflanzungen angelegt worden. Man zählt ihrer anjetzt 260 in Norden, 197 in Westen,

und

und 84 in Süden. Die Rafinerien haben sich nach Verhältniß noch stärker vermehrt; und die Menge des weißen Zuckers ist fast aufs doppelte gestiegen. Die Baumwolle hat in den westlichen Thälern einen großen Fortgang gehabt, und der Kaffee einen ganz erstaunlichen in den nördlichen. Es sind so gar einige Kakaopflanzungen in den Waldungen der großen Bucht angelegt worden. Der Friede hat den alten Handlungszweigen wieder Leben eingehaucht; und neue hervorgebracht. Alles wächst und blüht unter seinem Schutze. Er schafft zugleich beyder Welten Glück.

Man kann aus sehr zuverlässigen Nachrichten versichern, daß im Jahre 1767 aus der Kolonie folgende Produkte gegangen sind; 72,718,781 Pfund rohen Zucker; 51,562,013 Pfund weißen Zucker; 1,769,562 Pfund Indig; 150,000 Pfund Kakao; 12,197,977 Pfund Kaffee; 2,965,920 Pf. Baumwolle; 8470 Banetten, unzubereiteter Felle, 10350 Seiten gegerbte Felle; 4,108 Oxhöft Rum; 21,104 Oxhöft Sirup.

Dieß ist die Masse der in den Zollbüchern von San-Domingo im J. 1767 eingeschriebenen Produkte, die auf 347 aus Frankreich angekommenen Fahrzeugen fortgeschafft worden sind. Das, was auf die Schiffe geladen worden ist, nachdem sie schon unter Segel gegangen; der Ueberschuß über das angegebene Gewicht; die Bezahlung der durch den Schleichhandel eingebrachten Schwarzen muß wenigstens den vierten Theil der Produkte der Kolonie betragen haben, die man zu der bekannten Rechnung ihrer

Schätze noch hinzufügen muß. Seit dieser Epoche sind alle Produkte der Kolonie gestiegen, und der Kaffee hat sich dreyfach vermehrt.

Man ist darüber, wie hoch sie noch steigen können, nicht einig. Einige meynen, man könnte noch einmal so viel ziehen; andere meynen, sie könnten nur um den dritten Theil vermehrt werden. Alle gestehen, daß der Landbau noch eines großen Zuwachses fähig sey; und man darf ihn von der Thätigkeit einer Nation, die ein Stück Land besitzt, das sich so viel vollkommner machen läßt, erwarten. Aber kann sie hoffen die Früchte davon einzuerndten? Ist sie versichert es immer zu behalten? Diese beyden Fragen verdienen eine ernstliche Untersuchung.

XXIV.

Handel der Franzosen auf San-Domingo mit denen auf eben dem Eilande wohnenden Spaniern.

Der Handel, den die Franzosen auf San-Domingo mit ihrem fahrlässigen Nachbaren unterhalten, ist wichtiger, als man gemeiniglich denkt. Sie liefern ihm Strümpfe, Hüthe, Leinwand, Flinten, nürnberger Waare, einige Kleidungsstücke; und empfangen zur Bezahlung Pferde und Hornvieh zu ihrem Landbau und zum Schlachten, geräuchertes Rind- und Schweinefleisch, und endlich drey bis vier tausend Rthlr. die der Madrider Hof jährlich zur Besoldung der Regierung, der Klerisey und der Truppen, die er in der ersten von ihm in der neuen Welt angelegten Besitzung unterhält. Ausgenommen einige

ge Portugiesische Münzen, die aus Gewohnheit einen den wahren Werth übersteigenden erdichteten Werth behalten, haben sie kein ander Gold und Silber, als was sie von ihren Nachbarn den Spaniern bekommen. Es wären Veränderungen, die man unmöglich voraus sehen kann, dazu nöthig, um diesen Verkehr zu unterbrechen, der zu Lande und zur See zwischen den beyden Nationen, die sich in San-Domingo theilen, getrieben wird. Hier überwindet das gegenseitige Bedürfniß den aus der verschiedenen Sinnesart entspringenden Widerwillen; oder die Aehnlichkeit des Klima erstickt diesen Keim zur Zwietracht.

XXV.

Wie die Kolonie ihren Verkehr mit Europa sicher stellen kann.

Es wäre für die französischen Kolonisten zu wünschen, daß sie eben so gewiß wären, ihren Verkehr mit Europa zu behalten. Wenn die ersten Ebentheurer aus ihrer Nation, die sich zu San-Domingo sehen ließen, auf den Landbau hätten denken können, so hätten sie sich (denn sie konnten es) des am mehrsten windwärts liegenden Theiles der Insel bemächtigt. Er enthält große und fruchtbare Ebnen. Er steht dem Ocean von allen Seiten offen. Das Ufer ist daselbst sicher. Man läuft eben den Tag, da man es entdeckt, in seine Hafen ein; und den Tag, da man ausläuft, verliert man es aus dem Gesichte. Der Weg ist so beschaffen, daß der Feind keinen Hinterhalt legen kann. Gute Kreuzposten sind da nicht

leicht

leicht zu finden. Diese Küsten stoßen denen von Europa kommenden zuerst auf, und die Reisen sind kurz. Aber da das Vorhaben der ersten französischen Seefahrer das war, die spanischen Schiffe anzufallen, und den Mexikanischen Meerbusen zu beunruhigen, so waren die Oerter, deren sie sich auf San-Domingo bemächtigten, von Cuba, Jamaika, von den Türkinseln, der Schildkröteninsel, den Caiken, der Gonave und den Lukayen umgeben, deren verborgene Rheden den Seeräubern ein vortrefflicher Aufenthalt sind. Sie waren von einer Menge Felsen und Bänke, die den Gang der Schiffe langsam und unsicher machen; von engen Meeren umgeben, wodurch der Feind nothwendig einen großen Vortheil hat, um zu entern, einzusperren, oder zu kreuzen.

Nie wird die Staatskunst gegen so viel Gefahren ein wirksames Mittel erfinden, als in der Kolonie, ein beständiges und immer in Bewegung seyendes Geschwader während des Krieges zu unterhalten. Es sey nun Unvermögen der Regierung, ihr diese Art von Schutz zu geben, oder die Nachlässigkeit der Admirale Schuld daran gewesen; die, wenn sie gerüstete Schiffe gehabt haben, ohne etwas auszurichten, in den Hafen geblieben sind: so hat man das einzige Vertheidigungssystem, das für das Hauptland zur Beschützung des Handels mit San-Domingo zuträglich war, nicht befolgt.

Wenn das Ministerium und das Seewesen andere Grundsätze und ein anderes Betragen annehmen, so wird man fürs erste die Küsten des Kap Francois decken müssen, wo die aus Frankreich kommenden

Schiffe,

Schiffe, in Kriegszeiten immer, und auch in Friedenszeiten mehrentheils, einlaufen. Die Nothwendigkeit, worinn sie sind, vor dem Vorgebirge la Grange anzulegen, welches oberhalb und zehn Meilen davon liegt, lockt eine Menge Kaper dahin, die ihren Raub selten verfehlen. Zwey starke Schiffe würden, wenn man sie dahin stellte, sich dieses Kreuzpostens leicht bemächtigen. Wenn der Feind wider alles Vermuthen mit einer stärkern Macht dahin käme, müßte man ihm zwar wohl den Platz räumen, aber wahrscheinlicher Weise nicht auf lange Zeit.

Nachdem man das Einlaufen der Schiffe im Kap beschützt hätte, müßte man auch ihr Auslaufen sicher stellen. Eines von den beyden Kriegsschiffen, die immer im Hafen liegen sollten, nähme verschiedene Kauffartheyschiffe unter seiner Eskorte, brächte sie aus dem Sunde, und käme in drey bis vier Tagen höchstens zurück. Selten würden sie Gefahr laufen; weil sich eben nicht leicht Schiffe von der Linie in diesem Passe befinden, und sie nicht da seyn können, ohne daß man Nachricht davon haben sollte.

Indeß ein Theil des Geschwaders die nördliche Schiffahrt beschützen würde, so müßte der übrige und ansehnlichere Theil desselben die andern Küsten der Kolonien bedecken. Dieser Theil würde seinen Aufenthalt in Port-au-Prince haben müssen. Zwey von den dabey befindlichen Schiffen würden von da nach dem Vorgebürge St. Nicolas segeln, der für die Schiffe, die Ost- und Südwärts vom Kap-François wollen, eben so gefährlich ist, als es das Vorgebirge la Grange nur immer für die ist, die in den

Kap selbst einlaufen wollen. Sie müßten niemals jenseits der Spitze jenes Vorgebirges segeln; denn den nordwärts stehenden Schiffen käme es zu, das Meer bis an dieser Stelle frey zu halten; die um so wichtiger ist, da man bey diesem unumgänglichen Passe alles, was von Neu-England nach Jamaika spedirt wird, wegkapern kann. Das Geschwader zu Port-au-Prince müßte auch noch beordert werden, sich von Zeit zu Zeit an der südlichen Küste der Insel sehen zu lassen, seine eignen Küsten zu decken, und jenseit des Sundes alle Fahrzeuge, die nach Frankreich zurückkehren wollten, zu eskortiren. Es könnte sogar, wenn es ihm die Umstände erlaubten, gegen Jamaika kreuzen.

Nachdem die Produkte der Kolonie auf die Art wären gegen die unvermutheten Anfälle der Kolonie in Sicherheit gestellt worden, so müßte das Hauptland auf die Mittel denken, ein so fruchtbares Gebieth in seiner Gewalt zu behalten.

XXVI.

Um den Streitigkeiten der Spanier und der Franzosen auf San-Domingo ein Ende zu machen, muß man die Gränzen der beyden Kolonien festsetzen.

Die Spanier, die heut zu Tage noch die Hälfte der Insel inne haben, waren ehedem ziemlich furchtbare Feinde. Kaum zeigten sich die Franzosen zu San-Domingo, als es schon heftige Streitigkeiten zwischen beyden Nationen setzte. Menschen, von

denen niemand nichts wissen wollte, unterstanden sich den Krieg gegen ein unter einer ordentlichen Regierung bewaffnetes Volk zu führen. Ihr Vaterland nahm sich ihrer an, so bald es sie für stark genug hielt sich in ihren Anmaßungen zu behaupten. Man schickte ihnen einen Anführer, der den Titel eines Statthalters auf San-Domingo und der Schildkröteninsel führte; dafür aber nachher den Titel eines General-Statthalters der Inseln unter dem Winde erhielt. Der tapfre Mann, der zuerst dazu erwählt wurde, diesen unerschrocknen Ebentheurern zu gebiethen, nahm ihre Denkungsart dergestalt an, daß er seinem Hofe vorschlug, die ganze Insel zu erobern. Er setzte für den glücklichen Erfolg der Unternehmung seinen Kopf zum Pfande, wenn man ihm nur ein Geschwader zuschickte, das stark genug wäre, um den Hafen der Hauptstadt eingeschlossen zu halten.

Die Französischen Minister achteten einen Vorschlag, der thunlicher war, als sie es von weiten glaubten, nicht, und ließen die Franzosen beständigen Feindseligkeiten ausgesetzt. Nicht als wenn man sie nicht beständig mit gutem Glücke abgetrieben, und so gar Verwüstung ins feindliche Land gebracht hätte; aber diese Fehden unterhielten im Geiste der Einwohner die Liebe zum Raube, hielten sie von nützlichen Arbeiten ab, und hemmten den Fortgang des Landbaues, der immer der Zweck einer wohlverwalteten Kolonie seyn muß, gleichwie der Hauptgegenstand jedes Staates, der Ländereyen besitzt. Der Fehler, den Frankreich begangen hatte, dem Eifer seiner neuen Kolonisten nach der Eroberung des ganzen Eilandes

nicht

nicht zu unterstützen, hätte ihm beynahe den Besitz dessen, was es daselbst erworben hatte, gekostet. Indeß dieß Reich den Krieg von 1688 gegen ganz Europa zu führen hatte, vereinigten die Spanier und die Engländer, welche beyde gleich stark befürchteten, die Franzosen in San-Domingo fest geankert zu sehn, ihre Macht, um sie daraus zu vertreiben. Der Anfang ihres Unternehmens ließ ihnen den besten Erfolg hoffen, als sie sich auf eine unversöhnliche Art entzweyten. Ducasse, der der Kolonie mit großer Geschicklichkeit und vielem Ruhme vorstand, machte sich ihren Zwist zu nutze, um sie nach einander anzugreifen. Erstlich überfiel er Jamaika, wo alles mit Feuer und Schwerdt verwüstet wurde. Von da wollte er seine Waffen gegen San-Domingo wenden, das er fast gewiß war einzunehmen, als ihn Befehle seines Hofs hinderten, diese Unternehmung auszuführen.

Das Haus Bourbon bestieg den Spanischen Thron, und die Franzosen sahen die Hoffnung San-Domingo zu erobern verschwinden. Die Feindseligkeiten, die durch die Aachner, Nimweger, Riswicker Friedensschlüsse auf dieser Insel nicht einmal waren unterbrochen worden, hörten endlich unter den beyden Völkern, die einander nicht lieben konnten, auf. Dadurch ward Ruhe für den Landbau, und auch für die Landbauleute. Dieß waren die Franzosen. Seit einiger Zeit machten sich ihre Sklaven die Nationalstreitigkeiten zu nutze, um ihre Fesseln zu zerschlagen, um sich in ein Gebiethe zu begeben, wo sie Freyheit ohne Arbeit fanden. Dieß Ausreißen, das sich nothwendig vermehren mußte, hielt wegen

der

der Bedingung ein, die die Spanier eingiengen, ihren Nachbarn die Ueberläufer für 65 Thlr. das Stück wieder auszuliefern. Ob dieser Vertrag gleich nicht aufs genaueste erfüllt ward, so gab er doch bis zu den Zwistigkeiten, die im J. 1718 zwischen beyden Nationen vorfielen, einen ziemlichen starken Zaum dagegen ab. Zu der Zeit aber verließen die Neger die Pflanzungen haufenweise. Dieser Schade brachte den Franzosen das Vorhaben in den Sinn, Nachbarn, die durch ihre Trägheit so gefährlich waren, als selbst durch ihren unruhigen Geist, gänzlich aus dem Eilande zu verjagen. Der Krieg dauerte nicht lange genug, als daß dieß hätte können ausgeführt werden. Beym Schluß der Unruhen befahl Philipp V, alle die flüchtigen Sklaven, die man zusammen bringen könnte, wieder auszuliefern. Man hatte sie schon zu Schiffe gebracht, um sie ihren alten Herren wieder zu bringen; als das Volk, aus einer Regung, die man nicht tadeln könnte, wenn sie nicht vielmehr aus Nationalhaß als aus Liebe zur Menschheit entstanden wäre, sich empörte, und sie frey machte. Es wird immer schön bleiben, wenn man Völker sieht, die sich gegen die Sklaverey der Negern auflehnen. Diese flüchteten in unwegsame Berge, wo sie sich dermaßen vermehrt haben, daß sie allen Sklaven, die zu ihnen hinkommen können, eine sichere Freystatt darbiethen. Da werden sie, Dank der Grausamkeit der gesitteten Nationen, frey und wild als die Tiger; vielleicht in der Erwartung eines Anführers und Eroberers, der die verletzten Rechte der Menschlichkeit dadurch wieder herstelle, daß er sich

einer Insel bemächtige, welche die Natur mehr für die Sklaven, die sie bauen, als für die Tyrannen, die sie mit dem Blute dieser Schlachtopfer färben, bestimmt zu haben scheinet.

Die gegenwärtigen politischen Verbindungen von Europa erlauben nicht, daß Spanien und Frankreich Krieg gegen einander führen. Wenn irgend eine Begebenheit, ohngeachtet des Familienvertrags, machte, daß beyde Nationen wider einander zögen, so wäre das vermuthlich ein vergängliches Feuer, das weder Zeit noch Verlangen nach Eroberungen geben würde, die man wieder heraus geben müßte. Die Unternehmungen von beyden Seiten würden nur in Verwüstungen bestehen. Aber alsdenn wäre die Nation, die keinen Landbau treibt, wenigstens zu San-Domingo nicht, selbst durch ihr Elend derjenigen furchtbar, deren Landbau sehr empor gestiegen ist. Ein Spanischer Statthalter empfand den Vortheil, den ihm die Trägheit und Armuth seiner Leute gaben, so vollkommen, daß er an den Französischen schrieb: wofern er ihn zwänge einen feindlichen Einfall zu thun, so würde er auf einer Meile weit mehr verwüsten, als man thun könnte, wenn man das ganze seinen Befehlen unterworfene Land verheerte.

Diese Lage der Dinge zeigt, daß, wenn Europa den Anfang der Feindseligkeiten unter diesen beyden Völkern erlebte, so müßte das thätigste machen, daß diese Insel neutral erklärt würde. Vielleicht verlangte der Vortheil von allen beyden, daß sie gänzlich dem arbeitsamsten zu Theil würde. Aber wenn sich schon der Madrider Hof entschließen könnte, ein

Ge-

Gebieth abzutreten, das ihm zur Last ist; so gäbe es noch manche andere Schwierigkeit zu übersteigen. Großbritannien, das gegenwärtig das Schicksal von Amerika in seinen Händen hält, würde in diese Vermehrung der Reichthümer seiner Mitbuhler schwerlich willigen.

Eine natürlichere, und keinem Hinderniß unterworfene Einrichtung wäre die, die Gränzen der beyden Nationen, die sich in San-Domingo getheilt haben, zu bestimmen. Der Befehl dazu schien eine Folge von Philipp V Thronbesteigung; eine Begebenheit, die den französischen Besitzungen eine Stätigkeit und Gesetzmäßigkeit beylegte, welche sie vorhero nicht gehabt hatten. Es stand zu vermuthen, daß dasjenige unter den beyden Völkern, das dem andern einen König gab, ausmachen würde, daß das ganze Gebieth, so zwischen denen von ihm Nord- und Südwärts besetzten Küsten läge, ihm zugehören sollte. Größere Angelegenheiten nöthigten diese Untersuchung auf eine andere Zeit zu verschieben, die niemals gekommen ist. Man hat nicht einmal eine einzige Konferenz angestellt, um dieß Kahos in Ordnung zu bringen. Diese Nachlässigkeit hat gemacht, daß hundert mal Privatpersonen die Waffen gegen einander ergriffen, einander ermordet oder meuchelmörderisch hingerichtet haben. Dieser Keim von Zwietracht und Wuth ist in allen Herzen aufgegangen, und beyde Nationen ergriffen 1730 die Waffen, um einander auszurotten. Die Befehlshaber der beyden Kolonien brachten es durch eine vorläufige Konvention so weit, daß sich die Gemüther besänftigten; aber

die Nachfolger dieser geschickten und mäßig gesinnten Männer dürften nicht immer gleiches Ansehen und gleiches Glück haben. Es kömmt hier darauf an, diesen innerlichen Krieg auf immer zu dämpfen, indem man das gegenseitige Eigenthum auf eine gesetzmäßige und unwiderrufliche Art feststellt.

Um mit der gehörigen Ordnung und Billigkeit dabey zu verfahren, muß man bis auf 1700 zurück gehen. Zu der Zeit blieben beyde zu Freunden gewordene Völker, von Rechts wegen, im Besitz aller Ländereyen, die sie inne hatten. Die Eingriffe, die die Unterthanen der einen Krone während dieses Jahrhunderts gethan haben, sind Unternehmungen von Privatpersonen. Sind sie gleich geduldet, so sind sie doch nicht recht geheißen worden, und die Rechte beyder Mächte sind dieselbigen geblieben, da weder ein direkter noch indirekter Vertrag sie aufgehoben hat.

Nun beweisen unwiderstreitliche Thatsätze, daß sich die französischen Besitzungen, die heut zu Tage an der nördlichen Küste, nur bis an den Fluß Massacre reichen, im Anfange dieses Jahrhunderts bis an den Fluß Yaque erstreckten. Die an der südlichen Küste, welche man bis an die Spitze des Kap-Beate ausgedehnt hatte, sind mit der Zeit bis zur Bucht Pitre eingeschränkt worden. Wie hat sich wol diese unmerkliche Veränderung zugetragen? Aus einer natürlichen Folge des ökonomischen Systems beyder Völker. Das eine den Ackerbau treibende Volk hat alle seine Besitzungen in der Nachbarschaft der Häfen, die am mehrsten besucht wurden, zusammen gezogen,

gezogen; weil es da einen Abgang für seine Waaren fand. Das andere, welches mehr Viehzucht als Landbau treibt, braucht einen weitläuftigern Raum, um seine Heerden zu ernähren, und hat daher alle verlaßne Strecken besetzt. Nach der Natur der Dinge haben sich die Weiden erweitert, und die Ackerfelder verengt, oder sind wenigstens näher an einander gerückt. Es ist nicht billig, daß das fleißigere und auf dem Boden, den es befruchtet, nützlichere Volk, durch das herumstreifende, welches verzehrt ohne etwas hervor zu bringen, um das Seinige gebracht werde.

Die Gränzen der Franzosen im Innern der Insel wären noch schwerer zu bestimmen, so sehr haben die häufigen und täglichen Veränderungen, die daran geschehen sind, Unordnung und Verwirrung darein gebracht. Heut zu Tage sind es die Quanaminthen-, Loch-, Große Fluß-, Artibonit- und Mirebalais-Berge, die die beyden Kolonien scheiden. Durch diese Gränzscheidung besitzen die Franzosen überall, die Spitzen des Mole St. Nikolas und von Kap Tiburon ungerechnet, weiter nichts als einen Streif Landes, der nirgends mehr als neun und eine halbe Meile, an vielen Stellen aber nur sechs Meilen breit ist. Dieß Gebieth bildet eine Art von halben Mond, dessen Beugung zwey hundert und funfzig Meilen Nord-West- und Südwärts längst der Küste hin enthält. Aber diese Gränzen können so nicht bestehn, aus einem Grunde, vor dem alle andre Betrachtungen schweigen müssen.

Die Französischen nördlichen Besitzungen sind von den Westlichen und Südlichen durch ungangbare Gebirge getrennt. Die Unmöglichkeit, worinn sie sind, einander beyzuspringen, setzt sie dem Anfall einer mit beyden Nationen im Krieg stehenden Macht aus. Die gemeinschaftliche Gefahr, die diesen Nachbaren eine Art von gemeinschaftlichem Interesse giebt, muß den Spanischen Hof dazu bewegen, die Gränzsache dergestalt einzurichten, daß sein Bundesgenosse die Bequemlichkeit dabey finde, die er zu seiner Vertheidigung braucht. Das Gebieth, das man aufopfern müßte, ist bergigt, von mittelmäßiger Beschaffenheit, und von der See weit entfernt. Die Eigenthümer dieser unbebauten aber mit Heerden bedeckten Länder müßten eine so edelmüthige Vergütung von Frankreich erhalten, daß kein Schatten von Miszufriedenheit bey ihnen übrig bleiben könnte.

XXVII.

Maaßregeln, die Frankreich treffen muß, um seine Kolonie vor fremden Anfällen zu schützen.

Wenn alle Besitzungen dieser Kolonie werden unter einander verbunden, und im Stande seyn, sich innerhalb durch eine beständige und ununterbrochene Kommunikation zu unterstützen; so wird man sie gegen die Angriffe ihres einzigen wirklich furchtbarn Feindes, des Engländers nämlich, befestigen müssen. Will er San-Domingo von der West- oder Südseite angreifen, so wird er seine Macht zu Jamaika versammlen. Richtet er aber seinen Angriff auf Nor-

den

den zu, so wird er seine Anstalten zu Barbados oder einer andern Windinsel machen; von welcher aus er in sieben bis acht Tagen nach Kap-Francois kommen kann, statt fünf bis sechs Wochen, die man braucht, um von Jamaika nach diesen Hafen herauf zu segeln.

Die west- und südliche Küste kann nicht vertheidiget werden. Die unermeßliche Größe derselben macht, daß man in den Bewegungen keine Verbindung, kein Zusammenwirken anbringen kann. Wenn man die Truppen zerstreuet, so werden sie durch die Theilung der Macht unnütz. Zieht man sie zusammen, um Posten zu behaupten, die ihre natürliche Schwäche einem Angriffe am mehrsten aussetzt, so läuft man Gefahr sie auf einmal zu verlieren. Ein starkes Heer wäre auf weitläuftigen Küsten, die dem Feinde eine zu große Fronte darbieten, oder die Flanke bloß stellen, nur eine Last. Man muß sich begnügen Batterien anzulegen, oder zu unterhalten, um die Rheden, die Kauffartheyschiffe, und die Rhederey zu schützen; die Kaper entfernt zu halten, und auch wol die Landung aus einem oder ein paar Kriegsschiffen, die etwa Verwüstungen anrichten und Kontributionen eintreiben möchten, zu verhindern. Die leichten Truppen, die sodann hinreichend wären, um diese Batterien zu besetzen, müßten sich zurückziehen, so wie der Feind vorwärts rückte, und sich nicht etwa ergeben, ehe sie wirklich in Gefahr wären.

Nicht als wenn man alle Art von Vertheidigung aufgeben müßte. Jede Küste sollte im Rücken

einen Zufluchts- und Verstärkungsort haben, der zum Rückzug immer offen stünde, fern von dem Feinde, vor seinen Anfällen gesichert, und seinem Angriffe zu widerstehn fähig wäre. Dieß müßte ein Paß seyn, wo man sich mit Vortheil verschanzen und vertheidigen könnte. So ist der Paß der Gascogne an der westlichen Küste beschaffen. Er hat alle Vortheile, die die Natur einem Posten, um ihn stark zu machen, geben kann; nur die einzige Ungelegenheit, daß er nicht in der Mitte von allen Quartieren liegt. Das Reduit, oder der allgemeine Sammelplatz in Süden, welcher an der Pflanzung Perrein, fünf tausend Ruthen von Cayes liegt, ist ein Posten, der einen noch größern Widerstand thun kann. Mit dem Vortheile, daß er im Mittelpunkt aller zurückziehenden Bewegungen liegt, verbindet er noch alles, was man zur Vertheidigung wünschen kann. Die Natur hat diesen Paß enge angelegt, dessen Flanken sicher gestellt, und im Rücken ein Debouche angebracht, wobey dem Feinde aller Zugang, um es zu turniren, abgeschnitten, den Vertheidigern aber immer eine Kommunikation mit dem Innern der Kolonie offen bleibt.

Von diesen unüberwindlichen Oertern aus muß man den Eroberer alsdenn immer plagen, der, aus Mangel irgend eines festen Orts, tausend Ueberfällen ausgesetzt seyn wird. Dieß wird man noch öfter thun können, wenn man einige Schwadronen leichte Reuterey hat. Dazu kann man mit wenigen Kosten gelangen. Die Spanier zu San-Domingo verkaufen, um einen billigen Preis, sehr lenksame und

feurige

feurige Pferde von Andalusischer Race, die nicht beschlagen sind, und Jahr aus Jahr ein in der Weide gehen, wo sie unter freyen Himmel schlafen. Das sind vortreffliche Mittel zu Unterhaltung des kleinen Kriegs, womit man immer Zeit gewinnen wird, um den Beystand zu erwarten, der zu allen Zeiten von der nördlichen Seite wird herkommen können. Die Truppen, die diesen kleinen Krieg aushalten sollen, werden auch zur Vertheidigung dieser andern Seite der Kolonie, welche nicht anders als von der See her angegriffen werden mag, gebraucht werden können.

Alle diejenigen, die San-Domingo kennen, wissen, daß die dortigen Französischen Besitzungen gleichsam zwo besondre Kolonien ausmachen, die eine nach Westen und Süden, die andre nach Norden hin, welche gar keine wirkliche und nützliche Gemeinschafe landwärts her mit einander haben. Gesetzt also, die Engländer stünden mit Macht und wohl befestigt in Westen und Süden, so werden sie doch unmöglich zu Lande nach Norden hinkommen können. Wenn sie es sich vornähmen, so könnten sie es nur durch den schmahlen Strich Landes bewerkstelligen, der die westlichen und nördlichen Besitzungen beym Vorgebirge St. Nikolas mit einander verbindet, oder indem sie durch die Spanischen Besitzungen hindurch marschirten: zwey Wege, davon einer so unmöglich ist als der andre.

Erster ist eine unfruchtbare Wüsteney, und dermaßen voller Wälder, Päße, Abgründe, daß ein einzelner Mensch zu Fuße ihn nur mit vieler Mühe

und außerordentlichen Strapazen zurücklege. Der andre ist nicht weniger schimärisch. Man müßte durch die hohen, unbebauten, steilen Spanischen Gebirge ziehen, wo man nicht herdurch käme ohne beunruhiget zu werden. Die nördliche Küste kann also nur von der Seeseite angegriffen werden. Da sie reicher, bevölkerter und nicht so groß ist, als die andern beyden; so läßt sich da eher ein Feldkrieg führen und eine zusammenhängende und regelmäßige Vertheidigung leisten.

Das Ufer, das hie und da verschiedentlich mit Brandungen besetzt ist, stellt dem Feinde an vielen Orten einen morastigen Boden dar. Die Mangeln, eine hohe Baumart, die auf einem überschwemmten Boden wächst, machen die Lachen noch unmöglicher zu passiren. Diese natürliche Vertheidigung ist seltner geworden, indem man viele solche Gehölze umgehauen hat. Aber die Einschiffungsplätze, die gemeiniglich nur enge Stellen, und von diesen überschwemmten Holzungen flankirt sind, erfodern, um geschlossen zu werden, nur eine mäßige Fortifikationsfront. Magazine und andre steinerne Gebäude befinden sich da in Menge; sie geben Posten ab, so bald man nur Schießscharten hinein bricht; und man erhält dadurch ein bedecktes Feuer.

Diese erste Linie an einem nur achtzehn Meilen breiten Ufer, das die Natur so wohl befestigt hat, scheint hoffen zu lassen, daß, wenn sie nur einiger maßen von der Französischen Tapferkeit unterstützt wird, den Feind gleich beym Augenblick des Landens in Gefahr setzen muß, geschlagen zu werden. Wä-

ren seine Entwürfe bekannt, zeigten etwa seine Anstalten in der See von ferne, an welchem Ort er zu landen gedächte, so könnte man dahin eilen und ihm zuvorkommen. Aber die Erfahrung sichert denen zum Landen gerüsteten Geschwadern einen unfehlbaren Vortheil.

Nicht bloß durch jene Lagen von Feuer, die von den Schiffen abgeschossen, das Landen der Schaluppen decken, sondern durch die Unmöglichkeit, worinn man ist, alle Stellen der Küste zu besetzen, erhält ein vor Anker liegendes Geschwader die Mittel leicht zu landen. Es bedroht zu viel Stellen auf einmal. Landtruppen kriechen, so zu sagen, um die Krümmungen herum, indeß die Boote und die Schaluppen durch einen kürzern Weg fliegen. Der Angreifende geht der Sehne nach, indeß der Vertheidiger den Bogen durchlaufen muß. Durch verschiedne Bewegungen hintergangen und ermüdet, beunruhigen letztern sowol die Bewegungen, die am hellen Tage geschehn, als die, die ihm die Nacht verbirgt.

Um sich in den Stand zu setzen, einer Landung zu widerstehen, muß man annehmen, daß sie geschehn sey. Man braucht alsdenn seinen Muth und seine Macht dazu, sich die Langsamkeit oder die Fehler seines Feindes zu Nutze zu machen. Ein großes Ufer, dem man ankommen kann, wird immer machen, daß das Landen in der Ebne von Kap Francois nie fehlschlägt. Man muß weniger auf den Rand der Küste, als auf das weiter hineinliegende Land sein Augenmerk richten.

Dieses ist durchgängig mit Zuckerröhre bedeckt, deren Höhe, nach Verhältniß des Grades ihrer Reife, allmählig die Felder in hohe Waldungen verwandelt. Man steckt sie in Brand, entweder seine Flanken und seinen Marsch zu decken, oder um den Feind im Nachsetzen aufzuhalten, ihn zu hintergehn oder zu schrecken. In zwo Stunden Zeit läßt der Brand, statt eines mit Holz bedeckten Landes, Arten von Stoppeln oder Furchen ohne Ende sehn.

Die Scheidungen der Zuckerfelder, die dortigen Wiesen, die man Savanen nennt, und die Stellen, wo Lebensmittel hingepflanzt sind, hindern ein Heer eben so wenig in seinen Bewegungen, als die Wiesen bey uns. Anstatt unsrer Dörfer findet man da die Pflanzungen, die nicht so bevölkert, aber in größrer Menge vorhanden sind. Die dicken und nach der Schnur gezognen Zitronenhecken sind schreckender und nicht so leicht durchzusetzen als die Umzäunungen unsrer Felder. Darinn besteht der große Unterschied im Prospekte zwischen unsern und den Amerikanischen Gefilden.

Wenig Flüsse, einige Schluchten, geringe Anhöhen, ein durchgängig ebner Boden, Dämme gegen die Ueberschwemmungen, ein oder ein paar eben nicht dichte Holzungen, etliche wenige Brüche, ein Land, das bey einem einzigen Gewitterchen mit Wasser, und bey zwölf Stunden langen Sonnenschein mit Staube bedeckt ist, Flüsse von einem Tage her, die den andern Morgen versiegen: so ist, überhaupt genommen, die Ebne um Kap Francois beschaffen. In ihren Abwechselungen muß man vortheilhafte Lager finden,

ohne zu vergessen, daß in einem devensiv Kriege der Posten, den man nehmen will, dem, den man verläßt, nie zu nahe liegen kann.

Den Schriftstellern kömmt es nicht zu, den Kriegsleuten Vorschriften zu geben. Selbst Cäsar hat das geschrieben, was er gethan hatte, nicht, was geschehen müßte. Die topographischen Beschreibungen, die Schätzung der Posten, die Ueberlegung der Märsche, die Kunst zu lagern und Rückmärsche zu verrichten, die gelehrteste Theorie: alles steht unter dem Blicke des Generals, der mit den Grundsätzen in dem Kopfe, und den Materialien in der Hand, beyde auf die Umstände von Zeit und Ort anwendet, wohin ihn der Zufall versetzt hat. Das militärsche Genie, so mathematisch es auch ist, hängt von dem Glücke ab, das die Ordnung in den Verrichtungen der Verschiedenheit der angegebenen Umstände unterwirft. Die Regeln strotzen von Ausnahmen, die ein feines Gefühl gleich fassen muß. Die Ausführung verändert fast immer den Plan, und das ganze System eines Gefechts. Der Muth oder die Feigheit der Truppen; die Kühnheit des Feindes; der zufällige Erfolg der getroffenen Maaßregeln; eine unvermuthete Begebenheit; ein Gewitter, das einen Strohm anschwellt; der Wind, der einen Hinterhalt oder eine List unter einer Wolke von Staub verbirgt; Blitz und Donner, der die Pferde erschreckt, oder sich in das Krachen des Geschützes einmischt; die Beschaffenheit der Luft, deren Einfluß unaufhörlich in die Lebensgeister des Anführers und in das Blut der Soldaten wirkt: das sind alles physische oder moralische

Ele-

Elemente, die durch ihre Unbeständigkeit die am besten angelegten Entwürfe oft gänzlich umkehren.

Die Wahl des Orts zu einer Landung an der nördlichen Küste von San-Domingo falle wohin sie wolle, so wird immer die Stadt Kap-Francois der Zweck derselben seyn. Die Landung wird ohnstreitig in der Bay dieser Stadt selbst geschehen, weil die Schiffe da im Stande seyn werden, die Landmacht mit zwey Drittheilen von ihrem Schiffvolke zu vermehren, und die nöthige Artillerie, Ammunition und Lebensmittel herzugeben, um diese reiche Festung zu belagern. Auch müssen alle Bewegungen der Vertheidiger dahin abzwecken, den Feind von diesem Bollwerke der Kolonie abzuhalten. Man muß suchen die Ungleichheit der Macht durch vortheilhafte Positionen zu ersetzen. Im Augenblick der Landung muß man das Terrain dadurch streitig machen, daß man einen Anfang von Angriff aushält, ohne doch alle Truppen aufs Spiel zu setzen. Man muß sich so stellen, daß man sich zween Wege zum Rückzuge frey behalte, den einen nach dem Kap, um die nöthige Besatzung hinein zu werfen, den andern in die Pässe der Berge, um da eine Art von verschanzten Lager zu behaupten; von wo aus man die Arbeiten der Belagerung beunruhigen, und die Uebergabe der Stadt verzögern kann. Wäre sie auch eingenommen, so hätte die Sache doch noch nicht ganz ein Ende, weil es leicht wäre, den Truppen einen freyen Auszug zu verschaffen. Die Berge, wo sie hinflüchten würden, welche so beschaffen sind, daß eine Armee nicht hinkommen kann, umgeben die Ebene mit einer doppelten

ten und dreyfachen Kette. Die bewohnten Reviere in denselben sind durch sehr enge und leicht zu vertheidigende Päße gleichsam befestigt. Der vornehmste dieser Päße, der nämlich vom großen Flusse, stellt dem Feinde zwey oder drey Wasser, über die er setzen muß, und die sich von einem Berge zum andern erstrecken, entgegen. Vier bis fünf hundert Mann könnten da die größte Macht aufhalten, wenn sie nur die Vorsicht gebrauchten, das Bette des Wassers tiefer auszugraben. Bey dieser Vertheidigung könnten noch fünf und zwanzig tausend in diesen Thälern ansäßige Einwohner helfen. Da es dort der Weißen mehr giebt, als in den reichern Gegenden, und die Mäßigkeit ihrer Erndten ihnen nicht erlaubt, viele Europäische Waaren zu verzehren, so bauen sie viele Produkte, von denen sie leben, und könnten daher auch den Truppen, die ihr Land vertheidigen, welche liefern. Das ihnen abgehende frische Fleisch könnte von den Spaniern hergegeben werden, die hinter diesen Bergen zahlreiche Heerden halten.

Es kann indeß doch geschehen, daß die Standhaftigkeit der Truppen ein Ende nehme, aus Mangel an Lebensmitteln oder Ammunition, und daß sie zurück getrieben oder turnirt werden. Das machte, daß man vor einigen Jahren in Versailles darauf verfiel, eine Festung in den Gebürgen anzulegen. Der Marschall von Noailles unterstützte dieß Vornehmen mit Macht. Man dachte damals, daß man mit hie und da an der Küste angelegten Reduten den Feind zu regelmäßigen Attaquen verleiten, und ihn unvermerkt durch einen großen Verlust an Menschen,

in

in einem Himmelsstrich, wo viel mehrere durch die Krankheiten als durch Gefechte hingerafft werden, aufreiben könnte. Man wollte keine solche Festungen am Ufer mehr haben, die der Gefahr ausgesetzt wären, den Herren der Meere in die Hände zu fallen; weil sie den Einwohner nicht vertheidigen können, und dem Sieger nur zur Schutzwehr dienen, als welcher sie mit Schiffen leicht einnimmt, und behauptet, und nach seinem Willen Waffen und Truppen hinschafft und heraus nimmt, um die Besiegten damit im Zaume zu halten. Ein offnes Land, sagte man, sey besser für einen Staat, der keine Seemacht besitze, als zerstreuete und verlaßne Truppen auf verwüsteten und wegen des Klimas menschenleeren Ufern.

In dem Mittelpunkte der Insel nahm man sich also vor, ihre Vertheidigung recht gründlich anzulegen. Ein Weg von zwanzig bis dreyßig Meilen, mit Hindernissen besäet, wo jeder Marsch mit Gefechten müßte erkauft werden, worinn der Vortheil der Stellung ein Kommando einer ganzen Armee furchtbar machen würde; wo die langsame und beschwerliche Fortschaffung des Geschützes, die Schwierigkeit der Transporte und die Entfernung der Gemeinschaft mit dem Meere, kurz alles die Aufreibung des Feindes befördern müßte. So sollten gleichsam die Außenwerke der Stadt, die man anlegen wollte, beschaffen seyn. Diese Hauptstadt sollte an einem Orte angelegt werden, wo die hohe Lage, die Hitze des Himmelsstriches mäßigte und die Luft reinigte; mitten in einer Flur, die die nöthigsten Nahrungsmittel und

besonders Reis hergegeben hätte, von Heerden umgeben, die man auf den zur Vermehrung vortheilhaftesten Boden anstellen, und bis zur Zeit der Noth aufbewahren wollte; und mit den nöthigen und ihrer Größe und Besatzung angemeßnen Magazinen versehn werden. Eine solche Stadt hätte eine Kolonie, deren Reichthum nur ihre Stärke vermindert, die den Ueberfluß hergiebt ohne die Lebensnothdurft, und nur wenige Ländereybesitzer bereichert, die sie doch nicht unterhalten kann; in ein Königreich verwandelt, das sich lange allein für sich halten könnte.

Wenn der Feind sich der Küsten, die man gar nicht gegen ihn vertheidigen würde, bemächtigt hätte, und alsdenn die Produkte derselben erndten wollte, so müßte er Armeen haben, um Vertheidigungsweise gehn zu können; denn dazu würden ihn die beständigen Streifereyen vom Innern der Insel aus nöthigen sich hierauf einzuschränken. Die daselbst befindlichen Truppen, die immer eines sichern Ruckzugs gewiß wären, könnten leicht durch Beystand von Europa aus angefrischt werden; der ohne Mühe in den Mittelpunkt eines Zirkels eindringen könnte, dessen Umfang so erstaunlich groß ist; da hingegen alle Flotten Englands nicht hinreichen würden die Lücken zu ersetzen, die das Klima unaufhörlich in ihren Besatzungen machte.

Ohngeachtet der Augenscheinlichkeit aller dieser Vortheile, hat man das Vornehmen einer Festung in den Gebirgen schwinden lassen, um auf ein System zu denken, das die ganze Vertheidigung der Ko-

lonie auf den Mole St. Nikolas einschränkt. Der neue Entwurf konnte nicht ermangeln den Beyfall der Kolonisten zu erhalten; denn die sehen niemals Festungen und Besatzungen, die mehr Verheerungen als Sicherheit hervorbringen, ohne Verdruß bey ihren Pflanzungen. Sie haben eingesehn, daß wenn die ganze Macht in einem Punkt vereinigt wäre, so würden sie in ihrer Nachbarschaft an den drey Küsten nur leichte Truppen haben, die hinreichend wären um Kaper durch Batterien entfernt zu halten, übrigens aber bequeme Vertheidiger sind, die gleich ohne Widerstand weichen, oder beym geringsten Schein einer Landung sich zerstreuen oder kapituliren.

Dieser dem Privatvortheil günstige Entwurf ist auch noch der Meynung sehr einsichtsvoller Kriegsverständigen gemäß gewesen. Sie haben gemeynt, die kleine Anzahl Truppen, welche die Kolonie haben kann, die in einer so großen Insel als San-Domingo gleichsam verloren sind, könnten auf dem Vorgebirge etwas zu seyn scheinen. Dießfalls hat man Bombardopolis, als den beträchtlichsten Posten gewählt. Diese neue Stadt liegt am Ende einer grossen Ebne, deren Erhöhung ihr kühle Luft verschafft. Eine natürliche Wiese deckt ihr Gebieth, das durch Büsche von Palm- und Lorbeerbäumen geschmückt ist. Nichts kommandirt es, das zu San-Domingo etwas seltnes ist. Man könnte da eine regelmäßige und so starke Festung aufführen, als man nur Lust hätte: und wenn sie die Küsten auch nicht vor einem feindlichen Einfall schützte, so würde sie den Eroberer immer hindern sich da recht fest zu setzen.

Es

Es wäre zu wünschen, sagen Staatskundige, daß man in dem Augenblicke, da die Arbeiten am Vorgebirge angefangen worden sind, alle Festungswerke angelegt hätte, die eine so vortheilhafte Lage gestattete. Das ist ein Schatz, dessen Besitz man sich sogleich versichern mußte, als man ihn entdeckte. Wenn dieser kostbare Schlüssel von San-Domingo, ja von Amerika, in die Hände der Engländer fiele, wie dieß Unglück beym ersten Kriegsfeuer, das nicht entfernt seyn kann, sich leicht zutragen mag, so wäre dieß Gibraltar der neuen Welt für Spanien und Frankreich schrecklicher, als selbst das Europäische.

Man wundre sich übrigens nicht über die wenige Stätigkeit bey allen Maaßregeln, die man bishero zur Vertheidigung von San-Domingo getroffen hat. So lange die Sorgfalt und der Schutz sich werden auf Mittel vom zweyten Rang einschränken müssen, die die Eroberung der Insel nur aufschieben und nicht verhüten können, so läßt sich kein unveränderlicher Plan befolgen. Die festen Grundsätze gehören eigenthümlich für die Staaten, die auf ihre Seemacht rechnen können, um den Verlust ihrer Kolonien zu verhüten, oder sich ihre Wiedereroberung zu versichern. Frankreichs seine sind durch diese beweglichen Zeughäuser nicht verwahrt, die zugleich angreifen und vertheidigen können. Das Hauptland hat noch keine sattsam furchtbare Seemacht. Aber regieret es wenigstens seine entfernten Besitzungen nach den Grundsätzen einer erleuchteten und wohl eingerichteten Staatskunst? Das wollen wir jetzt untersuchen.

XXVIII.

Untersuchung der auf den Französischen Eilanden eingeführten Regierungsverfassung.

Die Brittische Regierung, die immer durch den Nationalgeist, der sich selten von dem wahren Vortheile des Staats weit entfernt, geleitet wird, hat das Eigenthumsrecht, das die Grundlage ihrer eignen Gesetzgebung ausmacht, nach der neuen Welt hinverpflanzt. In der Ueberzeugung, daß der Mensch niemals glaubt, daß er etwas recht besitze, bis er sichs gesetzmäßig erworben, hat sie, aber um einen sehr mäßigen Preis, das Land, was sie auf ihren Eilanden bauen lassen wollte, verkauft. Diese Art hat ihr die sicherste geschienen, um den Bau der Ländereyen zu beschleunigen; um die Partheylichkeiten und den Neid zu verhüten, die aus einer von den Grillen der Gunst angegebenen Vertheilung entspringen müßten.

XXIX.

Wird das Eigenthumsrecht auf den Französischen Inseln geachtet?

Frankreich hat ein dem Anschein nach edlers, im Grunde aber nicht so weises Betragen befolgt, indem es Ländereyen denen, die darum anhielten, unentgeltlich austheilte. Das Ansehn der Gönner entschied allein das Maaß und die Größe des Landes, das sie erhielten, ohne Rücksicht auf ihre Fähigkeiten oder Vermögen. Man bedingte zwar, daß sie die Anlagen noch in dem Jahre der Schenkung anfangen, und in

dem Reuten bey Strafe der Konfiskation ununterbrochen fortfahren sollten. Aber ohne die Unmöglichkeit zu rechnen, Leute, die nicht einmal die Mittel gehabt hatten, sich ein Eigenthum anzukaufen, zu den Kosten des Reutens zu zwingen; so wurde die Strafe nur denen auferlegt, die kein Vermögen besaßen und von keinem Herkommen waren, an deren Beförderung also niemand Theil nahm; oder schwachen, und verlaßnen Wayfen, denen das öffentliche Mitleiden, in dem Elende, dem der Tod ihrer Aeltern sie ausgesetzt ließ, unter die Arme hätte greifen sollen. Jeder Eigenthümer, der sich Empfehlungen oder Schutz zu verschaffen wußte, konnte sein ihm ertheiltes Land ungestraft brach liegen lassen.

Zu dieser Partheylichkeit, die den Fortgang der Kolonie merklich zurückhalten mußte, sind noch eine Menge ökonomischer Einrichtungen hinzugekommen, davon immer eine fehlerhafter war als die andre. Man hat anfänglich alle diejenigen, denen man Ländereyen gegeben, dazu verpflichtet, für jeden Sklaven, den sie in ihrer Plantage hätten, fünf hundert Kassawegruben zu legen. Dieser Befehl war so wol dem Vortheil der Privatpersonen, dadurch daß sie gezwungen waren ein schlechtes Produkt auf einen Boden der reichere tragen konnte, zu pflanzen; als dem allgemeinen Vortheil entgegen, weil dadurch die dürren Ländereyen, die nur zu dieser Art von Produkten tauglich sind, unnütz wurden. Das war ein doppelter Fehler, der den Bau aller Produkte verringern mußte. Auch ist das Gesetz, das dem Recht über sein Eigenthum nach Gutdünken zu walten Ge-

walt that, niemals strenge beobachtet worden: aber da man es nicht aufgehoben hat, so ist es immer in den Händen eines unwissenden, grillenhaften oder leidenschaftvollen Befehlshabers, der sich desselben gegen die Einwohner wird bedienen wollen, eine Geißel. Das ist doch noch das geringste Uebel, das sie der gesetzgebenden Macht vorzuwerfen haben. Der Zwang der agrarischen Gesetze wird noch durch die Frohndienste beschweret.

Es gab in Europa eine Zeit, das war die Zeit des Lehnregiments, wo die Metalle bey den öffentlichen und Privatverpflichtungen wenig zu schaffen hatten. Die Edeln dienten dem Staat mit ihrer Person, nicht mit ihrer Börse; und diejenigen unter ihren Vasallen, die sie sich durch die Eroberung gleichsam zu eigen gemacht hatten, leisteten ihnen Pflichten, theils an Produkten, theils an Arbeiten. Diese für Menschen und Ländereyen verderblichen Gebräuche mußten die Barbarey, aus der sie entsprangen, fortpflanzen. Aber sie verschwanden nach gerade, so wie die Gewalt der Könige unter der Vorspieglung der Befreyung des Volks, die Unabhängigkeit und Tyranney der Großen zu untergraben anfieng. Der zum einzigen Herrn gewordne Fürst schaffte als obrigkeitliche Person einige aus dem Rechte des Kriegs, der alle Rechte zerstöhrt, entsprungne Mißbräuche ab. Er behielt indeß noch viele dieser ungerechten Anmaßungen, die die Zeit geheiligt hatte, bey. Unter diesen haben sich die Frohndienste in einigen Staaten erhalten, wo der Adel fast alles verloren hat, ohne daß das Volk etwas dabey gewonnen hätte.

Frank=

Frankreich muß es noch erleben, daß sein Wohlstand durch diese öffentliche Knechtschaft eingeschränkt wird, deren Ungerechtigkeit man einer Ordnung unterworfen hat, gleichsam um ihr einen Schatten von Gerechtigkeit zu geben. Die Folgen dieses abscheulichen Systems sind für seine Kolonien noch schrecklicher gewesen. Der Bau der Ländereyen erfodert wegen der Beschaffenheit der Himmelsluft und der Produkte selbst mehr Eil, und kann also nicht anders als von der Abwesenheit seiner Hände außerordentlich leiden, die man fern von ihren Werkstätten bey oft unnützen, immer aber nur für müssige Hände gemachten öffentlichen Arbeiten anstellt. Wenn das Hauptland, ohngeachtet der Menge Mittel, die es in Händen hat, noch nicht dazu gelangt ist, die Plage der Frohndienste zu verbessern oder zu mäßigen; so kann es urtheilen, wie viel Ungelegenheiten jenseits des Meeres daraus entstehen, wenn die Führung dieser Arbeiten zweenen Befehlshabern anvertrauet ist, die man in der willkührlichen Ausübung einer unumschränkten Gewalt, weder leiten, noch zurechtweisen, noch einschränken kann. Aber die Last der Frohndienste ist gegen die Last der Auflagen leicht und sanft.

XXX.

Sind die Auflagen in den Französischen Eilanden gehörig auferlegt?

Man kann die Auflagen erklären, daß sie eine Beysteuer zu den öffentlichen Ausgaben sind, welche zur Erhaltung des Privateigenthums nothwendig er-

fodert werden. Der ruhige Genuß der Ländereyen und ihres Einbringens erfodert eine Macht, die sie gegen Anfälle vertheidige; eine Polizey, die die Freyheit, sie zu bauen, sicher stelle. Alles, was man zur Erhaltung dieser öffentlichen Ordnung bezahlt, ist recht und billig; was darüber erhoben wird, sind Erpressungen. Nun werden alle Unkosten, die das Hauptland für die Regierung in den Kolonien bestreiten muß, demselben durch den Zwang bezahlt, der diesen auferlegt ist, nur für dasselbe und nach der ihm anständigsten Art das Land zu bauen. Diese Unterwerfung ist die beschwerlichste von allen Zinsen, und müßte die Stelle aller Auflagen vertreten.

Man wird diese Wahrheit besser einsehen, wenn man nur ein wenig auf den Unterschied in der Verfassung, der sich zwischen der alten und der neuen Welt befindet, betrachten will. In Europa sind der Unterhalt und der Verbrauch im Lande der Hauptzweck der Land- und Manufakturarbeit: nur der Ueberschuß wird zur Ausfuhr bestimmt. Auf den Inseln muß alles fortgeschickt werden. Lebensunterhalt und Reichthümer sind beydes nur erbettelt.

In Europa raubt der Krieg dem Ackersmann und dem Manufakturarbeiter nur den auswärtigen Handel: sie besitzen noch immer den innern. Auf den Inseln richten die Feindseligkeiten alles zu Grunde. Dann giebt es da nichts mehr zu verkaufen, oder zu kaufen, und kein Vertrieb mehr. Kaum bekommt der Kolonist die Kosten heraus.

In Europa baut der Landmann, der wenig Land besitzt und keine großen Vorschüsse thun kann,

fein

sein Land verhältnißmäßig eben so vortheilhaft, als derjenige, dessen Eigenthum sehr groß, und dessen Reichthum unermeßlich ist. Auf den Inseln verlangt die Bearbeitung der geringsten Pflanzung Unkosten, wozu schon ziemlich ansehnliche Mittel erfodert werden.

In Europa ist gemeiniglich ein Bürger dem andern Bürger schuldig: der Staat verarmt durch diese innere Schulden nicht. Die Schulden auf den Inseln sind von einer andern Beschaffenheit. Verschiedene Kolonisten sind, um ihr Land reuten zu können, oder sich von den Kriegsunfällen, während welchen sie nichts verkauft hatten, zu erholen, vermittelst des Borgens dermaßen in Schulden gerathen, daß sie nicht so wol die Eigenthümer ihrer Pflanzungen, als die Pächter der Handelsleute sind.

Es mag nun das französische Ministerium diese Betrachtungen nicht angestellt haben, oder durch die Umstände weit von seinen Absichten abgeleitet worden seyn, so hat es die den Kolonien auferlegte Obliegenheit, alles Nöthige aus dem Hauptlande zu bekommen, und diesem alle ihre Produkte zu liefern, mit neuen Abgaben vermehrt. Man hat jeden Negerkopf belegt. Diese Kopfsteuer ist in einigen Besitzungen auf die Sklaven, die da arbeiteten, eingeschränkt; in einigen andern aber auf alle Sklaven ohne Unterschied erstreckt worden. Beyde Einrichtungen sind von der versammleten Kolonie auf San-Domingo bestritten worden. Wir wollen den Leser in den Stand setzen, über ihre Gründe zu urtheilen.

Die Kinder, die Kranken, die Alten, machen ungefähr den dritten Theil der Sklaven aus. Weit gefehlt daß sie dem Landmann nützlich seyn sollten, so sind die einen für ihn eine Last, die er bloß aus Menschlichkeit trägt; die andern geben ihm nur entfernte und ungewisse Hoffnungen. Es läßt sich schwerlich einsehen, wie der Fiskus eine Abgabe von einer Sache habe verlangen können, welche Kosten verursacht, statt daß sie etwas abwerfen sollte.

Die Kopfsteuer der Negern erstreckt sich jenseits des Grabes; das heißt, sie liegt auf einen Kopf, der nicht mehr vorhanden ist. Ein Sklav mag nach geschehener Schatzung sterben; so muß der Koloniste, der schon durch den Schaden an seinem Einkommen, schon durch den Schaden an seinem Kapital unglücklich ist, noch eine Abgabe bezahlen, die ihm seinen Verlust in den Sinn bringt und die Härte desselben vermehrt.

Selbst die arbeitenden Sklaven sind kein richtiges Maaß zur Schätzung des Einkommens. Mit wenigen Negern bekommt man auf einem vortreflichen Boden mehr Produkte, als eine größere Anzahl auf mittelmäßigem oder schlechtem Boden erzielen. Die Produkte, woran die mit gleicher Steuer belegten Menschen arbeiten, haben nicht alle einen gleichen Werth. Der Uebergang von dem Bau des einen zu dem Bau des andern, den der Boden manchmal heischt, erzeugt Zeiten, wo die Arbeiten nichts abwerfen. Die Dürre, die Ueberschwemmungen, die Feuersbrünste, die verzehrenden Insekten machen dieselben oft fruchtlos. Bey übrigens gleichen Umständen verfertigt eine geringere

ringere Anzahl Arbeiter eine verhältnißmäßig geringere Menge Zucker; theils wegen des Vortheils an Zeit, wenn viel auf einmal gemacht wird; theils weil die Arbeiten nur alsdenn recht einträglich sind, wenn man den günstigsten Augenblick dazu ergreifen kann.

Die Kopfsteuer für die Negern wird durch den Krieg noch unerträglicher. Ein Koloniſt, der ohne Ausweg für seine Produkte gezwungen ist, sich in Schulden zu stecken, um sein Leben zu fristen und sein Land im Stande zu erhalten, ist noch genöthigt ein Kopfgeld für Sklaven zu bezahlen, deren Arbeit kaum ihren Unterhalt einbringt. Oft hat er noch dazu den Verdruß, gezwungen zu seyn, sie für die eingebildeten Bedürfnisse der Kolonie, weit von seiner Pflanzung zu verschicken; sie da auf seine Kosten zu unterhalten, und fruchtlos umkommen zu sehen; unter der traurigen Nothwendigkeit, ihre Stelle einstens, wenn er seine ungenutzt liegenden und gleichsam verschwundenen Grundstücke wieder beleben will, zu ersetzen.

Die Last der Kopfsteuer war für die von der Kolonie abwesenden Einwohner noch lästiger, als welche dreymal so viel bezahlen mußten als die andern; eine um so ungerechtere Erschwerung, da Frankreich wenig daran gelegen war, ob seine Waaren innerhalb dem Königreiche oder in den Inseln verzehrt würden. Meynte es die Auswanderung aus den Kolonien zu hemmen? Nur durch eine sanfte Regierung, nicht aber durch Verbothe und Strafen fesselt man die Einwohner eines Landes an dasselbe. Zudem mußten

Men-

Menschen, die durch gefährliche Arbeiten, unter einem brennenden Himmel, den Flor des Staats vermehrt hatten, das Vergnügen genießen, ihr Leben in den gemäßigten Gegenden des Hauptlandes zu endigen. Was konnte wohl geschickter seyn als das Schauspiel ihres Vermögens, um den Ehrgeiz und die Thätigkeit einer Menge müssiger Menschen rege zu machen, die alsdenn der Staat zum Besten des Arbeitstriebes und der Handlung los würde.

Beyden aber ist nichts schädlicher als eben diese Kopfsteuer. Die Nothwendigkeit zu verkaufen zwingt den Kolonisten den Preis seiner Waare herab zu setzen. Der geringe Preis kann zwar vortheilhaft seyn; wenn er die Folge eines großen Ueberflusses und einer außerordentlichen Lebhaftigkeit in Betreibung der Geschäfte ist. Aber alles ist verloren, wenn man gezwungen ist, beständig an den Waaren zu verlieren, um die Auflage immerfort zu bezahlen. Die Kameralgefälle sind wie ein Geschwür, wo das todte Fleisch das frische Fleisch aufzehrt. So wie das Blut durch den Umlauf in eine Wunde tritt, so fault es und dient zu ihrer Unterhaltung. Der Handel versiegt in den Kanälen des Fiskus, der immer empfängt ohne je heraus zu geben.

Endlich ist die Auflage, von der wir reden, sehr schwer zu erheben. Es muß jeder Eigenthümer, der Sklaven hält, nothwendig alle Jahre ihre Zahl angeben. Die nicht angegebenen Negern muß man konfisciren; eine thörichte Gewohnheit, da der landbauende Neger ein Kapital ist, und der Landbau durch seine Konfiskation verringert, ja der Gegenstand selbst,

wes-

weswegen die Auflage gesetzt worden, vernichtet wird. Auf die Art entsteht in den Kolonien, wo nichts blühen kann, als durch die tiefste Ruhe, ein zerstöhrender Krieg zwischen der Kammer und dem Landmann. Die Prozesse häufen sich an; die Absetzungen von den Gütern werden häufig, die strengen Mittel nothwendig, die Kosten beträchtlich und verderblich.

Ist die auf den Kopf der Negern gelegte Steuer in ihrer Ausdehnung ungerecht; in ihrer Vertheilung ungleich; und verwirrt in ihrer Beytreibung: so ist die Abgabe, welche auf den aus der Kolonie gehenden Produkten liegt, nicht weniger tadelnswürdig. Die Regierung hat dazu geschritten, in der Ueberzeugung, diese neue Auflage würde gänzlich durch den Konsumenten oder durch den Kaufmann getragen werden. Kein Irrthum kann in der Staatswirthschaft so gefährlich seyn als dieser.

Die Handlung des Konsumirens giebt kein Geld, um die Sachen, die man konsumirt, zu bezahlen. Der Konsument erhält dasselbe durch seine Arbeit; und alle Arbeit, wenn man der Kette nachgeht, wird durch die ersten Eigenthümer des Einbringens der Ländereyen bezahlt. Also kann eine Waare unmöglich eine beständige Preiserhöhung erhalten, ohne daß die andern nicht nach Verhältniß steigen sollten. Nach dieser Einrichtung findet dafür gar kein Gewinn statt. Ist dieß Gleichgewicht aufgehoben, so wird die Konsumirung des theurer gewordenen Produkts nothwendig abnehmen, und wenn das geschieht, ihr Preis fallen. Ihre Vertheurung wird nur einen Augenblick gedauert haben.

Der Kaufmann wird eben so wenig im Stande seyn, die Auflage über sich zu nehmen, als der Konsument. Er wird wohl zwey bis drey mal den Vorschuß dazu thun können; aber wenn er an den belegten Waaren nicht den natürlichen und nothwendigen Profit hat, so wird er bald aufhören damit zu handeln. Wenn man hoffte, die Konkurrenz werde ihn zwingen, die Bezahlung der Auflage von seinem Profite zu bestreiten: so setzt man alsdenn voraus, daß er einen zu starken Profit nahm, und daß die Konkurrenz, die damals nicht hinreichend war, zunehmen werde, wenn der Profit abgenommen hat. Waren hingegen die Dinge, wie sie sollten, und der Profit nur eben hinreichend, so nimmt man alsdenn an, daß die Konkurrenz noch bestehen wird, obgleich der Profit, aus dem sie entsprang, nicht mehr besteht. Man muß alle diese Ungereimtheiten annehmen, oder eingestehen, daß der Landmann auf den Inseln die Auflage bezahlt, sie mag aus der ersten, zweyten, oder hundertsten Hand erhoben werden.

Aber weit gefehlt, daß man den Landbau der Kolonien dergestalt durch Auflagen erschwerte, müßte man ihn durch Freygebigkeiten ermuntern, weil durch den eingeschränkten Zustand, worinn man den Handel der Kolonien hält, alle diese Freygebigkeiten, nebst allen Früchten, die sie erzeugt hätten, nothwendig wieder in das Hauptland flössen.

Wenn indeß der Zustand eines durch seine Unfälle und seine Fehler in Rückstand gekommnen Staats nicht erlaubt Beystand zu geben, und Lasten zu erleichtern; so könnte man sich den bessern Regierungs-

an-

anstalten dadurch nähern, wenn man zum wenigsten die Bezahlung der Auflagen in den Kolonien abschaffte, um das Einkommen derselben in dem Hauptlande zu erheben. Dieß neue Verfahren wäre beyden Welttheilen angenehm.

Nichts kann dem Amerikaner so schmeicheln, als ihm alles dasjenige aus den Augen zu rücken, was ihm seine Abhängigkeit ankündigt. Der Zudringlichkeit der Einnehmer wird er müde; und er haßt daher eine beständige Steuer, und fürchtet sich vor ihrer Erhöhung. Umsonst sucht er die Freyheit, die er glaubte zwey tausend Meilen von Europa gefunden zu haben. Er erbittert sich über das Joch, das ihn durch die Stürme des Weltmeers verfolgt. Er nagt murrend an den Ueberresten seines Gebisses, und denkt nur mit Verdruß an ein Vaterland, das, unter dem Namen einer Mutter, sein Blut von ihm verlangt, statt ihn zu ernähren. Benehmt ihn den Anblick und das Bild seiner Fesseln. Laßt seine Schätze dem Hauptlande erst bey der Ausladung einen Zoll abgeben: so glaubt er, er sey frey und genieße Vorrechte, wenn er schon durch die Abnahme des Werths seiner Waaren, oder den Ueberschuß des Preises, den er für die Europäischen wird bezahlen müssen, in der That rückschlagsweise, die ganze Last der ihm unbekannten Abgabe trägt.

Die Seefahrer werden einen Vortheil dabey finden, Auflagen von der Waare nur dann zu bezahlen, wenn sie nunmehro, ohne Risko, in vollem Werthe, an den Ort ihrer Bestimmung angelangt ist, und ihnen die Summe ihrer Kapitalien, samt

dem

dem Profit, wieder zu Händen bringt. Sie werden nicht den Verdruß empfinden, dem Fürsten selbst die Gefahr des Schiffbruchs abgekauft zu haben, wenn sie unterweges eine Ladung verlieren, von der sie den Zoll beym Einladen bezahlt haben. Im Gegentheil werden ihre Schiffe den Belang des Zolles an Waaren mitbringen, und da der Werth der Produkte durch die Reise ungefähr um ein und zwanzig Procent erhöht worden ist, so wird die Auflage nicht so stark scheinen.

Endlich wird der Konsument selbst dabey gewinnen, denn unmöglich kann der Koloniſt und der Kaufmann sich wohl bey einer Einrichtung befinden, ohne daß er mit der Zeit nicht einigen Profit davon haben sollte. So bald alle Auflagen auf eine einzige werden gesetzt seyn, so wird es weniger Formalitäten, weniger Beschwerlichkeiten, weniger Aufenthalt, weniger Kosten brauchen; und folglich wird die Waare wohlfeiler gegeben werden können.

Selbst der Staat könnte dabey einen beträchtlichen politischen Vortheil finden. Nach dieser neuen Einrichtung gäbe es ein zum Schein von allen Abgaben befreytes und eine gänzliche Freyheit genießendes Land. Eine solche Begebenheit würde zumal zu einer Zeit, da die englischen Kolonien unter der Last neuer Auflagen seufzen, Aufmerksamkeit erregen. Dieser Kontrast würde das Uebel dieser noch unerträglicher machen. Ihr Murren und ihre Kühnheit würde keine Schranken kennen. Sie gewönnen Zutrauen gegen eine Regierung, die sie bis dahin der Tyranney beschuldigt haben; und wenn eine Empörung in

Nord-

Nord-Amerika entstünde, so würde dieß große Land sich nicht so sehr davor fürchten, sich unter den Schuß von Frankreich zu begeben *).

Dieses mäßigungsvolle System, dazu alles anzurathen scheint, wird ohne Mühe eingeführt werden können. Alle Produkte der Inseln stehen bey ihrem Eintritt ins Königreich unter einem Zoll, der unter dem Namen des Occidentalischen Domäns bekannt, und auf drey und ein halb Procent, nebst einem Zehntheil der zu bezahlenden Summe Ueberschuß gesetzt ist **). Ihr Werth, der zur Bestimmungsregel der Abgabe dient, wird in den Monathen Januar und Julius festgestellt. Man setzt ihn zwanzig bis fünf und zwanzig Procent unter den wahren Kurs derselben an. Ueberdem gestattet die Occidentalische Kammer eine stärkere Tara, als der Verkäufer im Handel. Man füge nun zu dieser Auflage die ungefähr eben so viel betragende, die die Produkte in den Zollhäusern der Kolonien bezahlen müssen, und dann, was im Innern der Kolonie gezahlt wird, hinzu: so wird die

---

*) Diese Spekulation ist ein wenig zu weit getrieben. Die englischen Kolonien sind zu erleuchtet, um nicht zu wissen, daß die Tyranney der französischen Regierung anderswo noch liegt, als bloß in den Abgaben; und werden sich daher immer freuen, nicht darunter zu stehen, immer hüten nicht darunter zu kommen, wenn sie gleich Ursache haben, ihre eigne Regierung für nicht minder tyrannisch gegen sie gesinnt anzusehen.

**) Das macht eigentlich $3\frac{17}{20}$ Procent.

die Regierung das ganze Einkommen erhalten, was es aus seinen Besitzungen in der neuen Welt zieht.

Wäre dieß Geld mit den andern Einkünften des Staats vermischt, so könnte man besorgen, daß es nicht zu seiner Bestimmung, welche lediglich die Beschützung der Inseln seyn muß, verwendet würde. Die Bedürfnisse des königlichen Schatzes würden es unfehlbar einen andern Gang gehen lassen. Es giebt in dem Uebel kritische Augenblicke, welche nicht erlauben genau zu überlegen, wie gefährlich das Mittel sey, das man dagegen brauchen will. Die dringendste Nothwendigkeit reißt alle Aufmerksamkeit an sich. Alsdenn ist vor der willkürlichen Gewalt, wenn sie von der augenblicklichen Noth angeleitet wird, nichts geschützt. Das Ministerium nimmt und leert immer aus, in der falschen Hoffnung eines neuen Ersatzes, welcher durch neue Bedürfnisse unaufhörlich aufgeschoben wird. Wäre es also, diesen Betrachtungen zu folge, nicht durchaus nöthig, daß die zum Empfang der auf die Produkte der Kolonien liegenden Auflagen bestimmte Kasse gänzlich von den Pachtungen des Reichs abgesondert wäre? Das Geld, das da immer gleichsam heilig verwahrt läge, würde die Kosten dieser Besitzungen bestreiten. Der Koloniste, der beständig Kapitalien nach Europa zu schicken hat, gäbe sie gern für Wechselbriefe, so bald er versichert wäre, daß sie weder Verzögerungen noch Schwierigkeit anträfen. Diese Art von Bank würde gar geschwind eine neue Verkehrsverbindung zwischen dem Hauptlande und den Kolonien errichten. Der Hof würde die Lage der öffentlichen Angelegenheiten in ent-

fern.

fernten Ländern genauer kennen lernen: er würde einen Kredit wieder erhalten, den er seit langer Zeit verloren hat, er mag ihn, und zumal in Kriegszeiten, so nöthig brauchen, als er nur immer will. Wir wollen die Untersuchungen über die Abgaben nicht weiter hinaus treiben: und zu dem schreiten, was die Miliz betrifft.

XXXI.

Ist das Milizwesen in den französischen Inseln wohl eingerichtet?

Die französischen Eilande hatten so wenig als die den andern Nationen gehörigen ursprünglich gar keine reguläre Truppen. Die Ebenteurer, die sie erobert hatten, sahen das Recht sich selbst zu vertheidigen als ein Vorrecht an; und die Abkömmlinge dieser tapfern Leute hielten sich für stark genug, ihre Besitzungen zu bewahren. Was brauchten sie auch in der That abzuwehren als einige Fahrzeuge, welche Matrosen und Soldaten ans Land setzten, die eben so wenig von Kriegszucht wußten, als die Einwohner, die sie anfallen wollten.

Alles hat sich verändert und verändern müssen. Da man voraus gesehen hat, daß diese durch ihre Reichthümer beträchtlich gewordenen Besitzungen über lang oder kurz durch europäische Heere, die man auf zahlreiche Flotten hinsendete, angegriffen werden würden: so hat man auch andere Vertheidiger hinversetzt. Der Ausgang hat dargethan, daß einige zerstreuete Bataillons gegen die Land- und

Seemacht von England nicht zulänglich wären. Der Koloniste selbst hat eingesehen, daß seine Bemühungen nicht im Stande wären, die Revolution aufzuschieben. Er hat besorgt, der siegende Feind möchte ihm ein unnützes Hinderniß bezahlen lassen; und man hat gesehen, daß er weniger zum Fechten geneigt als auf die Folgen der Kapitulation bedacht sey. Bald hat er als politischer Rechenkünstler eingesehen, daß sich die kriegerischen Verrichtungen nicht mehr für seinen ohnmächtigen Zustand schickten; und er hat Geld gegeben, um von einer Mühe befreyet zu seyn, die ursprünglich rühmlich, nachher aber in eine beschwerliche Sklaverey ausgeartet war. Die Miliz ist 1764 abgeschafft worden.

Diese Gefälligkeit hat den Beyfall aller derjenigen erhalten, die diese Einrichtung nur als ein Mittel ansahen, die Kolonien gegen jeden fremden Angriff zu decken. Sie haben mit Recht gedacht, es sey abgeschmackt, von Menschen, die, um zu einem großen Vermögen zu gelangen, unter einem sengenden Himmel alt geworden sind, zu fordern, daß sie sich denselben Gefahren bloß stellen, als wie jene unglücklichen Schlachtopfer unsers Ehrgeizes, die alle Augenblicke ihr Leben um fünf Kreuzer des Tages aufs Spiel setzen. Ein solches Opfer schien ihnen der Natur zu sehr entgegen, als daß man es vernünftiger Weise erwarten könnte; und sie haben dem Ministerium Beyfall gegeben, welches eingesehen hat, daß man eine so eitle und beschwerliche Vertheidigung aufgeben müsse.

Die

Die Beobachter, denen die Besitzungen in der neuen Welt besser bekannt sind, haben nicht so günstig von dieser Neuerung geurtheilt. Die Miliz, sagen sie, ist nothwendig, um die innre Polizey der Inseln zu erhalten; die Rebellion der Sklaven zu verhüten; den Streifereyen der flüchtigen Negern Einhalt zu thun; die Zusammenrottirung der Spitzbuben zu verhindern; die Rhederey zu beschützen; die Küsten gegen die Seekaper zu decken. Wenn die Kolonisten nicht in Korps abgetheilt sind, wenn sie weder Anführer noch Fahnen haben, wer wird alsdenn unter ihnen seinen Nachbarn zu Hülfe ziehen? Wer wird ihnen Nachricht geben? Sie anführen? Auf welche Art werden jene Harmonie, jene Vereinigung auf einen Zweck, ohne welche nichts gehörig geschieht, entspringen?

Diese Betrachtungen, auf die, so auffallend, so natürlich sie auch sind, der französische Hof dennoch nicht gedacht hatte, bewogen ihn geschwinde andere Maaßregeln zu treffen. Er hat die Miliz schleuniger wieder errichtet, als er sie abgeschafft hatte. Gleich im J. 1766 hat man sich derselben, ohne merklichen Widerstand, auf den Windinseln unterzogen, obgleich, wenn man die neuen Auflagen, die nun keinen Zweck mehr hatten, hätte fortdauren lassen, den Einwohnern Ermunterungen dazu ertheilt werden konnten. San-Domingo hat gegen diesen Misbrauch einer höchsten Macht, die in ihren Maaßregeln gar zu übereilt und zu unbeständig ist, als daß sie nicht Murren erregen sollte, lebhaft protestirt.

Ein philosophischer Minister, der den Widerstand sah, den die Einwohner von San-Domingo der Wiederherstellung einer gezwungenen Miliz entgegen stellten, schlug vor, sie zu einer Freywilligen zu machen. Er zweifelte nicht, daß die Lockung irgend eines Nutzens oder einer Ehre nicht die halbe Kolonie bewegen sollte, sich alsbald anwerben zu lassen; da denn die übrigen durch das Beyspiel gereizt werden würden, das als eine Ehre zu suchen, was man als ein Joch verabscheuete. Aber dieß Mittel, so schön es auch ließ, und so wirksam es gewesen wäre, stritt zu wesentlich gegen die Einförmigkeit in der Art, wie Inseln, die einer Macht unterworfen sind, regiert werden müssen. Dieser Vorzug hätte den Keim zu einem Neide, zu einer Uneinigkeit abgegeben, die den Kolonien oder selbst dem Hauptlande über lang oder kurz verderblich geworden wären.

Ohne daß man also diese Kunstgriffe einer feinen Staatskunst gebraucht hätte, ist der Kriegsdienst in San-Domingo wieder eingeführt worden; aber das ist mit so einem Widerwillen, mit so einer auf Klaggründe beruhenden Abneigung geschehen, daß man sie nicht früh genug besänftigen kann. Jedermann weiß, daß die Miliz der bürgerlichen Freyheit außerordentlichen Zwang anthut, auf die man in den Inseln eifriger hält als in Europa, wo man nichts hört, als: der Landesherr will es so haben. Sie setzen den Bürger einer Menge Druckungen aus. Das Elend, das sie verursacht haben, hat für diese Art von Knechtschaft einen Abscheu eingeflößt, über

den

den sich nur Tyrannen oder Sklaven verwundern können. Man muß, wo möglich, die Eindrücke des Vergangenen in Vergessenheit bringen, und alle Besorgniß wegen der Zukunft stillen. Der Regierung kömmt es ihrer Seits zu, durch Nachgeben und Mäßigung aller Unruhe der Kolonisten ein Ende zu machen; indem sie in der Einrichtung der Miliz alle Veränderungen trift, die sich mit der Polizey und Sicherheit, derentwegen sie angelegt ist, vereinigen lassen. Das Glück der Völker, die man beherrscht, muß man bey dem Gebrauch der Gewalt vor Augen haben. Wenn der Landesherr nicht auf diesen Zweck los arbeitet, so wird er nur auf Metallen und Registern leben, die die Zeit bald abnutzt, oder die Nachkommenschaft nicht achtet. Umsonst erhebt die Schmeicheley den Fürsten prächtige und häufige Denkmähler. Des Menschen Hand führt sie auf, aber das Herz weihet sie. Die Liebe drückt darauf das Siegel der Unsterblichkeit. Ohne sie zeigen die öffentlichen Ehrendenkmähler nur die Niederträchtigkeit des Volks, nicht aber die Größe des Herrn. Es giebt in Paris eine Bildsäule, welche alle Herzen mit einer Empfindung von Zärtlichkeit durchschauert. Alle Augen wenden sich auf dieß Bild väterlicher und fürstlicher Huld. Die Thränen der Unglückseligen rufen sie stillschweigend unter dem Drucke an. Man segnet insgeheim den Helden, der durch sie verewigt seyn soll. Alle Stimmen vereinigen sich nach zwey hundert Jahren um sein Lob zu feyern. Aus dem Innersten von Amerika beruft man sich auf seinen Namen. In aller Herzen protestirt er gegen den Miß-

brauch der Gewalt; präscribirt er gegen die Eingriffe in die Rechte des Volks; verspricht er den Unterthanen die Vergütung aller Uebel, die Verbesserung des Guten; verlangt er beydes von den hohen Staatsbedienten.

XXXII.

Ist die Theilung der Erbschaften auf den französischen Eilanden auf eine vortheilhafte Art eingerichtet?

Wer sollte es wohl glauben? Ein Gesetz, das von der Natur selbst eingegeben zu seyn scheint; das dem Herzen des gerechten und guten Mannes zuerst einkommt; das anfänglich nicht den geringsten Zweifel in Ansehung seiner Richtigkeit und Nutzbarkeit, in dem Gemüthe zurück läßt: dieß Gesetz ist bisweilen der Aufrechterhaltung unserer Gesellschaften zuwider; es hemmt den Flor der Kolonien, leitet sie von dem Zweck ihrer Bestimmung ab, und bereitet von fern her ihren Fall und ihren Untergang. Dieß Gesetz, wer sollte das denken, ist die Theilung zu gleichen Theilen unter den Kindern oder Miterben. Dieß so natürliche Gesetz will in Amerika abgeschafft seyn.

Bey Entstehung der Kolonien war diese Theilung nothwendig. Man mußte unermeßliche Gegenden urbar machen. Konnte man das ohne Bevölkerung? Und wie konnte man ohne Eigenthum Menschen in jenen entfernten und wüsten Gegenden fest halten, die mehrentheils ihr Vaterland nur darum verlassen hatten, weil sie da kein Eigenthum besaßen?

Wenn

Wenn die Regierung ihnen Ländereyen verweigert hätte, so hätten diese Ebentheurer von Klima zu Klima welche gesucht, unter der Verzweifelung unzählige Besitzungen anzulegen, deren keine den Bestand gewonnen hätte, durch den sie allein dem Hauptlande nützlich werden können.

Aber seitdem die anfänglich gar zu weit ausgedehnten Güter durch eine Folge von Erbschaften und unterabgetheilten Theilungen auf das rechte Maaß, welches die Mittel zum Ackerbau verlangen, gesetzt worden sind; seitdem sie eingeschränkt genug sind, um nicht durch den Mangel an einer ihrer Größe angemeßnen Bevölkerung brach liegen zu bleiben, so würde eine fernere Theilung der Ländereyen sie nur auf ihr erstes Nichts zurücksetzen. In Europa zieht ein unbekannter Bürger, der nur einige Aeckerländereyen hat, oft mehr Nutzen aus diesem kleinen Stück Landes; als ein reicher Mann von dem unermeßlichen Gebiethe, das die Geburt oder das Glück ihm zugewandt hat. In Amerika aber verlangt die Beschaffenheit der Produkte, die einen hohen Werth haben, die Ungewißheit der in den Arten nicht sehr verschiednen Erndten, die Menge Sklaven, Vieh, Geräthschaft, die zu einer Pflanzung nöthig sind, beträchtliche Reichthümer, die man in einigen Kolonien nicht mehr hat, und die man bald in keiner mehr haben wird, wenn die Theilung der Erbschaften fortfährt die Ländereyen in kleine Bißchen zu zerstücken.

Gesetzt ein Vater hinterläßt bey seinem Tode eine Erbschaft von zehn tausend Thlr. jährlicher Einkünfte.

Seine Nachlassenschaft wird unter drey Kindern zu gleichen Theilen vertheilt. Macht man drey Pflanzungen daraus, so sind sie alle drey zu Grunde gerichtet, der eine, weil man ihm die Gebäude wird haben theuer bezahlen lassen, und er verhältnißweise weniger Neger und Ländereyen erhalten hat; die andern beyden, weil sie ihr Erbtheil nicht verarbeiten können, wenn sie nicht bauen lassen. Sie werden ferner alle drey zu Grunde gehn, wenn die ganze Pflanzung einem von den dreyen zufällt. In einem Lande, wo der Gläubiger den schlimmsten Stand unter allen hat, sind die liegenden Gründe auf einen unmäßigen Preis gestiegen. Derjenige, der alles behalten wird, kann sich glücklich schätzen, wenn er nicht mehr als den ganzen reinen Ertrag der Pflanzung an Interessen zu bezahlen braucht. Da nun selbst leben das erste Gesetz ist, so wird er dabey anfangen selbst zu leben und nicht zu bezahlen. Seine Schulden werden sich häufen. Bald wird er nicht im Stande seyn zu bezahlen, und aus der Unordnung, die diese Lage der Dinge verursachen muß, wird der Untergang aller Miterben entspringen.

Die Abschaffung dergleichen Erbtheilung ist das einzige Mittel gegen diese Unordnung. Es ist Zeit, daß die heut zu Tage einsichtsvollere Regierung einsehe, daß seine Kolonien mehr eine gewisse Einrichtung der Dinge als der Personen sind. Ihre Weisheit wird ihr gehörige Entschädigungsmittel für diejenigen an die Hand geben, die sie einiger maßen dem öffentlichen Flor zum Besten wird beraubt und aufgeopfert haben. Sie muß ihnen die Mittel

zu

zu leben, durch die dieser Art Menschen einzigen möglichen Arbeit, verschaffen, indem sie sie auf andre Ländereyen versetzt, und sie ist es sich selbst schuldig neue Reichthümer durch ihren Fleiß zu erwerben.

St. Lucia und Guyana bothen kurz nach dem Frieden einen schönen Augenblick dar zur hier vorgeschlagenen Verbesserung. Frankreich mußte diese vielleicht ihres gleichen nicht habende Gelegenheit zur Abschaffung des Theilungsgesetzes nutzen; indem es denen, die man ihrer Hoffnungen beraubt, die Ländereyen, die man urbar machen wollte, und zugleich zu Bestreitung der Kosten bey der Urbarmachung die ungeheuren Summen, die man ohne Nutzen darauf verwandt hat, ausgetheilt hätte. Menschen, die an das Klima gewöhnt, mit dem einzigen Landbau, den man zur Absicht haben konnte, bekannt; durch das Beyspiel, den Beystand und den Rath ihrer Familie aufgemuntert gewesen wären; und denen endlich die Sklaven, die ihnen der Staat geliefert, geholfen hätten; waren viel geschickter als die im Kothe von Europa aufgelesenen Landstreicher, den Grad des Wohlstandes und des Flors in neue Kolonien zu bringen, den man sich davon versprechen sollte. Zum Unglücke sah man nicht ein, daß die ersten Pflanzörter in Amerika nothwendig von selbst langsam mit einem großen Verlust an Menschen, oder mit Hülfe einer außerordentlichen Tapferkeit und Geduld, weil sie keine Mitwerbung gegen sich hatten, entstehen mußten, daß aber die neuen Besitzungen nur durch dem Weg der Zeugung entstehen können, wie ein neuer Schwarm

aus

aus einem alten entspringt. Das Uebermaaß der Menschenzahl auf einer Insel muß in eine andre überlaufen; und der Ueberfluß einer reichen Kolonie, einer werdenden Völkerschaft das Nöthige verschaffen. Das ist die natürliche Ordnung, die die Staatsklugheit den See- und handelnden Mächten vorschreibt. Jedes andre Mittel ist unvernünftig, und bringet nur Stöhrung hervor. Weil der Hof zu Versailles einen so natürlichen und fruchtbaren Grundsatz nicht befolgt hat, so darf er deswegen den Vorschlag den fernern Theilungen der Ländereyen Einhalt zu thun nicht verwerfen. Wenn die Nothwendigkeit dieses Gesetzes erwiesen ist, so muß man es geben, wenn die Zeit dazu schon nicht so günstig ist, als die, die man hat aus den Händen schlupfen lassen. Wenn man dem Verfall der Pflanzungen durch die Abschaffung der Theilung, die ihnen alle Mittel, neue zu erzeugen, abschneidet, wird abgeholfen haben, so kann man sie zwingen, die Schuldenlast, durch die sie erdrückt werden, abzuschoßen *).

XXXIII.

---

*) Die Projekte des Verf. werden nicht alle zur Ausübung kommen, und noch weniger dürften unsre Widerlegungen derselben ihre Ausführung verhindern: Also könnten wir den in diesem Abschnitte behaupteten Satz unangemerkt vorbey gehn lassen. Allein wir können nicht zugeben, daß unsere Leser in den Irrthum geleitet werden, als könne je ein billiges, ein gutes Gesetz schädlich seyn, und müsse durch ein unbilliges abgeschafft werden. Das Gesetz der gleichen Theilung der Erschaften unter den Kindern oder gleich nahen Miterben ist den Kolonien nicht schädlich, der Verf. sage, was er will, und im Grunde

XXXIII.

Hat man weislich für die Bezahlung der von den französischen Eilanden gemachten Schulden gesorgt?

Die französischen Eilande können so wol als die an-

Gründe beweiset ers auch nicht. Erstlich wenn es wahr wäre, daß diejenigen, die die Erbschaft in Natur oder in Gelde theilen, dadurch zu Grunde giengen, so würden sie unter sich eine Einrichtung treffen, die das verhütete, ohne daß die gesetzgebende Gewalt sich drein zu mengen brauchte. Man lasse den Menschen doch nur seinem Triebe zum Glücke folgen; er wird gewiß sicherere Wege dazu finden, als die, die ihm eine von seinen Umständen nichts wissende gesetzgebende Gewalt vorschreiben kann. Entweder solche Miterben werden eine Pflanzung vereint administriren, und verfahren wie Kaufleute, die in Gesellschaft handeln: Oder wenn sie einer annimmt, so werden sich die andern an einer geringern Herausgabe, oder einem geringern Zins begnügen müssen, als das sonst übliche, um nicht alles zu verlieren. Freylich muß der Miterbe einer unter dreyen getheilten Pflanzung von 10,000 Thlr. Einkünften, sich nicht einbilden, wenn er sie annimmt, die 10,000 Thlr. gehören ihm, und darnach leben. Allein auch dieß lernt sich schon, oder man müßte annehmen, die Amerikanischen Kolonisten besäßen gar keinen Menschenverstand. Am öftersten würde aber der Fall eintreten, wo solche Miterben mit einem viel weniger als ihr eigentliches Erbtheil betragenden, aber auf einmal ausgezahlten Kapital zufrieden wären, und damit neue Grundstücke in derselben oder in andern Kolonien besetzten. Denn freylich hat der Verf. darinn Recht, daß anjetzt auf den Inseln und zwischen den Wendezirkeln neue Kolonien nicht von Europa, sondern von Amerika aus angelegt werden müssen. Allein wir wollen annehmen, das lasse sich so nicht thun;

andern nur durch Negern gebaut werden. Ihr Kli-
ma

thun; die gemeinschaftliche Verwaltung sey deswegen schimärisch, weil sich die Miterben nicht darum vertragen würden, und die Abfindung mit einem Kapitale, auch weil das Geld auf den Inseln rar, und die Zinsen sehr hoch sind, so folgt bey weiten daraus nicht, daß dieß Gesetz schädlich sey. Um das zu behaupten, müßte man erstlich erweisen, daß die gegenwärtige Haushaltung auf den Inseln die einzige sey, die in Ausübung gebracht werden könnte. Allein das ist gewiß nicht, und so Gott will, wird und kann sie nicht so bleiben, wie sie anjetzt ist. Der Erfolg der gleichen Erbtheilung ist eine größre Bevölkerung, und hierinn zeigt sie eben ihren politischen Vorzug vor dem andern hier vorgeschlagenen tyrannischen und ungerechten Gesetze. Eine größre Bevölkerung muß einen größern Fleiß erzeugen, und es könnte wol seyn, daß eine in drey Theile getheilte Pflanzung unter dreyen emsigen Eigenthümern doppelt so viel einbrächte, als vorher unter dem einen. Jede Pflanzung will aber, sagt man, ihre Gebäude, ihre zum Zucker sieden, zum Indig bereiten u. s. w. nöthige Gerathschaft haben. Und warum muß das alles unter einem Eigenthümer gleichsam durch eine Hand geschehen? Die Manufakturen gewinnen bloß dadurch einen großen Fortgang bey uns, wenn man sie simplificirt. Sie könnten da auch simplificirt werden; es entstünden Zuckermüller, Zuckersieder und Zuckerpflänzer; und so in Ansehung aller übrigen Produkte der Inseln. Jeder hielte dazu seine Leute, und lebte von dem ihm eignen Arbeitszweige recht gut. Alle Hinderniße, die dieser Einrichtung entgegen zu stehn scheinen, ließen sich heben, wie sich so manche noch weit größre Schwierigkeiten in ähnlichen Fällen bey uns haben aus dem Wege räumen lassen. Das wäre das Mittel die Inseln gehörig mit Menschen zu besetzen. Laß seyn, daß in der er-

sten

ma zwingt sie Ackerleute zu kaufen *). Um sich welche zu verschaffen, werden Kapitalien erfodert; und die

---

sten Zeit die Hauptländer etliche Millionen Pfund Zucker weniger bekämen. Sind die Inseln, sind die Menschen darauf bloß dazu geschaffen unsre Ueppigkeit in Europa recht zu sättigen; müssen alle Gesetze, die man ihnen von da aus giebt, darauf abzwecken; sollen da immer Negern wie das Vieh unter Anführung einiger Europäer, die wir bloß als Werkzeuge unsrer Lüste und Habsucht hinschicken, arbeiten? Ist dieß: so wäre zu wünschen, daß das Meer diese Inseln, und zumal alle diejenigen unter uns, die an ihrem Elende schuld sind, und es befördern, verschlänge, daß von diesen elenden und hassenswerthen Gezücht keine weitre Erwähnung geschähe?

*) Dieß ist wieder ein abscheulicher Satz, von dem wir gar nicht wissen, wie ihn unser Verf. behaupten kann: er, der ein so großer Freund der Freyheit ist; er, dessen Werk wir bloß in dieser Rücksicht zu übersetzen unternommen haben. Wozu denn seine ganze im eilften Buch befindliche herrliche Rede gegen die Sklaverey? Müssen die Inseln Ackerleute kaufen, so kann jener kein Ende werden. Was ich kaufe, ist mein, und der Mensch, der mein ist, heißt mit Recht ein Sklav. Allein der Satz ist auch so falsch, als er abscheulich ist. Wenn man die erstaunlichen Mühseligkeiten bedenkt, die, unter demselben Himmelsstriche, die Flibustiers aushielten, oder diejenigen, die noch täglich die Spanier, die den Schleichhandel treiben, aushalten, mit denen die Arbeit des Landbaues nicht zu vergleichen ist, so sieht man leicht ein, daß, wenn die Europäer wollten, sie das dortige Land auch wol selbst bauen könnten. Und könnten es ja die Europäer nicht, ohne wenigstens einen großen Abgang an Menschen zu haben, so könnten es doch gewiß ihre auf den

In-

die ersten Einwohner hatten keine. Der Handel verschaffte ihnen welche, und gab auf die Art diesen ersten Haupt-

---

Inseln gebohrne Abkömmlinge. Hiebey würde eben das Gesetz der gleichen Theilung bey Erbschaften vortreffliche Dienste thun. Denn da hiedurch die Pflanzungen in kleinere Theile zerfielen, deren Eigenthümer keine Negern mehr kaufen könnten, so müßten sie selbst arbeiten. Und da dieß Gesetz die Bevölkerung vermehrt, und mehr Abwechselung in den Vermögensumständen hervorbringt, so fänden sich mit der Zeit viele Weiße und Freye, denen es an Mitteln gebräche, und die zum Landbau ihre Zuflucht nähmen, theils für andre, theils im Kleinen für sich: wobey niemals aus dem Andenken gelassen werden muß, daß eben die Produkte aber mit andern Einrichtungen erzielt werden können. Wo dieß auch nicht wirklich geschieht, so wird des Jammers auf den Inseln nie ein Ende werden. Zumal wäre nichts fähiger ihn zu verewigen, als der Vorschlag des Verf. in Ansehung der Erbschaften. Denn gesetzt man wollte die Sklaverey der Negern lindern, man wollte sie nach einem Wink des Verfassers ungefähr so einrichten, wie die Leibeigenschaft bey uns, was wären sie dann gebessert? Zwischen dem Zustand des Bauren, der fünf Tage Robatt thun mußte, und nur den sechsten an seinen eigenen Bisgen Land arbeiten konnte; den der Herr prügeln lassen, und von seinem Acker jagen kann, wenn er will; und einem Neger auf San-Domingo und Jamaika ist der Unterschied sehr unbeträchtlich. Wir wissen zwar wohl, daß die Habsucht und die Unmenschlichkeit der Europäer so weit geht, daß sie nicht eher aufhören werden Neger aus Afrika zu holen und nicht eher auf andre Einrichtungen denken werden, bis sie keine Negern mehr bekommen können. Allein alles, was ein Schriftsteller thun kann (und es ist seine Pflicht es

zu

Hauptbesitzungen ihr erstes Daseyn. Dieser Beystand, den man nachhero vielleicht gar zu leichtlich ertheilt hat, ist der Grund einer Menge von Schulden gewesen, welche, so wie mehr Land gereutet worden ist, höher gestiegen sind.

Aus dergleichen Theilung unter mehreren Erben, sind Schuldner innerhalb den Kolonien so wol als außerhalb denselben entstanden. So wie sie reicher wurden, wuchsen auch ihre Schulden, nach Maaßgabe der häufigen Theilungen. Als sie auf den Punkt gekommen, wo mehr Kolonisten als Pflanzungen anzulegen vorhanden gewesen, ist die überflüssige Menschenzahl als Gläubiger der Erbtheile, die sie nicht inne hatten, im Müssiggange und folglich dem Landbau unnütz, ja lästig geblieben. Wir haben eben das Mittel vorgeschlagen, diese innern Schulden in der Wurzel auszurotten; aber wie sollen die außerhalb gemachten Schulden getilget werden?

Die Kolonisten sollten, sagt man, um sich frey zu machen, nur einen Theil ihres Einkommens verthun, und das übrige zur Befriedigung ihrer Verpflichtungen anwenden. Sieht man denn aber nicht ein, daß diejenigen, die durch den Ueberschuß ihrer Reichthümer dergleichen Ersparungen anstellen könnten,

---

zu thun) das ist, daß er die Sache in ihrer ganzen Abscheulichkeit darstellt, die gewöhnliche Entschuldigung, daß man nicht anders kann, über den Haufen wirft, und auf die Art die, die er nicht zu bessern vermag, beschämt.

ten, gerade die sind, die keine Schulden haben: indeß die Schuldner wegen ihres geringen Einkommens nichts auf ihren Ausgaben ersparen können? Zudem ist nichts unvernünftigeres als dieß Sparsamkeitssystem in den Kolonien einführen zu wollen. Da ihre Produkte ihren ganzen Werth von dem Umtausche erhalten, und der Umtausch alsdenn gleichsam vernichtet wäre, weil er bloß in den nicht sehr theuren Gegenständen der höchsten Noth bestünde, so wären die Amerikaner gezwungen, entweder wenig Produkte zu ziehen, oder sie umsonst weg zu geben. Wollte das Hauptland in Ermangelung des Verkaufs seiner Waaren sie mit Metallen ersetzen; so würde alles Gold, was man aus einem Theile der neuen Welt bekommt, in einen andern zurück fließen. Es giebt einen durch die Ueberlegenheit seiner Seemacht bekannten Staat, der nach zehn Jahren eines solchen Handels auf diesen Inseln eine sichere Schadloshaltung für den Krieg, den er etwa unternehmen möchte, fände; und es ist der Staatsklugheit von Frankreich zuwider, ihn zu reizen, seine entfernte Besitzungen anzugreifen *).

Den

---

*) Dieß Räsonnement ist erstlich ganz in dem Sinne eines Mannes geschrieben, dem die Inseln zusamt ihren Bewohnern weiter nichts sind, als Werkzeuge des Flors und des Wohlstandes für uns Europäer: Gerade so wie sich der Wuchner freuet, wenn ein junger Mensch fein locker lebt, und sich in Schulden steckt, damit er ja immer auf die Bedingungen, die er ihm vorzuschreiben beliebt, bey ihm borge; so denkt der Verf. in seinen politischen Rathschlägen an Frankreich, und hier hat der

Fran-

Den Handelsleuten liegt an Fortdauer der Schulden eben so viel als der Regierung. Die Ko-

 lonien

Franzose den Weltweisen gänzlich geblendet. Es ist aber auch zum Theil falsch. Folgender Satz kann es deutlich zeigen. Der Amerikaner A schickt dem Kaufmann in Europa B. dem er zwanzig tausend Thlr. schuldig ist, jährlich für vier tausend Thlr. Produkte, und erhält dagegen von ihm für eine gleiche Summe an allerhand Waaren zu seinem Genuß. Er bleibt also immer sein Kapital schuldig. Wenn er nun aber sich einschränkte und beschlösse in Zukunft nur für zwey tausend Thlr. zu verzehren; so würde der Europäer die ihm zugeschickten Produkte immer für 4000 Rthlr. annehmen; denn er würde diese Summe dafür zurück erhalten, weil die amerikanischen Produkte ihren Werth nicht vom Umtausche, sondern von der Begierde der Menschen in Europa darnach erhalten. Der einzige Unterschied dabey wäre, daß er ihm nur für 2000 Thlr. Waaren schickte, und 2000 Thlr. an seiner Schuld abschriebe. Zwar verschickte dann Europa eine Zeit lang weniger Waaren nach den Inseln, und es läßt sich denken, daß durch diese Abnahme an den Absatz unsrer Manufakturarbeiten und Produkte die Konsumtion abnehmen und auf die Art die amerikanischen Waaren im Preise, und mithin in der Menge, worinn sie gezogen worden, fallen würden. Das wollen wir nicht ganz in Abrede seyn: glauben aber doch, daß, da die auf die Art zurückbleibenden Kapitalien zu etwas angewendet werden müßten, so würde das Hauptland an neuen damit angefangnen Unternehmungen das wieder ersetzen, was es nach den Inseln weniger schickte, und mithin in dem Verbrauch der amerikanischen Produkte, nach denen wir ohnehin so gierig sind, keine Abnahme verspührt werden. Wenigstens ist das Uebel, das zu viel baar Geld sich auf den Inseln häu-

lonien sind mit Beyhülfe des Kredits entstanden. Nachdem die ersten Anbauer sich frey gezahlt hatten, ist er für ihre Nachfolger erneuert worden, und die gegenwärtigen Besitzer genießen noch denselben Vortheil. Triebe man die Freymachung mit Gewalt, so könnte sie bald geschehen: aber der Landbau würde darunter leiden; und wenn er auch nicht in Verfall geriethe, so würden ihm dennoch die Erstlinge der ungenutzten Ländereyen abgehen, die immer am mehrsten eintragen. Alsbald würden die Handelsleute in den Kolonien weniger Waaren einzukaufen finden, und auch alle die zu neuen Anlagen nöthigen Sklaven, Geräthschaften, und andere Dinge weniger verkaufen, die beynahe eben so viel betragen, als das, was zu den Bedürfnissen oder zu der Ueppigkeit der schon stehenden Pflanzungen erfodert wird. Mit der Zeit würden ihre Geschäfte noch mehr abnehmen. Man weiß, wie verdrießlich es ihnen fällt zu sehen, daß der Kolonist sich gewöhnt, seine Produkte selbst nach Europa zu schicken, und sein Benöthigtes gerade daher zu holen, wobey er seine Korrespondenten nöthigt, sich an der

---

fen und die Engländer reizen möchte sich ihrer zu bemächtigen, wie der Augenschein zeigt, gar nicht zu besorgen, denn es würde gar kein baar Geld hingeschickt werden. Und so viel ist gewiß, daß diese Abtragung der Schulden die Inseln freyer, unabhängiger von uns, volkreicher, aus eignem Betrieb arbeitsamer machen würde; so daß sie nicht mehr auf die Neger rechneten, die wir ihnen schicken; auch nicht immer für uns, sondern für sich arbeiteten. Auch das würde viel zur Abschaffung der Sklaverey beytragen.

der bloßen Kommission zu begnügen. Hörte einmal die Abhängigkeit, die eine Folge der Schulden ist, auf; so wäre es nicht mehr eine kleine Anzahl der dortigen Einwohner, sondern die ganze Kolonie, die ihren Einkauf und Verkauf gerade zu im Hauptlande verrichtete; sie würde selbst die Handlung treiben. Ja sie würde so gar in kurzer Zeit keine Konkurrenten haben; weil sie allein das Maaß ihrer Bedürfnisse kennte.

Der Kredit ist also sichtbarlich die Grundlage des einträglichen Verkehrs der französischen Handelsleute; und wenn man ihnen ihre Kapitalien wieder geben wollte, so nähme man ihnen ihren Profit. Mit Unrecht klagen sie seit vierzig Jahren, daß der Aufschub, den sie immer bey den Zahlungen erfahren, sie gänzlich zu Grunde richtet. Die Menge Leute, die sich in den Häfen des Königreichs, durch ihren Verkehr mit den Inseln, Vermögen erworben haben, zeuget offenbar wider so ungegründete Vorwürfe.

Indessen befreyet weder der politische Nutzen, noch einmal die Nothwendigkeit der Schulden der Kolonien gegen das Hauptland, die Privatpersonen von der Obliegenheit ihre Verpflichtungen zu erfüllen. Das Uebel, das eine Folge, eine Wirkung, ja oft eine Ursache des Guten ist, rechtfertigt oder entschuldigt niemals den, der es begeht. Es ist dem Staate gleichgültig, ob eine gewisse Masse von Reichthümern in den Händen dieser oder jener Unterthanen sey; aber es wird dem gemeinen Besten niemals nützlich seyn, daß jemand glaube, er sey nicht verbunden, seine

Schulden zu bezahlen. Selbst der Fiskus, wenn er Schulden gemacht hat, muß sie nach den Vorschriften und Wegen des Rechts frey machen. Der öffentliche Bankerott des Staats ist ein noch viel wichtigeres Aergerniß und größerer Schaden für die Sittlichkeit der Gesellschaft, als für das Vermögen der Unterthanen. Es wird ein Tag kommen, wo alle diese Ungerechtigkeiten vor dem Richterstuhle der Nationen werden vorgefodert werden, und wo man die Macht, die sie begeht, nach der Zahl ihrer Schlachtopfer verurtheilen wird. Die Amerikanischen Schulden müssen also abgetragen werden; aber unvermerkt, und nicht durch heftige Erschütterungen. Indeß die alten liquidirt werden, entstehen neue, die diese Kette der Abhängigkeit, woran, so zu sagen, das Vermögen der Menschen in Europa mit dem Vermögen der Einwohner in den Kolonien verknüpft sind, fort erhalten werden. Durch gerichtliche Wege muß man die Gläubiger beym Handel mit den Eilanden befriedigen. Die wahre Gerechtigkeit ist einförmig. Sie waffnet sich für alle sowol als gegen alle. Wenn die Ausübung derselben, wie zeithero in den Kolonien, nach dem willkührlichen Gefallen dererjenigen, die die Gewalt in Händen haben, aufgehalten wird, so artet sie nothwendig in eine Tyranney aus. Sie ist oft eine Druckung für die Schuldner, die man zwingt, die heiligsten Verpflichtungen zu brechen, um minder wichtige zu erfüllen; die man zwingt durch einen unzeitigen Verkauf, ohne die gehörigen Formalitäten, einen Theil ihrer Einkünfte, ja oft ihr Kapital aufzuopfern. Sie ist immer selbst für die Gläubiger ungerecht.

recht. Es wird weder der älteste, noch der privilegirteste, noch der benöthigste bezahlt; sondern der mächtigste, der den meisten Schutz hat, sich am eifrigsten bemüht, oder den mehrsten Lerm macht. Billig sollte nur das Gesetz entscheiden.

Das Gesetz, das die Einziehung der Pflanzung in den Kolonien erlaubt, läßt sich nicht in Ausübung bringen. Das erhellt daraus, daß kein Mensch seine Zuflucht dazu nimmt; ob es gleich in den Inseln immer böse Schuldner und Gläubiger gegeben hat, die hitzig genug waren, um dieß Mittel, zu ihrem Gelde zu kommen, zu ergreifen, wenn es ihnen etwas hätte helfen können.

Der Weg der persönlichen Haft, den man vorgeschlagen hat, an die Stelle der Einziehung der Habseligkeiten zu setzen, wäre eben so unwirksam. Ein von einer Menge Sklaven umgebener und in einer abgesonderten Pflanzung wohnender Kolonist würde schwer in Verhaft zu nehmen seyn. Seine Festsetzung würde seinen Gläubigern und der Kolonie so verderblich seyn als ihm. In seiner Abwesenheit geriethen seine Negern in Unordnung, hörten auf zu arbeiten, und verheerten die benachbarten Pflanzungen.

Aber könnte man die Negern eines Schuldners nicht wegnehmen und verkaufen? Die Sklaven, die auf einer Pflanzung nicht mehr arbeiteten, würden eine andere bauen, und die Kolonie verlöre dabey nichts.

Dieß Mittel ist nur scheinbar. Um sich darauf zu verlassen, muß man das Gemüth der Negern nicht

recht kennen. Das sind gar zu schwer in Gang zu bringende Maschinen, als daß man sie ohne Schaden in andre Werkstätte versetzen könnte. Die neuen Gewohnheiten, die eine Veränderung des Orts, des Herrn, des Verfahrens, der Beschäftigungen erfodern, sind eine starke Anstrengung für diese Menschen, die schon unglücklich genug sind, daß sie zur Arbeit, die ihre wollustvolle Reizbarkeit verabscheuet, verdammt leben. Sie können ihre Geliebte und ihre Kinder, die ihr liebster Trost, das einzige Gut sind, das sie an das Leben fesselt, nicht entbehren. Fern von diesem einzigen Gut zärtlicher und leidender Seelen, schmachten sie, werden krank, laufen oft davon, oder arbeiten wenigstens mit Verdruß und ohne Eifer.

Und überdem ist es so etwas leichtes, diese Schwarzen habhaft zu werden? Funfzig, hundert, oder zwey hundert Sklaven ließen sich durch einige Gerichtsdiener nicht ruhig in Fesseln schlagen, und sie würden geschwind aus einander laufen, wenn man mit Macht in ihre Pflanzung eindränge. Wollte man sie in den Flecken oder Städten, wo sie ihre Viktualien verkaufen, fest setzen, so würden sie sich dort bald nicht mehr sehen lassen, und Mangel wäre die Folge eines fast allgemeinen Wegbleibens.

Wenn man nun auch diese Schwierigkeiten überstiege, so müßte das erwähnte Mittel nichts destoweniger verworfen werden, denn indem man dadurch für die Bezahlung eines Gläubigers sorgte, so verursachte man den Ruin von vielen andern. Die geringsten Zuckerpflanzungen beschäftigen sechzig bis

siebenzig

siebenzig Sklaven in guten Boden, und achtzig bis hundert auf mittelmäßigen. Man kann ihre Zahl nicht vermindern, ohne die ganze Arbeit zu hemmen. Es ist genug, daß man funfzehn bis zwanzig Schwarze aus einer Pflanzung wegnimmt, um einen wichtigen Bau zu vernichten, um ein Kapital von funfzig oder hundert tausend Thaler unnütz zu machen, um einen sehr klugen Kolonisten gänzlich insolvend zu machen. Man wird vielleicht sagen, an dieses zum Verkaufen gezwungenen Eigenthümers Stelle werde ein Käufer kommen, der die Pflanzung wieder in ihren ganzen Werth setzen würde. Aber jedermann weiß, daß nicht genug Spezies in den Kolonien vorhanden ist, um baar zu bezahlen; daß man nur auf sehr langen Kredit kauft, wobey noch die stillschweigende Hoffnung bleibt, Aufschub zu erhalten. Nimmt man diesen Kredit weg, so findet man nicht einen einzigen Käufer.

Welcher Landmann wird so kühn seyn, um eine nur etwas beträchtliche Unternehmung zu wagen, wenn er sieht, daß sein Untergang gewiß ist, sobald das Glück und die Elemente seine Arbeiten nicht auf den bestimmten Tag begünstigen? Die Furcht vor Schimpf und Elend wird sich aller Gemüther bemächtigen. Alsobald wird Borgen, Geschäfte, Umtrieb, alles aufhören. Thätigkeit wird in Trägheit verwandelt werden; der Kredit wird durch das ihm aufzuhelfen erfundne System zu Grunde gerichtet werden. Das sind keine eitele Schreckbilder. Die traurigen Begebenheiten von 1750 beweisen nur zu sehr, wie gegründet sie sind. Zu diesem für San-Domingo schreck-

lichen und merkwürdigen Zeitpunkt, erzwang man von der Regierung die Erlaubniß, die Landbau-Negern zu Bezahlung der Schulden wegzunehmen. Die ersten Exekutionen, die man dießfalls verübte, ob sie schon nichts fruchteten, verbreiteten Angst und Schrecken in den Kolonien. Es entstand eine unbeschreibliche Verwirrung. Alles war verloren. Die Handelsleute, die dieses verhaßte Gesetz der Strenge ausgewirkt hatten, hielten sich für sehr glücklich, daß sie die Widerrufung desselben erlangten.

Man hat also noch keine Mittel ersonnen den Stand der Gläubiger sicher zu stellen, ohne dem Flore der Kolonien, und folglich des Reichs zu schaden. Indeß muß doch diese Vereinigung des öffentlichen Wohls mit dem Wohle der Privatpersonen in der Macht der Staatskunst liegen; und den Staatsmännern kommt es zu sie darinn zu finden. Dieses Billigkeitsgesetz wird selbst denen werth seyn, denen es entgegen seyn wird, wenn man es den Gemüthern durch den Weg der Vernunft einschärft, der einzige bey gesitteten Menschen vielleicht erlaubte, wenigstens der leichteste und sicherste Weg. Der Koloniste, wenn ihm der Lauf der allgemeinen Einsichten die Augen öffnet, wird einsehn, daß die Leichtigkeit, nicht zu bezahlen, ihm wegen der Unmöglichkeit Kredit zu finden, wenn er ihn nicht um einen Preis kauft, der der Gefahr ihm zu leihen die Waage hält, lästig wird. Er mag welchen haben wollen, um sein Kapital zu vermehren, oder zu erhalten, so wird er nur zu seinem Verderb welchen bekommen. Er ist in eben der Lage als die Unmündigen, die mit den Wucherern, welche gewohnt

wohnt sind sich im voraus für den Schaden und den Aufschub bezahlt zu machen, immer schlechte Handel schließen.

Wenn es aber nicht genug ist dem Kolonisten die Augen zu öffnen; wenn es gefährlich ist, die Gewalt zu gebrauchen, um ihn zu zwingen, seine Versprechungen zu vollziehen: warum sollte der Gesetzgeber nicht die Ehre, diesen in den Monarchien so mächtigen Bewegungsgrund, diesen Grundsatz und Haupttriebfeder ihrer Verfassung, nicht zu Hülfe nehmen? Ist die Meynung nicht so mächtig als die Gewalt? Man belege den treulosen Schuldner mit Schimpf; man erkläre ihn aller Ehrenbezeugungen, die er genoß, unwürdig; unfähig jemals ein öffentliches Amt zu bekleiden: und man braucht nicht besorgt zu seyn, daß er mit diesem Gesetz seinen Spott treibe. Aber die Richterstühle der Gerechtigkeit müssen hierinn auch der Richterstuhl der Ehre seyn. Ein Straffälliger muß mit allen denen Formalitäten, die zur Heiligung aller Gesetze nothwendig sind, gerichtet und verurtheilt werden. Die habsüchtigsten Menschen und zumal die Kolonisten in Amerika opfern einen Theil ihres Lebens nur in der Hoffnung, sich mit ihrem Vermögen Vergnügen zu verschaffen, harten Arbeiten auf. Es giebt aber kein Vergnügen für einen mit Schimpf belegten Menschen. Man betrachte nur einmal, mit welcher Genauigkeit die Spielschulden bezahlt werden. Keine übermäßige feine Empfindung von Ehre, keine Liebe zur Gerechtigkeit bringt einen zu Grunde gerichteten Spieler innerhalb vier und zwanzig Stunden wieder vor einem oft verdächtigen

Gläu-

Gläubiger. Das thut die Ehre, die Furcht aus der Gesellschaft ausgeschlossen zu werden. Der eigennützigste Mensch will Vergnügen haben, und ohne Ehre giebt es keines.

Aber in welchem Jahrhundert, zu welcher Zeit berufen wir uns hier auf den heiligen Namen der Ehre? Kommt es der Regierung nicht zu, das Beyspiel der Gerechtigkeit zu geben, die man nach ihrem Willen ausüben soll? Wäre es möglich, daß die allgemeine Meynung diejenigen als beschimpft ansehn sollte, die nur das gethan hätten, was sich die Regierung öffentlich erlaubt? Wenn die Schmach in große Häuser, in die vornehmsten Ehrenstellen, in die Heere, in das Heiligthum dringt; kann man dann noch erröthen? Wer wird wol fürchten beschimpft zu werden, wenn diejenigen, die man Leute von Ehre nennt, keine andre Ehre kennen, als die, reich zu seyn, um große Stellen zu bekommen, oder große Stellen zu haben um reich zu werden; wenn man, um sich zu erheben, kriechen muß; um dem Staat zu dienen, den Vornehmen und den Frauensleuten gefallen muß; und wenn alle Gaben zu gefallen wenigstens eine Gleichgültigkeit für die Tugend voraussetzen? Wird wol die Ehre, die in Europa nur unter gewissen Himmelsstrichen zu wohnen scheint, nach Amerika flüchten? Warum soll man daran verzweifeln, ehe man es versucht hat? Wenn der Versuch nicht gelänge, so könnte man die Schuldner, die nicht bezahlen wollen, auf den französischen Inseln so behandeln, wie es in den Inseln geschieht, die an England und Holland gehören. Alle drey Nationen haben die

ganze

ganze Handlung ihrer Besitzungen in der neuen Welt auf das Hauptland eingeschränkt.

XXXIV.

Hat das Hauptland, da es seine Inseln genöthiget ihm allein ihre Produkte zu liefern, auch den Uebertretungen dieses Gesetzes genugsam vorgebeugt?

Alle Kolonien haben nicht einerley Ursprung gehabt. Die ersten entstanden aus der Unruhe einiger Horden von Barbarn, die anfänglich lange in wüsten Gegenden herumgeirrt hatten, und sich endlich aus Mattigkeit in einem Lande niederließen, wo sie eine Nation ausmachten. Andre Völker, die ein mächtiger Feind aus ihrem Gebiethe vertrieben hatte, oder die durch irgend einen Zufall nach einem Boden hingelockt wurden, der besser als der war, den ihre Väter bewohnt hatten, wanderten unter einem neuen Himmel, und theilten da die Ländereyen mit den Einwohnern dieses fremden Klimas. Die übermäßige Menge Menschen, der Abscheu vor der Tyranney, vor den Partheyen oder Staatsveränderungen bewogen Bürger ihr Vaterland zu verlassen, um anderswo neue Städte zu erbauen. Der Eroberungsgeist machte, daß man einen Theil der siegenden Soldaten in unterworfne Staaten ansäßig machte, um sich des Besitzes derselben zu versichern. Keine dieser Kolonien hatte den Handel zum Zweck. Selbst diejenigen, die Tyrus, Karthago, Marseille, drey handelnde Republiken, anlegten, waren nichts als nothwendige

Wohnplätze an barbarischen Küsten, und Niederlagen, wo die aus verschiedenen Häfen abgesegelten, und von einer langen Reise ermüdeten Schiffe wechselseitig ihren Umsatz verrichteten.

Die Eroberung von Amerika hat den Gedanken auf eine neue Art von Besitzungen, deren Grundlage der Landbau ist, erweckt. Die Regierungen, wodurch diese Kolonien gestiftet worden sind, haben verlangt, daß diejenigen unter ihren Unterthanen, die sie dahin schafften, nichts als die Waaren verzehren sollten, die ihnen das Hauptland liefern würde; und die Produkte der Ländereyen, die man ihnen ertheilte, nur an das Hauptland verkaufen sollten. Diese doppelte Verpflichtung hat allen Nationen, dem natürlichen Rechte gemäß, unabhängig von allen Verträgen und aus der Natur der Dinge selbst entspringend geschienen. Sie haben einen ausschließenden Handel mit ihren Kolonien nicht als eine übermäßige Schadloshaltung angesehn, die sie angewendet haben, um dieselben anzulegen, oder noch anwenden müßten um sie zu erhalten. So ist immer das System Europas gegen Amerika beschaffen gewesen.

Frankreich war niemals von demselben abgewichen, als ein Mann von Genie, der wegen der Größe seiner Ideen, wegen der Kraft seiner Art sich auszudrücken, sehr bekannt ist, die Strenge dieses Grundsatzes hat mäßigen wollen. Von den Fremden die Waaren zu empfangen, die das Hauptland nur schwerlich und um einen ungeheuren Preis liefern kann, das heißt, sagt er, in den Kolonien einen Flor vermehren, der über lang oder kurz dem Hauptlande wieder zufließt,

fließt, dem sie mehr Produkte schicken, und einen größern Ausweg für die seinigen darbieten werden. Beym Gerücht von dieser Meynung hat sich eine allgemeine Besorgniß in allen Häfen der Monarchie verbreitet. Man hat geschrien, daß diese Konkurrenz die heiligsten Rechte des Staates beleidigen, die Hauptquellen seines Wohlstandes versiegen würde.

Dieser Streit hat die Gemüther sehr beschäftigt, allein man hat ihn nicht von der wichtigsten Seite angesehn. Die Streitenden, und das Publikum, das sie beurtheilt hat, dachten nur auf das Interesse des Landbaues und des Handels, und haben den großen politischen Zweck aus dem Gesichte verloren, nämlich die Erhaltung der Kolonien. Nun aber liefe man gewiß Gefahr, sie zu verlieren, wenn man die fremden Schiffe in ihre Häfen einließe.

England hat seit mehr als hundert Jahren in den weitläuftigen Einöden des nördlichen Amerika die Gründe eines unermeßlichen Reichs gelegt, dessen anfänglich sehr langsamer Fortgang täglich schnell wächset. Seine lange Zeit durch einen es im Rücken anzugreifenden, immer fertigen und geneigten Feind im Zaum gehaltne Macht, hat nichts, das sie hemme, seit der Eroberung von Kanada und des kostbarsten Theils von Louisiana. Dieß durch seine Eroberungen wegen aller Unruhe von Seiten des festen Landes sicher gestellte Volk kann über lang oder kurz versucht werden, seinen Ehrgeiz gegen die benachbarten Eilande zu wenden. Schon anjetzt fehlt ihm nur,

um

um dem Strohme seines Glücks zu folgen, eine der Größe seines Gebieths angemeßne Menge Einwohner. Unter den Ursachen, die diesen Anwachs von Menschen befördern können, würde ihn nichts stärker treiben, als ein an einander hängender Verkehr mit den französischen Kolonien, denen gerade das fehlt, was Nord-Amerika liefern kann, und die ihm also dadurch, daß sie seine Produkte kauften, die Mittel an die Hand gäben, sie zu vermehren, und seine Macht zu vergrößern. Der französische Hof ist ohne Zweifel zu erleuchtet, um die Sicherheit seiner Inseln dem Nebenvortheil aufzuopfern, den sie von einem freyen Handel für einige unbeträchtliche Artikel hätten.

Aber so sehr er seinen Mitbuhlern diesen Weg zu Reichthümern, der nach Eroberungen leitet, verschließen muß; so sehr zuträglich ist es, seinen Inselbewohnern den Vertrieb für alle ihre Produkte aufzuthun. Die Kolonien bieten ihm jedes Jahr, nach Abrechnung dessen, was sie brauchen, hundert tausend Oxhöft Sirup und Taffias an, deren Werth etwa 1,300,000 Thlr. ausmacht. Aus einem übel verstandenen Eigennutz, hat er sie, und sich selbst, dieses Vortheils beraubt, in der Besorgniß, er möchte dem Absatz der einheimischen abgezogenen Getränke schaden. Die von Zucker verfertigten sind immer schlechter als die von Wein abgezogenen; und können daher nur das Getränk armer Völker, oder auch der dürftigsten Menschen unter den reichen Nationen abgeben. Sie werden nur den von Korn gemachten starken Getränken vorgezogen werden, dergleichen Frankreich nicht verfertigt. Die seinigen werden immer

selbst

selbst auf den Inseln, von allen denen verzehret werden, die reich genug sind um sie zu bezahlen. Die Regierung könnte also nicht eilig genug einen Irrthum ablegen, der so ungerecht als verderblich ist; noch eilig genug die Sirupe und Taffia in ihren Häfen aufnehmen, damit sie, so wie es die Noth erfordern wird, entweder dort verbraucht oder auswärts geschickt werden. Nichts würde ihrem Verkaufe beförderlicher seyn, als den Französischen Seefahrern zu erlauben, sie gerade zu nach fremden Märkten hinzuschaffen. Diese Vergünstigung müßte sich zugleich auf alle Produkte der Kolonien erstrecken. Da eine Meynung, die den Vortheil und die Vorurtheile so vieler Menschen vor den Kopf stoßen wird, bestritten werden dürfte, so thun wir wohl, wenn wir sie auf ausgemachte Grundsätze steifen.

Die Französischen Eilande liefern ihrem Hauptlande, Zucker, Kaffee, Baumwolle, Indig, andere Waaren, wovon es einen Theil verzehrt, und das übrige dem Fremden überläßt, der ihm dafür Geld oder andere Waaren giebt, die es braucht. Dieselben Eilande empfangen hingegen von dem Hauptlande, Kleidungsstücken, Lebensmittel, Landbaugeräthe. So ist die doppelte Bestimmung der Kolonie beschaffen. Um sie erfüllen zu können, müssen sie reich seyn. Um reich zu seyn, müssen sie eine große Menge Produkte ziehen, und sie um den bestmöglichen Preis los werden. Damit aber ihr Absatz diese Produkte auf den höchsten Preis setze, so muß er so groß seyn, als möglich. Um so groß zu seyn als möglich, muß er die größte mögliche Frey-

heit genießen. Um die mögliche größte Freyheit zu genießen, muß er mit gar keinen unnöthigen Formalien, Kosten, Arbeiten, Lasten beschwert seyn. Diese durch ihren genauen Zusammenhang erwiesene Wahrheiten müssen entscheiden, ob es zuträglich sey, daß die Produkte der Kolonie den Verzögerungen und Kosten einer Niederlage in Frankreich unterworfen seyn.

Diese Zwischenkosten werden nothwendig entweder auf den Konsumenten, oder auf den Landmann zurück fallen. Bezahlt sie der erste, so wird er weniger konsumiren, weil seine Mittel nicht nach Verhältniß der Kostenvermehrung wachsen. Bezahlt sie aber der letzte, so wird er weniger ins Land hinein stecken und also weniger davon erndten, weil er einen geringern Preis von seinen Produkten erhält. Des augenscheinlichen Zuwachses dieser zerstöhrenden Folgen ohngeachtet, hört man doch täglich mit Zuverläßigkeit sagen, daß die Waaren, ehe sie verzehrt werden, viel Arbeits- und Transportkosten verursachen müssen; daß diese Kosten viel Menschen beschäftigen und ernähren, viel dazu beytragen, die Bevölkerung eines Staates zu unterhalten, und die Macht desselben zu vermehren. Man läßt sich durch das Vorurtheil so verblenden, daß man nicht einsieht, daß, wenn es vortheilhaft ist, daß die Waaren, ehe sie verbraucht werden, Unkosten machen, gleich zwey, so ist es noch vortheilhafter, daß sie welche, gleich vier, gleich acht, gleich zwölf, gleich dreyßig machen; zum größren Nationalflor. Ist das wahr, so müssen alle Völker ihre Wege verderben, ihre Kanäle füllen, die Schiffahrt

fahrt auf den Flüssen verbiethen, ja so gar alles Vieh zum Ackerbau verbannen, und nur Menschen dazu gebrauchen, damit die Kosten, die vor dem Verbrauch hergehen, noch wüchsen. Das sind aber denn doch die Albernheiten, die man hinterschlucken muß, wenn man den falschen Grundsatz annimmt, den wir bestritten haben. Aber die politischen Wahrheiten wollen lange untersucht seyn, ehe man sie empfindet. Viele Irrthümer haben sich bey dem Staatsmann, so wie bey dem Volke, ohne Untersuchung eingeschlichen. Das französische Ministerium, das noch lange Zeit durch die Finsterniß, worinn es die Nation schlummern ließ, geblendet gewesen ist, weiß noch nicht, welche Art von Verwaltung seinen Kolonien am zuträglichsten sey. Es weiß noch nicht, welche Regierungsart die geschickteste ist, um sie empor zu heben.

XXXV.

Ist die Gewalt auf den französischen Inseln in den Händen derjenigen, die am geschicktesten sind, sie empor zu bringen?

Die französischen Kolonien, welche durch unbekannte Leute, die den Zügel oder das Schwerdt der Gesetze flohen, gegründet wurden, schienen anfänglich nur einer strengen Polizey zu bedürfen. Man übergab sie also Befehlshabern, deren Gewalt uneingeschränkt war. Der Intrigengeist, der allen Höfen natürlich ist, aber bey einer Nation, wo die Galanterie dem Frauenzimmer eine allgemeine Gewalt giebt, noch mehr im Schwange geht, machte von je her, daß

Leute von verderbten Sitten und mit Schulden und Lastern beladen, zu den vornehmsten Stellen in Amerika gelangten. Das Ministerium, das, aus einem Ueberrest von Schaam, sich scheuete, sie auf dem eignen Schauplatz ihrer Schande zu erheben, schickte sie, ihre Glücksumstände jenseits des Meeres, wo ihre Ausschweifungen nicht bekannt waren, zu verbessern, oder fest zu gründen. Ein übelverstandnes Mitleiden, eine falsche Hofmaxime, welche meynt, Arglist sey nothwendig, und Schurken nützlich, machte, daß man die Ruhe des Landmannes, die Sicherheit der Kolonien, selbst den Vortheil des Staats, an Räuber, die ein ewig Gefängniß verdient hätten, aufopferte. Diese dem Raube und der Schwelgerey ergebene Staatsbedienten erstickten den Keim des Guten, und hemmten den von selbst entstehenden Flor.

Die unumschränkte Macht hat in ihrer Beschaffenheit ein so feines Gift, daß die Despoten, die selbst mit redlichen Absichten nach Amerika reiseten, dort gar bald verderbt wurden. Wenn Ehrgeiz, Habsucht oder Hochmuth sie nicht angegriffen hätten, konnten sie der Schmeicheley widerstehen, die nie ermangelt, ihre Niederträchtigkeit auf die allgemeine Knechtschaft zu erheben, und ihren Wohlstand in dem allgemeinen Unglück zu befördern?

Die wenigen Statthalter, welche dem Sittenverderben entgiengen, fielen beständig von einem Irrthum in den andern, weil sie bey einer unumschränkten Gewalt keinen Leitfaden hatten. Nicht Menschen; die Gesetze müssen Menschen regieren. Raubt

den Staatsverwesern dieses gemeinschaftliche Maaß, so bleibt kein Recht, keine Sicherheit, keine bürgerliche Freyheit. Alsbald wird man nichts sehen als einen Haufen widersprechender Entscheidungen; übergängliche Verordnungen, die gegen einander laufen; Befehle, die aus Ermanglung von Grundmaximen keine Verbindung unter einander haben werden. Wenn man selbst in dem Reiche, das die beste Verfassung hätte, das Gesetzbuch zerriß, so würde man bald einsehen, daß es nicht genug wäre, gerecht zu seyn, um es recht zu beherrschen. Die Weisheit der besten Köpfe wäre dazu nicht hinreichend. Da sie nicht alle denselben Geist hätten, und da der Geist eines jeden nicht immer in derselben Verfassung wäre, so würde der Staat gar bald umgestürzt werden. Diese Art von Kahos hatte in den französischen Kolonien immer statt; und er war um so größer, da die Befehlshaber sich da, so zu sagen, nur zeigten; und noch ehe sie was mit eigenen Augen gesehen hatten, zurück berufen wurden. Nachdem sie drey Jahre ohne Führer, in einem neuen Lande, nach unreifen Entwürfen zu Polizey und Gesetzen gewandelt waren, wurden diese Befehlshaber durch andere ersetzt, die nicht einmal in einer eben so kurzen Zeit Gelegenheit hatten, Verbindungen mit dem Volke, das sie regieren sollten, anzulegen; noch ihre Entwürfe reif genug werden zu lassen, um ihnen den Stempel von Gerechtigkeit und Sanftmuth zu geben, durch den sie eine gewisse Ausführung erhalten. Dieser Mangel einer Richtschnur und der Erfahrung machte eine von diesen uneingeschränkten obrigkeitlichen Personen so furcht-

sam, daß sie aus zärtlicher Empfindung es nicht wagte, über die gewöhnlichsten Dinge einen Spruch zu thun. Zwar empfand dieser Mann sehr wohl die schlimmen Folgen seiner Unentschlossenheit; allein so erleuchtet er auch war, so glaubte er nicht die Einsichten eines Gesetzgebers zu haben, und wollte sich dessen Gewalt nicht anmaßen.

Indeß war es leicht die Quelle dieser Unordnungen zu verstopfen; indem man an die Stelle der, an und für sich gewaltsamen und nur für kritische Zeiten gemachten, militärischen Regierung, eine gemäßigte, bestimmte und von dem Privatwillen unabhängige Gesetzgebung eingeführt hätte. Aber dieser tausendmal gethane Vorschlag misfiel den Statthaltern, die auf eine unumschränkte Gewalt eifrig waren, welche an und für sich schrecklich, aber an einem Unterthanen immer weit verhaßter ist. Diese der geheimen Tyranney der Höfe entlaufenen Sklaven hatten nichts so gern als jene asiatische Gerechtigkeit, womit sie selbst ihre Anhänger in Schrecken setzten. Diese Verbesserung ward so gar durch Statthalter verworfen, die, ob sie schon tugendhaft waren, doch nicht einsehen wollten, daß, indem sie sich das Recht Gutes zu thun vorbehielten, sie ihren Nachfolgern die Mittel in Händen ließen, Böses ungestraft zu begehen. Alle erklärten sich laut gegen einen Gesetzgebungsplan, der zur Absicht hätte, die Unterwürfigkeit der Unterthanen zu schwächen; und der Hof war schwach genug ihren Einblasungen oder ihren Rathschlägen nachzugeben, aus einer Folge desjenigen Hanges, den

Für-

Fürsten und ihre Minister von Natur nach der willkührlichen Gewalt haben. Er glaubte für die Kolonien genug zu thun, wenn er ihnen einen Intendanten gäbe, der dem Statthalter die Waage halten sollte.

Diese entfernten Besitzungen, die bis dahin unter dem Joche eines einzigen geseufzet hatten, wurden alsdenn ein Raub zwoer Mächte, die in ihrer Uneinigkeit so gefährlich waren, als in der Eintracht. Waren sie einander entgegen, so theilten sie die Gemüther, entzündeten Zwietracht unter ihre Anhänger, erregten eine Art von bürgerlichen Kriege. Das Geräusch ihrer Streitigkeiten erscholl bis nach Europa, wo jeder von ihnen seine Beschützer hatte, die entweder aus Stolz oder aus Eigennutz eifrig daran arbeiteten, sie in ihren Aemtern zu erhalten. Waren sie einig, entweder weil ihre guten oder bösen Absichten auf einen Zweck hinaus liefen, oder weil der eine eine entschiedene Macht über des andern Gemüth gewonnen hatte; so ward der Stand der Kolonisten noch schlimmer. Die Unterdrückung dieser Schlachtopfer mochte dann noch so groß seyn, so wurde ihr Geschrey vom Hauptlande nie angehört, welches die Einigkeit dieser Abgeordneten als den entscheidensten Beweis einer vollkommnen Verwaltung ansah.

Das Schicksal der französischen Kolonien hat sich wenig geändert. Ihre Statthalter haben, außer dem Kommando der Truppen, das Recht, die Einwohner in Regimenter zu theilen, ihnen Uebungen vor-

vorzuschreiben, welche sie wollen, sie in Kriegszeiten nach Gefallen zu beschäftigen, ja so gar sich ihrer, um Eroberungen zu machen, zu bedienen. Sie, denen eine unumschränkte Gewalt anvertrauet ist, denen es frey steht, und die eifrig sind, sich alle Verrichtungen anzumaßen, durch welche sie dieselbe ausüben oder erweitern können, haben es in der Gewohnheit über Civilschulden zu sprechen. Der Schuldner wird vorgefodert, und ohne weitere Umstände zum Gefängniß oder Kerker verurtheilt, und zu bezahlen gezwungen: das nennt man Militär-Dienst oder Departement. Die Intendanten entscheiden, bloß wozu die herrschaftlichen Gelder angewendet werden sollen, und sorgen gemeiniglich für die Beytreibung derselben. Sie berufen alle bürgerliche und peinliche Sachen vor sich, die Gerechtigkeit mag nun noch gar nicht darüber erkannt haben, oder es mag auch schon ein Spruch selbst von höhern Richterstühlen darinn geschehen seyn: das heißt Staatsverwaltung. Die Statthalter und die Intendanten ertheilen gemeinschaftlich die noch nicht weggegebenen Ländereyen, und richten alle Streitigkeiten, die in Ansehung der alten Besitzungen entstehen. Diese Einrichtung setzt das Vermögen aller Kolonisten in ihrer, in ihrer Bediente, oder in ihrer Anhänger Gewalt; und macht von Stund an, daß der Stand von allem Eigenthum bloß erbettelt ist. Man kann sich keine größre Unordnung vorstellen.

In der Mechanik müssen die bewegende Kräfte verstärkt werden, je mehr die Lasten vom Mittelpunkte ent-

entfernt sind: auf gleiche Weise kann man sich, so sagen einige, der Kolonie nicht anders versichern, als durch eine gewaltsame und uneingeschränkte Regierung. Wenn dem also ist, so wird der Ritter Perry nicht unrecht haben, wenn er dergleichen Besitzungen misbilligt. Es ist besser, daß die Erde wüste oder nur schwach bewohnt bleibe, als daß man einige Mächte sich zum Unglücke der Unterthanen ausbreiten sehe. Frankreichs Sache wäre es eigentlich, das System eines Engländers gegen die Kolonien zu bestreiten, indem es sich immer mehr Einsichten über die Art sie zu regieren erwürbe. Der Geist der Erleuchtung, der das eigentliche Unterscheidungszeichen dieses Jahrhunderts ist, es mögen diejenigen sagen, was sie wollen, welche die von der Ueppigkeit unzertrennliche Laster der Verachtung gewisser Vorurtheile, und die bösen Sitten, die von den Leidenschaften der Großen und dem Misbrauche der Gewalt herrühren, der Freyheit zu denken und zu schreiben zurechnen; dieser Geist der Erleuchtung, der uns noch erhält und leitet, wenn die auf einem zerfallenden Grunde stehende Moral einstürzt, wird die Regierung zu ihrem wahren Besten zurückbringen. Diese wird empfinden, daß in ihren Kolonien keine Gerechtigkeit ist, weil sie keine bestimmte Gesetze haben, deren Verwaltung gänzlich sichern Gerichtshöfen anvertraut sey. Wenn die unaufhörlich unterdrückten und unter das Joch gebeugten Richter bis jetzt dieß Vertrauen nicht scheinen verdient zu haben; so muß man sie dessen würdig machen, indem man es ihnen schenkt. Ihre Seele wird voll von dem heiligen Enthusiasmus des gemeinen Be-

sten werden, wenn sie sich demselben ohne Furcht und Sorgen werden überlassen können. Dieser wahrhaftig patriotische Eifer wird von selbsten entbrennen; wenn diese Gesellschaften aus obrigkeitlichen in den Kolonien selbst gebohrnen Personen bestehen werden.

Nichts scheint den Absichten einer richtigen Staatsklugheit angemeßner, als den dortigen Einwohnern das Recht zu ertheilen, sich selbst zu regieren, aber auf eine dem Antriebe des Hauptlandes gemäße Art, ungefähr so wie eine Schaluppe allen Bewegungen des Schiffes folget, das dieselbe boogsiret. Vielleicht wird man sagen, daß, weil sich das Volk auf diesen entfernten Eilanden, wegen der Unstätigkeit, worinn dort der Handel die Reichthümer erhält, oft erneuert, so verursache diese Gährung auch vielen Schaum; und man werde da nur sehr spät Sitten und Einsichten genug erblicken, um den patriotischen Geist und das ernsthafte Wesen zu erzeugen, welches die Last der Geschäfte, und die Angelegenheiten einer Nation mit Würde trägt. Dieser Einwurf schiene gegründet, wenn man nur den Charakter der Europäer, die durch ihre Bedürfnisse oder ihre Laster nach Amerika getrieben werden, betrachtete: denn diese werden durch dergleichen willkührliche oder gezwungne Verpflanzungen überall fremd, und sind gemeiniglich durch den Mangel an Gesetzen, der durch eine willkührliche Polizey schlecht ersetzt wird; durch die ganz verderbte Lust nach Herrschaft, die aus dem Misbrauche der Sklaverey entspringt; und durch den

Glanz

Glanz eines großen Vermögens, wodurch sie ihren vormaligen schlechten Stand vergessen, gänzlich verderbt. Aber diese aus ihrem Vaterlande vertriebne Klasse von Menschen müßte keinen Einfluß in eine Staatsverwaltung haben, die man den Eigenthümern überließe, welche größtentheils in den Kolonien gebohren sind: denn die Gerechtigkeit folgt natürlicher Weise dem Eigenthume, und niemand nimmt mehr Antheil und hat mehr Recht an der guten Regierung eines Landes, als die, denen die Geburt große Besitzungen geschenkt hat. Diese Kreolen, die von Natur Einsicht, Freymüthigkeit, Hoheit der Seelen, eine gewisse Liebe zur Gerechtigkeit, die aus diesen schönen Eigenschaften entspringt, besitzen würden, von den Zeichen der Achtung und des Zutrauens, die ihnen das Hauptland gäbe, indem es ihnen die Sorge überließe, das Innre ihres Vaterlandes zu regieren gerührt; diesem fruchtbaren Boden ergeben werden, sich eine Ehre und ein Glück daraus machen, ihn zu verschönern, und alle Annehmlichkeiten einer gesitteten Gesellschaft da zu schaffen. Mitten unter der Abneigung gegen Frankreich, deren Vorwurf eine Klage über die Härte der Staatsminister dieses Landes ist, würde man in den Kolonien diese Ergebenheit entstehn sehn, die das väterliche Zutrauen allzeit Kindern einflößt. Anstatt jenes geheimen Eifers, der sie während des Krieges bewegt, einem fremden Joche entgegen zu eilen, würde man sie alle ihre Kräfte verdoppeln sehen, um einen feindlichen Einfall zu verhüten oder zurückzuschlagen. Wenn die Furcht, die Menschen unter den Augen eines mächtigen und schreck-

lichen

lichen Herrn zurückhält, so kann ihnen, in der Ferne nur die Liebe gebiethen. Das ist vielleicht die einzige Triebfeder, die in den Gränzprovinzen eines Staats würken könne; indeß Weichlichkeit und Habsucht selbst vor der drohenden Gewalt schweigen. Die Liebe ist eine Empfindung, die man nicht zu sorgfältig erhalten, zu weit ausdehnen kann. Aber weiß sie der Fürst weder zu verdienen, noch zu erwiedern, so wird man sie nicht lange an ihn verschwenden. Alsdenn giebt es keine Freunde mehr in den öffentlichen Feyerlichkeiten, keine Entzückungen bey den Freudensbezeugungen, kein solch unwillkührliches Rufen, das einem bey dem Anblick des angebeteten Götzen entfährt. Die Neugier leitet und treibt eine Menge Volks zu allem, was ein Schauspiel abgiebt; aber Zufriedenheit strahlt nicht mehr aus ihren Blicken. Eine finstre Unruhe bemächtigt sich aller Gemüther. Sie verbreitet sich von einer Provinz zur andern, und von dem Hauplande in die Kolonien. Alle auf einmal geschlagne oder bedrohte Personen von Vermögen sind in Angst und in Bewegung. Machtstreiche, die durch die Unbedachtsamkeit, womit man sie wagt, vermehret werden, beleidigen alle Herzen, und fallen nach einander auf alle Klassen. Man erlebt, daß die Rächer des Verbrechens und die Vertheidiger der Rechte der Kolonisten selbst, aus dem Grunde von Amerika, als Verbrecher in die Gefängnisse Europas geschleppt werden. Die Waffen, die gegen den Feind stumpf schienen, werden gegen diese kostbare Unterthanen des Staats geschärft. Selbst diejenigen, die sie während des Krieges nicht vertheidigen

digen konnten, werden hingeschickt, um sie in Friedenszeiten zu schrecken. Ist das der Weg seine Kolonien zu erhalten und blühend zu machen? Rom lernte von seinen Feinden die Kunst in der alten Welt zu siegen. So lerne Frankreich auch von seinem Mitbuhler die Kunst die neue Welt zu bevölkern und anzubauen.

Philosophische und Politische Geschichte der Besitzungen und des Handels der Europäer in beyden Indien.

Vierzehntes Buch.

Besitzungen der Engländer in den Amerikanischen Eilanden.

I.

In welchem Zustand sich England befand, als es anfieng seine Besitzungen auf den Amerikanischen Eilanden anzulegen.

Die Lage Englands war nicht die vortheilhafteste, als diese Macht im J. 1625 anfieng, ihre Besitzungen im Amerikanischen Inselnmeere anzulegen. In ihrem Landbau war weder Lein noch Hanf begriffen. Die Versuche, die man gemacht hatte, um Maulbeerbäume und Seidenwürmer zu ziehen, waren nicht glücklich ausgefallen. Aller Fleiß des Landmanns ward auf die Vermehrung des Getraides gewendet, welches, ohnerachtet des Geschmacks der Nation am Landleben, selten für den Unterhalt des

Königreiches hinreichte: ein großer Theil seiner Kornboden ward durch die am Baltischen Meere liegende Felder angefüllt.

Das Manufakturwesen war noch weiter zurück als der Landbau. Es bestand bloß in Wollenwerk. Seit einigen Jahren, da die Ausfuhr der rohen Materialien verbothen war, hatte es sich vermehret: aber ein auf einer Insel wohnendes Volk, welches bloß für sich zu arbeiten schien, hatte seinen Zeugen noch nicht die Ueppigkeitszierrathen zu geben gewußt, die der Geschmack, zu bessern Abgang und Konsumtion, erfindet. Sie giengen nach Holland, um da gefärbt und geglänzt zu werden, und von da aus wurden sie durch ganz Europa vertrieben, und kamen oft wieder nach England zurück.

Die ganze Schiffahrt beschäftigte kaum zehn tausend Matrosen. Sie stunden in Diensten der ausschließenden Gesellschaften, welche sich aller Handlungszweige bemächtiget hatten, ohne den Handel mit Tüchern, der allein neun zehn Theile von alle dem betrug, was die Nation verkaufte, davon auszuschließen. Auf die Art befanden sich dieselben ganzlich in den Händen von drey bis vier hundert Personen, die sich unter einander beredeten, um den Preis der Waaren sowol bey der Einfuhr als bey der Ausfuhr zu ihrem Vortheile festzusetzen. Das Privilegium dieser Monopolisten ward in der Hauptstadt ausgeübt, wo der Hof die Provinzen verkaufte. London allein hatte sechsmal mehr Schiffe als alle übrigen Hafen Englands.

Das

Das öffentliche Einkommen war und konnte nicht sehr ansehnlich seyn. Es ward verpachtet; ein verderbliches Verfahren, welches in allen Staaten vor der Verwaltung hergegangen ist, aber nur unter den unumschränkten Regierungen fortgedauert hat. Die Ausgaben waren dem geringen Fiskus angemessen. Die Flotte war nicht zahlreich und die Fahrzeuge, aus welchen sie bestand, waren so schwach, daß, wenn es die Noth erfoderte, die Kauffartheyschiffe in Kriegsschiffe verwandelt wurden. Hundert und sechzig tausend Mann Miliz, aus denen die Nationalmacht bestand, stunden in Kriegszeiten unter dem Gewehr. Niemals sah man Truppen auf den Beinen in Friedenszeiten, und der Landesherr selbst hatte keine Wacht.

Mit so eingeschränkten innerlichen Mitteln schien es, als sollte die Nation sich nicht durch Kolonien weit ausbreiten. Indeß gründete sie welche, die tiefe Wurzeln zum Flore schlugen. Diese Besitzungen erhielten ihren Ursprung aus Begebenheiten, deren Grund in Dingen aus sehr weit entfernten Zeiten lag.

II.

Ursachen, die die Bevölkerung der englischen Eilande beschleunigten.

Wenn man die Geschichte und den Gang der englischen Staatsverfassung kennt, so weiß man, daß die königliche Gewalt lange Zeit nur von einer kleinen Anzahl großer Landeigenthümer, die man Baronen nannte,

nannte, in Schranken gehalten wurde. Sie unterdrückten unaufhörlich das Volk, dessen größter Theil durch die Sklaverey erniedrigt ward; und rangen unaufhörlich, bald mit guten, bald mit schlechten Erfolg, je nachdem die Denkungsart der Oberhäupter und die zufälligen Umstände beschaffen waren, gegen die Krone. Um diese politische Streitigkeiten flossen Ströhme von Blut.

Das Reich war durch zwey hundert Jahre lange bürgerliche Kriege erschöpft, als Henrich VII das Ruder desselben bey Ausgang einer Schlacht ergriff, wo die in zwey Lager getheilte Nation gekämpft hatte, um einen Herrn über sich zu setzen. Dieser Regent machte sich die Ermattung, worinn lange anhaltende Nöthe seine Unterthanen gelassen hatte, um das königliche Ansehn zu erweitern, dessen Gränzen die Anarchie der Lehnregierung immer eingeschränkt, aber niemals hatte festsetzen können. In diesem Unternehmen war ihm die Parthey behülflich, die ihm die Krone auf das Haupt gesetzt hatte, und die, weil sie die geringste Anzahl ausmachte, nicht anders hoffen konnte, sich in den vornehmsten Ehrenstellen, wozu sie sich empor geschwungen hatte, zu behaupten; als wenn sie den Ehrgeiz ihres Anführers unterstützte. Man bildete diesen Entwurf zu einiger Stätigkeit aus, indem man dem Adel zum ersten male die Erlaubniß gab, seine Güter zu veräußern. Diese gefährliche Gunst, samt dem Reiz der Ueppigkeit, die sich in Europa einschlich, brachte eine große Veränderung in den Besitzungen hervor: die unermeßlichen Lehne der

Baronen verschwanden nach und nach, und der Gemeinen ihre Besitzungen erweiterten sich.

Da die Rechte, die den Ländereyen nachgehen, zugleich mit ihrem Besitze getheilt waren, so war es um desto schwerer, den Willen und die Macht vieler gegen einen einzigen zu vereinigen. Die Monarchen machten sich diesen zur Erweiterung ihrer Macht günstigen Zeitpunkt zu Nutze, um ohne Hinderniß und ohne Widerspruch zu regieren. Die gesunknen Grossen furchten sich vor einer Macht, welche sie mit allem, was sie verloren, verstärkt hatten. Die Gemeinen hielten sich für geehrt genug, daß sie die Nationalauflagen festsetzen sollten. Das Volk, das durch diesen geringen Antheil an der Staatsverfassung sein Joch nicht ganz so stark mehr empfand, und das sich immer in den engen Schranken seiner Begriffe, auf die Besorgung seiner Angelegenheiten oder Arbeiten einschränkt, war der Aufrühre überdrüssig, wegen der Verwüstung und des Elendes, das daraus entspringt. Wenn also die Augen der Nation die landesherrliche Macht suchten, die in den Unordnungen der bürgerlichen Kriege verloren gegangen war, so heftete der Monarch allein alle Blicke auf sich. Die Majestät des Thrones, die allen ihren Glanz auf ihn zusammen warf, schien die Quelle der Gewalt, dessen bloß sichtbares Zeichen und beständiges Werkzeug sie seyn sollte.

Dieß war die Lage von England, da Jakob I aus Schottland, als einziger Erbe beider Reiche, welche durch seine Thronbesteigung in eine Hand kamen, dahin berufen ward. Ein unruhiger Adel, der

seine

seine Wuth seinen barbarischen Vasallen einflößte, hatte Unruhe und das Feuer des Aufruhrs in jenen nördlichen Bergen angelegt, durch welche die Insel in zween Staaten getheilt wird. Der Monarch hatte von seiner Kindheit an eben so viele Abneigung gegen die eingeschränkte Gewalt bekommen, als das Volk gegen den Despotismus einer unumschränkten Monarchie Abscheu gefaßt hatte. Letztere herrschte in ganz Europa: und wie hätte der neue König, der eben so viel war als die andern Fürsten, nicht nach eben der Macht trachten sollen? Seine Vorfahren hatten sie seit hundert Jahren in England selbst besessen. Aber er sah nicht ein, daß das ein Glück sey, das sie ihrer geschickten Staatsklugheit, oder denen sie begünstigenden Umständen zu verdanken hatten. Dieser theologisch gesinnte Fürst, der alles von Gott, und nichts von den Menschen erhalten zu haben glaubte, meynte, ihm allein wohne Vernunft, Weisheit, kluger Rath bey; und schien sich die Untrüglichkeit beyzulegen, die die Reformation, deren Lehrsätze er annahm, ohne sie zu lieben, den Päbsten geraubt hatte. Diese falschen Grundsätze, die aus der Regierung ein um so unerträglicheres Religionsgeheimniß machen würden, da es zu gleicher Zeit über Meynungen, Willen und Handlungen herrschen müßte, hatten mit allen andern Vorurtheilen einer schlechten Erziehung so tiefe Wurzeln bey ihm geschlagen, daß er nicht einmal darauf dachte, sie mit irgend einem, der von der Klugheit oder Gewalt entlehnten menschlichen Hülfsmitteln zu stützen.

Nie konnte etwas schlechter womit übereinstimmen, als dieß System mit der allgemeinen Beschaffenheit der Gemüther. Alles war in und außerhalb in Bewegung. Amerikas Entdeckung hatte Europas Reise beschleunigt. Die Schiffahrt umfaßte den ganzen Erdball. Der Umgang der Völker mit einander sollte die Geißel der Vorurtheile werden; er öffnete dem Fleiße und den Einsichten ein Thor. Die mechanischen und die freyen Künste erweiterten sich und giengen durch die Ueppigkeit auf die Vollkommenheit los. Die Litteratur fieng an die Zierrathen des guten Geschmacks anzunehmen. Die Wissenschaften erlangten jene Gründlichkeit, die der rechnende Geist des Handels ihnen giebt. Die Staatsklugheit erweiterte die Sphere ihrer Aussichten. Diese allgemeine Gährung erhöhete die Begriffe der Menschen. Bald fiengen alle Theile, die das ungeheure Koloß der gothischen Regierung ausmachten, und seit verschiedenen Jahrhunderten in dem Todtenschlafe der Unwissenheit gelegen hatten, von allen Seiten an sich zu regen, und Unternehmungen zu wagen. Auf dem festen Lande, wo der Vorwand der Kriegszucht feile Heere erfunden hatte, erhielten die mehresten Fürsten eine unumschränkte Macht, indem sie ihre Unterthanen durch Gewalt oder List unterdrückten. In England aber entzündete die Liebe zur Freyheit, die dem Menschen, der da empfindet oder denkt, so natürlich ist; die bey dem Volke durch die Neuerungsstifter in der Religion erregt wurde; in den Gemüthern aber, die durch eine genaue Bekanntschaft mit den großen Schriftstellern des Alterthums,

thums, welche die erhabenste Vernunft und Empfindung aus der Demokratie schöpften, gebildet waren, von selbst erwachte; diese Liebe zur Freyheit entzündete in allen edelmüthigen Herzen einen übermäßigen Haß gegen die uneingeschränkte Gewalt. Das Ansehn, das sich Elisabeth durch ein vierzigjähriges Glück zu erwerben und zu erhalten wußte, hielt diese Unruhe zurück, oder leitete sie auf Unternehmungen, die dem Staate nützlich waren. Aber sobald war nicht ein fremdes Haus auf dem Thron, und der Scepter in den Händen eines, selbst durch die Gewaltsamkeit seiner Ansprüche, eben nicht furchtbarn Monarchen; als die Nation auf ihre Rechte Ansprüche machte, und den Ehrgeiz hegte, sich selbst zu regieren.

Darauf brachen lebhafte Streitigkeiten zwischen dem Hofe und dem Parlemente aus. Beyde Mächte schienen ihre Kräfte zu versuchen, indem sie beständig an einander stießen. Der Fürst gab vor, man sey ihm einen blos leidenden Gehorsam schuldig, und die Nationalversammlungen dienten der Reichsverfassung zur Zierde, nicht zur Grundlage. Die Bürger *) protestirten heftig gegen diese Grundsätze, die immer

*) Daß das Wort Bürger den Begriff des Französischen, Citoyen, deutschen Ohren nicht ausdrückt, empfindet kein Mensch besser als wir. Allein was ist zu machen? Dasjenige, wovon ein Volk den Begriff nicht hat, bekömmt bey ihm kein Wort. Die Franzosen haben die Sache auch nicht, sie haben doch die Idee, und das ist schon viel. Allein wir! Arme Nation, die noch nie das Bedürfniß empfunden hat, ein Wort zu diesem Begriffe zu schaffen.

schwach sind, sobald sie bestritten werden; und behaupteten, das Volk sey das wesentliche bey der Regierung, so sehr und mehr noch als der Monarch. Eins ist die Materie, das andere die Form. Nun kann und muß die Materie zu ihrer Erhaltung die Form verändern Das höchste Gesetz ist die Wohlfahrt des Volks, nicht des Fürsten. Der König kann sterben, die Monarchie untergehn, und die Gesellschaft doch ohne Monarchen und Thron bestehn. So sprachen die Engländer gleich bey der Dämmerung ihrer Freyheit. Man schikanirte einander, man war einander zuwider, man drohte einander. Jakob beschloß sein Leben mitten unter diesen Streitigkeiten, und hinterließ seinem Sohne seine Rechte zu verfechten, samt dem Entschlusse sie zu erweitern.

Die Erfahrung aus allen Jahrhunderten hat dargethan, daß die Ruhe, die aus der unumschränkten Gewalt entspringt, die Gemüther erkaltet, den Muth niederschlägt, das Genie in enge Schranken zwingt, eine ganze Nation in eine allgemeine Schlafsucht versenkt. Allein die Bewegung der Staatsverfassungen, die sich zur Freyheit neigen, ist im Gegentheil schnell und unordentlich; es ist ein beständiges, bald stärker bald schwächeres Fieber, wobey aber immer Zuckungen sind.

England erfuhr es gleich in den ersten Zeiten der Regierung Karl I, der nicht so pedantisch, aber eben so gierig nach Gewalt war, als sein Vater. Der zwischen dem König und dem Parlement entstandene Zwist bemächtigte sich der ganzen Nation. Der hohe und der reichste Adel vom zweyten Rang,

in

in der Besorgniß, sich mit dem gemeinen Haufen vermenget zu sehen, ergriff die Parthey des Monarchen, von dem er diesen erborgten Glanz empfängt, den er ihm allezeit durch eine freywillige und feile Knechtschaft erwiedert. Da sie noch größtentheils große Güter besaßen, so brachten sie fast alles Landvolk auf ihre Seite, welches den Fürsten natürlicher Weise liebt, weil es fühlt, daß dieser es auch lieben muß. London und die vornehmen Städte, denen die Municipalregierung einen republikanischen Geist einflößt, erklärten sich fürs Parlement, und rissen die Handelsleute mit sich hin, die sich nicht weniger achteten als die Holländischen, und also nach der Freyheit dieses demokratischen Staats trachteten.

Mitten aus diesen Zwistigkeiten entsprang der lebhafteste, blutigste, hartnäckigste bürgerliche Krieg unter allen, deren Andenken uns die Geschichte aufbewahrt hat. Niemals hatte sich der englische Nationalcharakter auf eine so schreckliche Art dargethan. Jeder Tag sah neue Entsetzlichkeiten begehn, von denen man glaubte, sie seyen auf den höchsten Gipfel getrieben, und die noch durch abscheulichere Dinge in Vergessenheit gebracht wurden. Die Nation schien ihrem letzten Zeitpunkte nahe zu seyn, und jeder Britte geschworen zu haben, daß er sich unter die Trümmern seines Vaterlandes begraben wolle.

III.

Mit was für Menschen die englischen Inseln anfänglich besetzt wurden.

In dem allgemeinen Brande suchten [illegible]der hitzige

hitzige Gemüther eine ruhige Freystatt auf den amerikanischen Inseln, deren sich die englische Nation, jüngst bemächtigt hatte. Die Ruhe, die sie da fanden, vermehrte das Auswandern. So wie der Brand im Hauptlande weiter um sich griff, erweiterten und bevölkerten sich die Kolonien. Mit den Bürgern, die die Partheyen flohen, vereinigten sich bald die durch die Republikaner unterdrückten Royalisten; da jene endlich die Oberhand behalten hatten.

Hinter beyde Theile her sah man jene unruhigen, voll Feuer seyenden Menschen herziehen, denen starke Leidenschaften große Begierden und weitläuftige Projekte einflößen; die den Gefahren, und den Strapazen, aus welchen sie nur zwey Ausgänge, den Tod oder ein groß Glück sehen, Troß bieten; die nur das Aeußerste, Reichthümer oder Elend, kennen: die so fähig sind ihr Vaterland umzustürzen, als ihm zu dienen; es zu verheeren, als es zu bereichern.

Die Inseln waren auch noch der Zufluchtsort der Handelsleute, welche unglücklich getriebne Geschäfte, oder die Verfolgungen ihrer Gläubiger zur Dürftigkeit gebracht, und in Müssiggang versetzt hatte. Das Unglück gezwungen zu seyn, ihre Verbindlichkeiten nicht zu erfüllen, war für sie der Quell des Glücks. Nach einigen Jahren sah man sie mit Pracht wiederkommen, und in ihren Provinzen, aus welchen sie der Schimpf und eine allgemeine Verlassung verbannt hatten, auf den höchsten Gipfel der Achtung steigen.

Diese

Diese Hülfe war jungen Leuten, die das erste Aufbraufen der Jahre des Vergnügens zu den Ausschweifungen einer unordentlichen Lebensart hingerissen hatte, noch nothwendiger. Hätten sie nie ihr Land verlassen, so hätten Schimpf und übler Ruf, welche niemals ermangeln, die Seele zu Boden zu schlagen, sie verhindert, wieder gute Sitten und die allgemeine Hochachtung zu erlangen. Aber in ein neu Land, wo die Erfahrungen eines lasterhaften Lebens Lehren der Weisheit für sie werden konnten; wo sie keinen Eindruck ihrer Fehler wieder gut zu machen hatten; fanden sie nach dem Schiffbruche ein Bret, das sie wieder in den Hafen brachte. Ihre Arbeit ersetzte wieder alle Unordnungen ihrer Aufführung; und Menschen, die aus Europa als Räuber, als ein Schandfleck dieses Welttheils zogen, kamen als redliche Männer wieder dahin, und wurden nützliche Bürger.

Alle diese verschiedenen Kolonisten bekamen zu ihren Befehlen, um ihre Ländereyen zu reuten und anzubauen, alle Missethäter aus den dreyen Königreichen, welche wegen Kapitalverbrechen das Leben verwirkt hatten; die man aber aus einer menschlichen und wohlüberlegten Staatsklugheit, leben und zum Besten der Nation arbeiten ließ. Wenn sie nach den Inseln gebracht wurden, so mußten sie eine gewisse Anzahl Jahre in der Knechtschaft zubringen: diese Missethäter nahmen in den Fesseln die Lust zur Arbeit und Gewohnheiten wieder an, wodurch sie wieder auf dem Wege zum Glück gebracht wurden. Es gab welche, die, als sie wieder in die Gesellschaft

traten, Landleute, Hausväter und Besitzer der besten Plantagen wurden, so gut stimmt diese Mäßigung in den peinlichen Gesetzen, welche ohnehin der schwachen, empfindlichen, und selbst nach dem Bösen des Guten fähigen menschlichen Natur so angemessen ist, mit dem Vortheile gesitteter Staaten überein.

IV.

Welche Art von Staatsverfassung die englischen Inseln zur Zeit ihrer Besetzung erhalten.

Indeß war das Hauptland mit seinen Streitigkeiten zu beschäftigt, um darauf zu denken, denen von ihm abhangenden Inseln Gesetze zu geben; und die Kolonisten selbst hatten nicht Kenntnisse genug, um selbst eine für eine entstehende Gesellschaft schickliche Gesetzgebung zu bilden. So wie der bürgerliche Krieg die englische Staatsverfassung läuterte, so bildeten seine aus der Kindheit hervortretende Kolonien die ihrige, nach dem Muster ihres Vaterlandes. In jedem dieser abgesonderten Besitzungen stellt ein Befehlshaber den König vor; ein Rath vertritt die Stelle der Lords, und die Abgeordneten der verschiedenen Reviere machen das Unterhaus aus. Die allgemeine Versammlung macht die Gesetze, verordnet die Auflagen, beurtheilt die Staatsverwaltung. Die ausübende Gewalt kömmt dem Gouverneur zu, der auch vorläufig über die Angelegenheiten, die man nicht voraus gesehen hatte; aber mit Beystimmung des Raths und nach der Mehrheit der Stimmen verordnet. Obgleich die Glieder des Raths ihre Stellen

von ihm erhalten, so verkaufen sie ihm doch nicht ihre Stimme, aus Furcht, sich dem Unwillen der allgemeinen Versammlung auszusetzen, die das ausschließende Recht hat, sie abzusetzen.

Groß-Britannien hat, um sein Bestes mit der Freyheit der Kolonien zu vereinigen, verordnet, daß man kein Gesetz daselbst machen sollte, das den seinigen entgegen wäre. Die Befehlshaber, die es hinschickt, um in seinem Namen zu regieren, schwören, ehe sie abreisen, daß sie nicht leiden werden, daß man dieses Grundgesetz im geringsten verletze. Dieser Eid muß jeden Kommandanten verhindern, das Hauptland zum Besten der Inseln, welche, da sie das Recht haben die Besoldungen desselben festzusetzen, und auszuzahlen, ihre Freygebigkeit nach seiner Gefälligkeit gegen sie abmessen könnten, zu hintersetzen.

Auf der andern Seite mäßigt diese Art von Abhängigkeit, den Stolz des Befehlshabers, und muß dessen Tyranney Einhalt thun. Die Kommissarien der Pflanzungen haben oft vor dem Parlement gegen ein Vorrecht geredet, das ihrer Gewalt Schranken setzte. Ohngeachtet der Ungelegenheiten, die daraus entspringen könnten, hat dasselbe doch immer dieß weislich fest gesetzte Recht unangetastet gelassen. In der billigen Besorgniß gegen die Habsucht, die die Menschen bewegt über See zu gehen, hat es gegen die in Aemtern stehenden Menschen, die die Gesetze der Kolonien übertreten würden, eben die Strafen verordnet, die in England auf die Verletzer der Nationalrechte stehen.

Das

Das war noch nicht Vorsichts genug zur Sicherheit der Kolonisten, die die Nation als die Kinder ihrer Kinder liebt und schützt. Jede Kolonie hält einen oder mehrere Agenten im Hauptlande. Ihre Verrichtungen sind beträchtlich. Sie zwecken darauf ab, den Misbrauch in der Gewalt der Befehlshaber zu verhüthen; bey der gesetzgebenden Macht, um Verbesserung und Vertheidigung der Besitzungen, deren Rechte und Bedürfniß sie vorstellen, anzusuchen; das Privatinteresse des Handels der Kolonie mit dem allgemeinen Vortheil der Nation zu vereinigen. Diese Agenten sind das in London, was die Abgeordneten des Volks im Parlemente sind. Sie verfechten die Sache der entfernten Provinzen. Weh dem Staat, wenn er gegen den Ruf der Repräsentanten, wer sie auch seyn mögen, taub würde. Die Grafschaften würden sich in England empören; die Kolonien in Amerika abfallen; die Schätze beyder Welten für dieses Eiland, dem die Natur die Herrschaft über die See zum Erbtheil gegeben hat, verloren seyn.

Unter welcher sanftern und weisern Regierungsform könnten wohl Engländer leben, die von den Inseln aus an ihrem Vaterland durch die Bande des Bluts, und der Bedürfnisse hängen? Auch haben diese in fremde Gefilde verpflanzte Kolonisten die Augen immer auf eine Mutter geheftet, die über ihre Erhaltung wacht. Gleich dem Adler, der das Nest seiner Jungen nie aus den Augen läßt, sieht London von dem Gipfel seines Towers seine Kolonien unter seinen aufmerksamen Blicken wachsen und blühen. Seine unzähligen Schiffe bedecken mit ihren stolzen

Segeln einen Raum von zwey tausend Meilen, und machen dieser Stadt gleichsam eine Brücke auf den Ocean, um eine unaufhörliche Kommunikation von einer Welt zur andern zu unterhalten. Mit guten Gesetzen, die das, was sie festgestellt haben, aufrecht erhalten, braucht sie, um ihre entfernten Besitzungen zu decken, keine regulirte Truppen, die immer eine beschwerliche und verderbliche Last sind. Zwey sehr schwache Korps, die ihr Standquartier zu Antigoa und Jamaika haben, sind für eine Nation, die ihre Soldaten alle Augenblicke, wo die Gefahr sie ruft, hinschaffen kann, hinreichend.

Durch diese wohlthätige Sorgfalt, die eine erleuchtete Staatsklugheit in der Menschenliebe selbst schöpfte, wurden die englischen Eilande bald glücklich, aber nicht reich. Ihr Landbau bestund bloß in Toback, Baumwolle, Ingwer und Indig. Einige unternehmende Kolonisten holten Zuckerrohr aus Brasilien. Sie vermehrten sich erstaunlich, aber ohne großen Vortheil. Man kannte die Kunst noch nicht, dieses kostbare Gewächs zu nutzen; und man zog daraus nur ein schwaches und schlechtes Produkt, das Europa verwarf, und nur um den geringsten Preis annahm. Mehrere nach Fernambuk gethane Reisen lehrten den Schatz bauen, den man daher geholt hatte; und die Portugiesen, die bis dahin den Zucker allein geliefert hatten, bekamen 1650 an einem Bundsgenossen, dessen Fleiß ihnen auf schwachen Gründen zu stehen schien, einen Mitbuhler, der sich einstens alle ihre Reichthümer zueignen sollte.

Unterdessen hatte das Hauptland nur einen sehr eingeschränkten Antheil an dem Flor seiner Kolonien. Sie schickten selbst ihre Waaren gerade zu nach allen Gegenden der Welt, wo sie hofften, sie am besten zu verkaufen, und empfiengen ohne Unterschied in ihren Häfen die Schiffe von allen Nationen. Diese uneingeschränkte Freyheit mußte machen, daß fast der ganze Handel in die Hände des Volks fiel, welches vermöge des niedern Geldzinses, des Ueberflusses seiner Kapitalien, der Anzahl seiner Schiffe, der Mäßigkeit seiner Abgaben bey Aus- und Einfuhr, die besten Bedingungen geben, am theuersten ein- und am wohlfeilsten verkaufen konnte. Die Holländer waren dieß Volk. Sie vereinigten alle Vortheile einer überlegenen Armee, die immer Meister vom Felde, und also in allen ihren Verrichtungen ungehindert ist. Sie bemächtigten sich auch gar bald des Vortheils so vieler Produkte, die sie weder gepflanzt noch geerndtet hatten. Man sah in den englischen Eilanden zehn von ihren Schiffen gegen ein Englisches.

Diese Unordnung hatte die Nation, während der Zeit, da sie durch die bürgerlichen Kriege zerrüttet wurde, wenig gekümmert; aber so bald diese Unruhen und Stürme aufgehört hatten, wodurch sie selbst durch die Gewalt der Winde und Ströhme in den Hafen war geführt worden, so warf sie ihre Blicke auswärts um sich her. Sie sah, daß diejenigen unter ihren Bürgern, die gleichsam in der neuen Welt geflüchtet waren, für den Staat verloren wären, wenn die Fremden, die die Früchte dieser Kolonien ver-

verschlangen, nicht davon ausgeschlossen würden. Diese wohl überdachte und wohl ergründete Betrachtung brachte im J. 1651 die berühmte Schiffahrtsakte hervor; die den Eingang der englischen Inseln nur englischen Schiffen gestattete, und also machen muste, daß alle Produkte derselben gerade zu in die der Nation unterworfenen Länder geschafft werden musten. Die Regierung, welche die Ungelegenheiten dieser Ausschließung voraus sahe, sie aber nicht achtete, und das Reich nur als einen Baum betrachtete, glaubte, sie müsse machen, daß der Saft, der in gar zu großer Menge nach einigen Zweigen trieb, seinen Lauf nach dem Stamme zu nähme *).

Indeß war es ein Glück für England, daß es die Beobachtung dieses Zwang anthuenden Gesetzes nicht nach der Strenge verlangen konnte. Eine Art von Nachlassen in Ausübung desselben ließ den Kolonien die Zeit, ihre Zuckerpflanzungen durch die leichten Mittel, den Zucker los zu werden, zu vermehren. Man sah sie, sich merklich auf den Untergang des Portugiesischen Anbaues erheben. Sie thaten in Zeit von neun Jahren so große Schritte, daß im J. 1660, wo man glaubte das Gesetz nach seiner größten Strenge einschärfen zu können, die Engländer Herren

des

*) Man hat dieß Gesetz oft dem Cromwell zugeschrieben; allein fälschlich Die herrschsüchtige Seele dieses schändlichen Tyrannen war nicht würdig es zu geben. Zu der Zeit, da England das Glück hatte, eine Republik zu seyn, ward es abgefaßt: eine Anmerkung, die denen, so die Freyheit lieben, nicht gleichgültig seyn kann.

des Zuckerhandels durch ganz Europa waren; das Mittelländische Meer ausgenommen, welches, wegen der Reexportationsakte, die durch die Schiffahrtsakte veranlaßt wurde, ihrem Mithuhler treu geblieben war. Zwar um diese Ueberlegenheit zu erlangen, hatten sie die Preise gewaltig herab setzen müssen; allein die ergiebigen Erndten hielten sie mit Wucher für dieß nothwendige Opfer schadlos. Wenn der Anblick von Englands Glück andere Nationen aufmunterte, wenigstens für ihren Gebrauch zu bauen, so bahnte es sich neue Auswege, die die Lücke der alten ersetzten. Das einzige Unglück, das es in einer langen Reihe von Jahren auszuhalten hatte, war, daß eine Menge seiner Ladungen von französischen Kapern weggenommen, und um einen geringen Preis verkauft wurden. Dieß verursachte dem Landmann den doppelten Schaden, daß er einen Theil seines Zuckers verlor, und das übrige unter den Werth verkaufen mußte.

V.

Wie der Flor der englischen Eilande abnahm.

Ohngeachtet dieser übergänglichen Kapereyen, denen die Ruhe des Friedens immer ein Ende machte, vermehrte sich der Landbau immer mehr und mehr auf den englischen Eilanden. Register, die für genau gehalten werden, bezeugen, daß sie im J. 1680 jährlich nur 30,000 Oxhöfte Zucker, jedes zu 1200 Pfund schwer nach Europa schickten. Die Expeditionen von 1708 bis 1718 betrugen jährlich 53, 439 Oxhöfte.

höfte. Von 1718 bis 1727 stiegen sie auf 68931; und in den sechs folgenden Jahren auf 93, 889 Orhöfte. Aber von 1733 bis 1737 fielen sie auf 75625; und setzten sich in den folgenden Jahren auf 70,000 Orhöfte herab.

Woher kam diese Abnahme? Frankreich war Schuld daran. Dieß Königreich, welches seiner Lage nach, und durch das thätige Naturell seiner Einwohner, das erste in allen Unternehmungen seyn müßte, befindet sich durch die Fesseln seiner Staatsverwaltung, das letzte, was in seinen eignen Vortheilen und Anliegen Licht bekäme. Frankreich empfieng anfänglich seinen Zucker von England, wie es nachher seine Einsichten daher bekommen hat: *) nachhero zog es welchen zu seiner eignen Konsumtion, und im J. 1716 fieng es an, den fremden welchen zu bringen. Die vor-

*) Dieß Geständniß macht einem Franzosen Ehre. Nicht nur Frankreich, die Welt empfängt Licht und Einsichten von England. Die dortige Preßfreyheit, man kann es nicht genugsam sagen, ist ein Licht, das sich über Europa verbreitet. Wie unersetzlich wäre der Schade für die Menschheit, wenn es ausgelöscht würde. Zwar hat ein großer Theil von Europa seine Einsichten von den Franzosen; und man hat dem Scharfsinn dieser Nation viel zu verdanken. Allein das Genie eines Montesquieu, Voltaire, Helvetius, Diderot entzündete sich bey dem Lichte der Engländer, und Rousseau war ein Bürger aus einem Freystaate, und diese werden es ungefähr seyn, denen man das Licht, die gesunde Vernunft, die unser Jahrhundert vor so vielen andern unterscheidet, zu danken hat.

vorzügliche Beschaffenheit seines Bodens; der Vortheil, neue Ländereyen zu verarbeiten; die gezwungne Sparsamkeit seiner noch armen Landleute, alles vereinigte sich, um es in den Stand zu setzen, sein Produkt wohlfeiler zu geben als seine Konkurrenten. Dieser Vortheil, der größte, den man im Handel haben kann, verschaffete ihm einen entschiednen Vorzug auf allen Märkten. So wie Frankreichs Zucker sich vermehrte, erlebte England, daß man den seinigen nicht haben wollte, weil er theurer war. Der Verfall war so schleunig, daß ein Volk, welches den größten Theil von Europa mit Zucker versehn, und noch im J. 1719 den Fremden 19,202 Ohhöfte verkauft hatte, im Jahr 1733 nur 7,715, im Jahr 1737 5,211, und im J. 1740 nicht einen einzigen Ohhöft verkaufte.

Die Englischen Inseln hatten nicht so lange gewartet, bis die Sachen sich so gänzlich verändert hatten, um Klagen zu erheben. Schon 1731 hatten sie sich an den Brittischen Senat gewendet, um ihn zu bewegen, durch seine Bemühungen den Verlust eines Handels, der schon verloren war, zu verhüten. Anfänglich machte ihr Bitten wenig Eindruck. Man war ziemlich durchgängig überzeugt, daß die Ländereyen der Kolonien ausgemergelt wären; und das Parlement hatte selbst dieß Vorurtheil angenommen, ohne zu bedenken, daß wenn der Boden auch nicht mehr jene außerordentliche Fruchtbarkeit hätte, die sich in dem neuerlich gereuteten Boden zu zeigen pflegt, so bliebe ihm doch immer der Grad der Fruchtbarkeit, den das Land, wenn es immer fortgebauet wird, selten verliert, wo nicht Plagen und Unordnungen der

Natur

Natur sein ganzes Wesen verändern. Als man dem Parlemente, durch Register, welche bezeugten, daß die letzten Erndten beträchtlicher waren als die ehemaligen, die Augen geöffnet hatte, so schien es sich mit den Mitteln beschäftigen zu wollen, dem öffentlichen Wohlstand wieder aufzuhelfen.

Die politische Wirthschaft im Handel besteht darinn, wohlfeiler zu verkaufen als seine Mitbuhler. Die englischen Inseln konnten das, ehe das Hauptland im J. 1663 eine Auflage von $4\frac{1}{2}$ Procent auf allen aus Barbados gehenden Zucker festgesetzt hatte; welche Abgabe sich gar bald auf den Zucker der andern Besitzungen erstreckte. Indeß machte der Ueberfluß der Waare, daß man diese Last eine Weile tragen konnte. Aber da die Bedürfnisse der Kolonien sie gezwungen hatten sich noch selbst mit neuen Taxen zu belegen, so konnten sie eine Konkurrenz, die täglich lebhafter wurde, nicht aushalten, und überall wurden sie augenscheinlich ausgestochen. Vielleicht hätte man sie aus diesem verdrießlichen Zustande herausgehoben, wenn man die Auflage von $4\frac{1}{2}$ Procent abgeschafft, und zu ihrer innern Verwaltung die ungeheuren Abgaben verwandt hätte, die ihre Produkte bey der Einfuhr in Groß-Britannien bezahlen müssen; *allein* die Größe der Ausgaben, und die Masse der Nationalschuld erlaubten ihm ohnstreitig diese Freygebigkeit nicht; daher glaubte die Regierung genug zu thun, daß sie 1739 den Kolonisten die Erlaubniß gab, ihren Zucker gerade zu nach allen Europäischen Hafen zu schicken. Der Versuch, den es mit dieser Derogation von der Schiffahrtsakte machte, war

fruchtlos. Die Franzosen fuhren fort auf allen Märkten zu regieren; und die englischen Kolonien waren gezwungen, sich an der Versorgung des Brittischen Reichs zu begnügen, welches im Anfange dieses Jahrhunderts nicht mehr als zwölf tausend, im J. 1755 siebenzig tausend Oxhöfte verbrauchte.

VI.

Kolonie der Engländer auf Barbados.

England hatte dieß Produkt von den alten Besitzungen, die es in dem amerikanischen Archipelagus hatte, erhalten. Die Insel Barbados, die den andern allen Windwärts liegt, schien nicht einmal von Wilden bewohnt gewesen zu seyn, als einige von St. Christoph abgereiseete Engländer sich gegen das J. 1629 daselbst niederließen. Sie fanden sie mit so dicken, so harten Bäumen besetzt, daß nicht gemeine Denkungsart, Geduld, und Bedürfnisse dazu gehörten, um sie umzuhauen. Die Erde ward bald von dieser Last befreyet, oder dieser Zierrath entblößt; denn es ist zweifelhaft, ob die Natur ihr Werk nicht mehr verschönert, als des Menschen Hand, der alles in Rücksicht auf sich ganz allein verändert. Bürger, die es überdrüssig waren, das Blut ihres Vaterlandes fließen zu sehen, eilten diesen fremden Aufenthalt zu bevölkern. Indeß andre Kolonien durch Landstreicher, die Elend und Liederlichkeit aus ihren Heymathen getrieben hatten, mehr verwüstet als bebauet wurden, empfieng Barbados täglich neue Bewohner, die nebst Kapitalien Lust zur Arbeit, Muth, Thätigkeit, Ehrgeiz

geiz dahin brachten: welche Laster und Tugenden die Früchte der bürgerlichen Kriege sind.

Mit diesen Mitteln ward ein Eiland, das nicht mehr als acht Meilen lang, gegen viere breit ist, mit hundert tausend Menschen besetzt, und erhielt einen Handel, der vier hundert Schiffe, jedes von hundert und funfzig Tonnen, beschäftigte. So war der Zustand seines Flors im J. 1676, welches der Zeitpunkt seines höchsten Glanzes war. Nie hatte die Erde eine so große Menge Ackerleute auf einen so kleinen Strich Landes zusammen kommen, noch so viel reiche Produkte in so kurzer Zeit schaffen sehn. Die durch die Europäer geleitete Arbeiten wurden durch Sklaven, in Afrika gekauft, oder auch wohl in Amerika erzogen, ausgeführt. Diese letztere Art von Barbarey war eine zerbrechliche Stütze für ein neu Gebäude: sie hätte auch beynahe den Untergang desselben erzeugt.

Engländer, die an den Küsten des festen Landes gelandet hatten, um da Sklaven zu bekommen, wurden durch die Karaiben, die ihren Streifereyen zur Beute dienten, entdeckt. Diese Wilden fielen über den friedlichen Haufen her, den sie theils tödteten, theils in die Flucht schlugen. Ein junger Mensch, dem man lange Zeit nachsetzte, flüchtete in einen Wald. Eine Indierinn, die ihm begegnete, rettete sein Leben, ernährte ihn insgeheim, und brachte ihn einige Zeit nachher an das Ufer des Meers. Seine Gefährten erwarteten daselbst, vor Anker liegend, diejenigen, die sich verlaufen hatten; die Schaluppe kam also, ihn abzuholen. Seine Befreyerinn entschloß

sich mit ihm nach dem Schiffe zu gehen. Sobald sie zu Barbados angelangt waren, verkaufte dieß Ungeheuer diejenige, die ihm das Leben erhalten, die ihm ihr Herz mit allen Empfindungen und allen Schätzen der Liebe geschenkt hatte. Um die Ehre der Englischen Nation wieder herzustellen, hat einer ihrer Dichter selbst, dieß schändliche Denkmal von Geiz und Treulosigkeit, dem ganzen Abscheu der Nachwelt geweiht. Es ist in verschiedenen Sprachen mehreren Nationen zum Verfluchen dargestellt worden.

Die Indier, die nicht kühn genug waren, um es zu unternehmen, sich zu rächen, brachten ihren Groll den Negern bey, die wo möglich noch mehrere Beweggründe hatten, um die Engländer zu hassen. Einmüthig schwuren die Sklaven den Tod ihrer Tyrannen. Diese Verschwörung ward so geheimnißvoll getrieben, daß den Tag vor der Ausführung die Kolonie noch nicht das geringste argwohnte. Aber als wenn Edelmuth immer die Tugend der Unglücklichen seyn müßte, so benachrichtigte einer der Rädelsführer seinen Herrn davon. Briefe, die alsbald in allen Pflanzungen verbreitet wurden, gelangten noch zur rechten Zeit dahin. Die folgende Nacht ergriff man die Sklaven in ihren Hütten; die strafbarsten wurden mit Tages Anbruch hingerichtet; und diese Strenge machte, daß alles sich wieder unterwarf.

Seitdem ist dergleichen Unruhe nie wieder entstanden, und dennoch hat die Ausfuhr der Kolonie um die Hälfte abgenommen. Ihre Ueppigkeit; einige ansteckende Krankheiten; zerstöhrende Orkane; die Auswanderung eines großen Theils ihrer Einwohner,

die

die nach andern Inseln, oder nach dem nordamerikanischen festen Lande hingesegelt sind; die Verschlimmerung ihres Bodens, dem der Dünger nothwendig geworden ist; die Konkurrenz einer andern Nation, die das Glück gehabt hat, einen bessern Boden anzutreffen: alle diese Ursachen zusammen genommen, haben diese Veränderung hervorgebracht.

Gegenwärtig hat Barbados nur dreyßig tausend Sklaven, welche beschäftiget sind, Ländereyen mit Varech zu düngen, einem Meergewächs, das die Fluth auf die Küste wirft. In diesem Varech wird das Zuckerrohr gepflanzt. Die Erde dient zum Wachsthum eben nicht viel mehr als die Kasten, worinn man die Orangeriebäume in Europa steckt. Funfzehn tausend Oxhöfte rohen Zucker machen das ganze Einbringen dieses mühsamen Landbaues aus. Sie werden nach England gebracht, woselbst sie für ungefähr 300,000 Pf. Sterling verkauft werden. Die abgezognen Getränke, die etwa einen von 40,000 Pf. Sterling ausmachen mögen, gehn nach dem nördlichen Amerika.

Die Kolonie zu Barbados ist die einzige handelnde Kolonie, die die Engländer auf den Windinseln haben. Fast alle Negerschiffe, die aus Afrika kommen, landen daselbst. Wenn der Preis, den man den Schiffern bietet, ihnen nicht ansteht, so segeln sie weiter; aber es geschieht selten, daß sie ihre Ladung nicht in Barbados los werden sollten: der gewöhnliche Preis der Sklaven ist von 35 bis 40 Pf. Sterling, nach der Nation, oder Art, von der sie sind. In diesem Kauf macht man keinen Unterschied

des Alters oder des Geschlechts: das ist der gemeinschaftliche Preis der ganzen Ladung; und dabey zählt man nur die Köpfe. Die Bezahlung geschieht in Wechselbriefen auf London, auf neunzig Tag Nachsicht.

Diese Negern, die die Handelsleute im Ganzen gekauft haben, verkaufen sie nachher einzeln, entweder auf ihrer Insel selbst, oder auf den andern englischen Inseln. Der Ausschuß, der nach diesem Verkauf übrig bleibt, wird durch den Schleichhandel in die Spanischen und Französischen Eilande gebracht. Dieser Verkehr machte, daß ehedem zwölf bis funfzehn mal hundert tausend Thlr. zu Barbados im Umlauf stunden. Das Geld, das man noch, aber nicht in so großer Menge daselbst findet, ist fast durchgängig ausländisch, wird als Waare angesehn, und bloß nach dem Gewichte genommen. Die Schiffe, die dieser Besitzung eigenthümlich zugehören, bestehen in einer ziemlich großen Menge kleiner Fahrzeuge, die es zu seinen verschiednen Korrespondenzen braucht, und in etwa vierzig Schaluppen, die zur Fischerey des fliegenden Fisches gebraucht werden. Natur und Kunst haben sich vereint, um dieses Eiland zu befestigen. Gefährliche Klippen machen, daß man zwey Dritheilen von seinem Umfange nicht beykommen kann; und an dem Theil von der Küste, wo man hinkommen kann, hat man Verschanzungen gezogen, die in der gehörigen Weite durch Kastele vertheidiget werden, welche mit einer furchtbaren Artillerie versehn sind. Also kann Barbados seinen Nachbarn in Kriegszeiten Furcht einflößen, und verdient, daß sie in Friedens-

zeiten

zelten seine Verbindung suchen. Es bietet einen festen Grund, oder wenigstens eine Grundlage zum reichsten Zweige vom Landbau, eine bequeme Niederlage zum Sklavenhandel, mehr Einkünfte, Bewohner, Handlung und Macht dar, als man von seiner unbeträchtlichen Größe erwarten sollte, zumal wenn man es mit den benachbarten Inseln vergleicht. Antigoa, das fast eben so groß ist, hat weder dieselben Mittel, noch eine gleiche Wichtigkeit.

VII.

Kolonie der Engländer auf Antigoa.

Diese Insel, die nur etwa zwanzig Meilen lang *), aber ansehnlich breit ist, ward von der gerin-

*) Barbados ist vorhin acht Meilen lang und vier Meilen breit angegeben worden, und Antigoa wird zwanzig lang geschätzt, und doch heißt es, Antigoa sey nur fast so groß als Barbados. Wie ist dieser Widerspruch zu erklären? Das wollen wir zeigen. Der Verf. nahm seine Nachrichten über die englischen Inseln aus einem englischen Buche; ich vermuthe aus dem unter dem Titel: The British Empire in Nord-America, bekannten; alwo die Maaßen nach englischen Meilen angegeben sind. Hie und da hat er sie nach Französischen oder Seemeilen reducirt, davon jede drey englische hält. Daß, wo Meilen genannt worden, wir überall dergleichen Seemeilen und keine Deutsche verstehen, haben wir schon im 1ten Theile angezeigt. Die Größe von Barbados ist auch nach solchen angegeben worden. Allein bey vielen englischen Besitzungen hat der Abbe Raynal nicht für gut befunden, diese Reduktion

gen Anzahl Franzosen, die sich dahin retteten, als sie 1629 von den Spaniern aus St. Christoph verjagt wurden, ganz wüste befunden. Der Mangel an Quellen, der ohnstreitig die Wilden verhindert hatte sich darauf niederzulassen, zwang die neuen dahin Geflüchteten, sich, sobald sie wieder in ihre ehemalige Wohnplätze kommen konnten, von da weg zu begeben. Einige Engländer, die unternehmender waren als die Franzosen und Karaiben, schmeichelten sich dieß große Hinderniß zu übersteigen, indem sie das Regenwasser in Zisternen sammleten, und bauten sich da an. Man weiß nicht recht, in welchem Jahre diese Besitzung angelegt ward; aber es ist erwiesen, daß sich im Januar 1640 ungefähr dreyßig Familien darauf befanden.

Diese Anzahl hatte sich eben nicht vermehrt, als Lord Willoughby, welchem Karl II Antigoa, so wie sein Vater ehedem Barbados dem Grafen von Carlisle, geschenkt hatte, im Jahr 1666 auf seine Kosten eine ziemliche Anzahl Einwohner dahin schickte. Toback, Indig, Ingwer, womit sie sich allein beschäf-

---

tion anzustellen; welches denn, wie natürlich, eine Verwirrung verursacht. Wenn Antigoa zwanzig Meilen angegeben wird, so muß man englische verstehen, welches etwa sieben Seemeilen ausmacht. Bey jeder Englischen Besitzung wollen wir es angeben. Indeß wird der Leser in unserm Anhange zu diesem Theile, eine aus den besten Schriftstellern genommene Angabe des gegenwärtigen Zustandes der Englischen Inseln, als eine Berichtigung unsers Verf. finden: daraus indeß erhellen wird, daß er aus keinen schlechten Quellen geschöpft hat.

schäftigten, hätten sie wahrscheinlich niemals bereichert, wenn nicht der Oberste Codrington im J. 1680 an dem Zuckerbau eine Quelle des Flors nach dem Eilande, das damals wieder zum Domän der Nation war geschlagen worden, gebracht hätte. Derjenige, den es anfänglich hervorbrachte, war schwarz, herbe, grob. Man mochte ihn in England nicht haben, und er fand nur in Holland und in den Hanseestädten Abgang, wo er viel geringer verkauft wurde, als der aus den andern Kolonien. Die Arbeit, die hartnäckiger, die Kunst, die erfinderischer, als die Natur widerspenstig ist, fügten dem Zucker alles bey, was ihm an Vollkommenheit und Werthe mangelte. Die Insel liefert 8000 Oxhöfte davon, welches das einzige Einbringen der Arbeit von funfzehn bis sechszehn tausend Schwarzen ist.

Der Misbrauch der Gewalt, der bey den mehrsten Nationen so gemein, bey den Engländern so selten ist, ward zu Antigoa grausam empfunden, aber nicht ungestraft. Der dortige Statthalter, Oberster Parck, both den Gesetzen, den Sitten und Anstande Hohn, und kannte weder Ziel noch Maaß. Die Glieder des Raths, außer Stand, Excessen, die sie verabscheueten, Einhalt zu thun, ermahnten im J. 1710 die Kolonisten ihre Repräsentanten zu schützen, das allgemeine Wohl zu vertheidigen, und so vielem Unglücke ein Ende zu machen. Alsbald ergreift man die Waffen, der Tyrann wird in seinem eignen Hause angegriffen, und stirbt von verschiednen Wunden, die man ihm beybringt. Sein nackt auf die Straße geworfner Leichnam wird durch diejenigen verstümmelt,

melt, deren Ehebett er befleckt hatte. Das Hauptland, welches von den heiligen Rechten der Natur mehr gerührt, als auf sein Ansehn eifrig war, wandte die Augen von einer gewaltsamen That weg, die seine Wachsamkeit hätte verhüten sollen, aber die die Billigkeit ihm zu rächen verboth. Die Tyranney allein will, wenn sie eine Rebellion erregt hat, sie in dem Blute der Unterdrückten ersticken. Der Machiavelismus, der den Fürsten die Kunst lehrt Furcht und Abscheu zu erwecken, gebietet ihnen die Schlachtopfer zu ersticken, deren Geschrey ihnen lästig wird. Die Menschlichkeit gebiethet den Königen gerechte Gesetze zu geben; den Staat sanft zu regieren; Mäßigung anzuwenden, um keine Empörungen zu erregen; und Gnade, um sie zu verzeihen. Die Religion gebiethet den Unterthanen den Gehorsam; aber vor allen Dingen befiehlt Gott den Fürsten Billigkeit. Wenn sie es daran ermangeln lassen, so werden sich hundert tausend Hände, hundert tausend Stimmen an dem Richttage des Himmels und der Erden gegen einen einzigen Menschen erheben. Die Amerikanischen Inseln haben bisweilen das Ansehn der Könige und die Rechte des Volks gegen Statthalter gerächet, die durch eine doppelte Verrätherey den Namen des Fürsten misbrauchten, um eine Nation zu unterdrücken. Antigoa wird in der Geschichte durch dieß schreckliche Beyspiel von Gerechtigkeit berühmt bleiben. Uebrigens ist dieß Eiland gar zu eingeschränkt: aber Montserrat ist noch unbeträchtlicher.

VIII.

Kolonie der Engländer auf Montserrat.

Das ist eine Insel, der die Spanier, die im J. 1493 daran landeten, ohne sich darauf niederzulassen, den Namen eines Berges in Katalonien gaben, dessen Gestalt sie hatte. Sie ist fast rund und enthält ungefähr neun Meilen im Umfange *). Ihr Gebieth ist außerordentlich ungleich, voll von dürren Anhöhen und Thälern, die das Wasser fruchtbar machet. Die Engländer, die im J. 1632 dahin anlangten, begnügten sich nicht damit, die Ruhe der zahlreichen Wilden, die sie darauf fanden, zu stöhren; sondern sie trieben sie ganz weg. Diese Grausamkeit brachte die Vortheile nicht zuwege, die man davon erwartete. Der Fortgang der Kolonie war langsam, und sie ward nicht eher etwas, als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts.

Zu der Zeit bemächtigte sich ein Eifer, der keine besondre Veranlassung hatte, aller Gemüther. An die Stelle des kleinern Landbaues, der kaum den eingeschränktesten und dringendsten Bedürfnissen Gnüge geleistet hatte, trat auf einmal der Bau des Zuckers. Zehn tausend Sklaven ziehn jährlich fünf tausend Oxhöfte, obgleich verschiedne durch den Krieg und die Elemente verursachte Unglücksfälle von Zeit zu Zeit dem Fleiße der Kolonisten Hindernisse in den Weg gelegt haben. Die Auf- und Abladung der Schiffe sind auf einer Insel, die nicht eine einzige gute Rhede hat,

*) Seemeilen.

hat, schwer zu bewerkstelligen. Selbst die Schiffe wären an der Küste vieler Gefahr ausgesetzt, wenn die Befehlshaber derselben nicht die Behutsamkeit beobachteten, bey herannahenden Stürmen in die weite See zu stechen, und nach den benachbarten Häfen zu segeln. Nevis ist derselben Unbequemlichkeit ausgesetzt.

IX.

Kolonie der Engländer auf Nevis.

Der gemeinsten Meynung zu Folge ward diese Insel 1628 durch die Engländer besetzt. Eigentlich ist es nur ein sehr hoher Berg, mit einer ganz gelinden Abdachung, auf dessen Spitze hohe Bäume stehn. Die Pflanzungen sind da herum angelegt, fangen am Ufer des Meers an, und erheben sich bis an den Gipfel. Aber so wie sie sich von der Ebne entfernen, vermindert sich ihre Fruchtbarkeit, weil ihr Boden steinig wird. Dieses Eiland wird von einer Menge Bäche gewässert. Sie wären Quellen des Ueberflusses, wenn sie bey Gewittern sich nicht in Ströhme verwandelten, das Erdreich mit wegspühlten, und die Schätze, die sie hervorgebracht haben, nicht selbst zerstöhrten.

Die Kolonie zu Nevis ist ein Muster von Tugend, Ordnung und Frömmigkeit. Sie dankt diese exemplarische Sitten den väterlichen Bemühungen ihres ersten Befehlshabers. Dieser unvergleichliche Mann erweckte alle Einwohner durch seine eigne Aufführung, zur Liebe für die Arbeit, zu einer vernünf-

tigen Spahrsamkeit, zu anständigen Erholungen. Aller Landbau, zumal der Zuckerbau, ward glücklich ermuntert. Derjenige, der geboth; die, die da gehorchten; alle hatten zur Richtschnur ihrer Handlungen nichts als die strengste Billigkeit. Niemals herrschte irgendwo mehr Eintracht, Ruhe und Sicherheit. Der Fortgang dieses sonderbaren Pflanzorts war so beträchtlich, daß, wenn man allen Nachrichten aus den damaligen Zeiten trauen will, sich bald zehn tausend Weiße und zwanzig tausend Negern da befanden. Sollte auch diese angegebene Menschenzahl in einer Strecke von sechs Meilen *) im Umkreise übertrieben seyn, so zeigt das nichs desto weniger eine außerordentliche aber unfehlbare Wirkung des Flors an, der in wohlgesitteten Gesellschaften der Tugend folgt.

Indeß schützt die Tugend selbst, weder den einzelnen Menschen, noch die Völker vor den Plagen der Natur, oder den Streichen des Glücks. Im J. 1689 raffte ein schreckliches Sterben die Hälfte dieser glückseligen Völkerschaft weg. Ein Französisches Geschwader verheerte sie im J. 1706, und raubte ihr drey bis vier tausend Sklaven. Im folgenden Jahre ward der Ruin dieses Eilandes durch den wütendsten Orkan, dessen man sich zu erinnern wüßte, vollendet. Seit diesen nach einander folgenden Unfällen hat es sich ein wenig erholt. Man zählt daselbst acht tausend Negern, die vier tausend Oxhöfte Zucker liefern. Vielleicht wären diejenigen, die sich am

*) Seemeilen.

am meisten über die Ausrottung der Amerikaner und die Sklaverey der Afrikaner betrüben, ein wenig getröstet, wenn die Europäer überall so menschlich wären, als die Engländer auf Nevis, und wenn alle Eilande der neuen Welt verhältnißmäßig eben so wohl angebauet wären: aber die Natur und die menschliche Gesellschaft bringen selten solche Wunder hervor.

Aus Barbuda, Anguilla und den Jungfernin-seln erhält England keine Produkte. Vier tausend Einwohner, halb Freye, halb Sklaven, ziehen in diesen elenden Besitzungen zerstreut einiges Vieh auf, und bauen einige eßbare Produkte, die sie in die benachbarten Kolonien verkaufen. Zum Glück hindert sie ihre Armuth, nicht einer freyen und abgesonderten Regierung zu genießen. Der Befehlshaber auf diesen Eilanden ist, so wohl als die zu Antigoa, Montserrat und Nevis, nur Unterbefehlshaber des General-Kapitäns, der zu St. Christoph seinen Sitz hat.

X.

Kolonie der Engländer auf St. Christoph.

Dieß ist die Mutter aller Englischen und Französischen Kolonien, die in der neuen Welt gewesen. Beyde Nationen gelangten an demselben Tage im J. 1625 dahin. Sie theilten die Insel unter sich; sie unterschrieben einen ewigen Neutralitätsvertrag; sie versprachen sich wechselseitige Hülfe gegen den gemeinschaftlichen Feind; das waren die Spa-

Spanier, die seit hundert Jahren beyde Halbkugeln an sich rissen oder beunruhigten. Aber der Neid erregte bald Zwietracht unter diejenigen, die der gemeinschaftliche Vortheil vereint hatte. Der Franzose sah mit Verdruß des Engländers Arbeit gedeihen, der seiner Seits es ungeduldig ertrug, daß ein müssiger Nachbar, dessen ganze Beschäftigung Jagd und Buhlen war, ihm seine Fran zu verführen suchte. Diese beyderseitige Unruhe erzeugte bald Zänkereyen, Kämpfe, Verwüstungen, aber ohne Absicht auf Eroberungen. Es waren nichts als Familienfeindschaften, woran die Regierung keinen Antheil nahm. Als im J. 1666 wichtigere Angelegenheiten den Krieg zwischen den beyden Hauptländern entzündet hatten, so ward St. Christoph funfzig Jahre hindurch ein Schauplaß des Mordens. Der schwächste, der gezwungen worden war das Eiland zu räumen, säumte nicht verstärkt wieder zu kommen, sowol um sich wegen seiner Schlappen zu rächen, als um sich seines Schadens zu erholen. Diese so lange die Waage haltende Abwechslung von Glück und Unglück endigte sich 1702 mit der Vertreibung der Franzosen, denen der Uetrechter Frieden alle Hofnung zur Rückkehr benahm.

Dieß Opfer war damals für eine Nation nicht sehr groß, die in dieser Besitzung, so zu sagen, nur ein Jagd- und Mordrecht ausgeübt hatte. Ihre ganze Menschenzahl bestund daselbst nur aus 667 Weißen, groß und klein, von beyden Geschlechtern; 29 freye Negern; 659 Sklaven; 157 Pferde; 265 Stück Hornvieh machten ihre sämtliche Viehzucht aus. Sie zog

nur ein wenig Indig und Baumwolle, und hatte nur eine einzige Zuckerpflanzung.

Obgleich England schon längst bessern Vortheil aus seinem Rechte an dieser Insel gezogen hatte, so machte es sich die gänzliche Abtretung derselben doch nicht gleich zu Nutze. Seine Eroberung blieb lange Zeit ein Raub habsüchtiger Befehlshaber, die die Ländereyen für sich verkauften, oder sie ihren Anhängern schenkten, ohne die Dauer ihrer Ertheilung länger, als ihr Regiment währte, versichern zu können. Das englische Parlement machte dieser Unordnung endlich ein Ende. Es befahl, daß alle Ländereyen an den Meistbietenden verkauft, und der Werth dafür in die Kassen des Staats gebracht werden sollten. Seit dieser weisen Verordnung wurden die neuen Ländereyen so wie die alten gebauet.

Das Eiland mag wol siebenzig Meilen *) im Umfange haben. In der Mitte desselben liegen eine große Menge hoher und unfruchtbarer Berge. Auf der Ebne sieht man angenehme, reinliche, bequeme, mit Alleen, Springbrunnen, und Boskets geschmückte Pflanzungen, hie und da herum liegen. Die Lust zum Landleben, die sich in England mehr als in irgend einer Gegend des gesitteten Europas erhalten hat, ist zu St. Christoph eine Art von Leidenschaft geworden. Niemals hat man da die Nothwendigkeit empfunden, in kleinen Versammlungen zusammen zu kommen, um die lange Weile zu vertreiben; und wenn die Franzosen nicht eine Dorfschaft dort zurückgelassen

*) Hier sind englische Meilen zu verstehen.

gelassen hätten, wo ihre Sitten noch herrschen, so wüßte man nichts von dem geselligen Wesen, das mehr Zankereyen als Vergnügungen erzeugt; das, von Buhlerey genährt, endlich auf Liederlichkeit hinausläuft; daß mit Freuden beym Schmausen anfängt, und mit Zänkereyen beym Spiel aufhört. Anstatt dieß Bild von Einigkeit, das nur eine Quelle von Uneinigkeit ist, zu besitzen, leben die englischen Einwohner einsam, aber zufrieden; mit so heitrer Seele und Stirne, als der gemäßigte Himmel, wo sie eine reine und gesunde Luft einathmen; mitten unter ihren Feldern und Sklaven, die sie ohne Zweifel als Väter regieren, da sie ihnen edelmüthige und bisweilen heroische Empfindungen einflößen. Zu St. Christoph hat sich Liebe und Freundschaft durch eine Trauerbegebenheit, deren Gleichen weder Fabel noch Geschichte aufgestellt hatten, geäußert.

Zwey junge, wohlgebildete, starke und muthige Negern, mit einem seltnen Herzen gebohren, liebten einander von Kindheit auf. Sie arbeiteten in einer Pflanzung zusammen, und hatten sich durch ihre Leiden verbunden, welche zärtliche Herzen genauer vereinigen als Vergnügungen. Waren sie nicht glücklich, so trösteten sie sich doch in ihrem Unglück. Die Liebe, durch welche man dasselbe sonst ganz zu vergessen pflegt, trieb das ihrige aufs höchste. Eine Schwarze, eine Sklavinn wie sie, mit Blicken, die unstreitig durch ihre schwarze Farbe lebhafter und feuriger glänzten, als unter einer albasternen Stirne, entzündete in beyden Freunden eine gleiche Wuth. Ihre Liebhaberinn, die geschickter war eine große

Leidenschaft zu erregen, als zu empfinden, hätte jeden von beyden zu ihrem Gatten erwählt; aber keiner wollte sie dem andern rauben, noch konnte sie ihm abtreten. Die Zeit vermehrte nur die Qualen, die ihre Seele nagten, ohne weder ihre Freundschaft noch ihre Liebe zu schwächen. Oft flossen bittere und sengende Thränen, unter ihren häufigen Umarmungen, wenn sie den gar zu theuren Gegenstand, der sie in Verzweiflung setzte, erblickten. Sie schwuren manchmal sie nicht mehr zu lieben, dem Leben lieber als ihrer Freundschaft zu entsagen. Die ganze Pflanzung war durch das Schauspiel dieser schrecklichen Kämpfe gerührt. Man sprach von nichts als von der Liebe der beyden Freunde für die schöne Negerinn.

Eines Tages folgten sie ihr in ein Holz. Da umarmt sie jeder in die Wette, drückt sie tausendmal an sein Herz, thut ihr alle Schwüre, überhäuft sie mit allen Namen, die die Zärtlichkeit erfand; und auf einmal, ohne einander etwas zu sagen, ohne einander anzusehn, stoßen sie ihr den Dolch ins Herz. Sie stirbt; und ihre Thränen, ihr Schluchzen vermischt sich mit ihrem letzten Athem. Sie brüllen. Das ganze Gehölz erschallt von ihrem wütenden Geschrey. Ein Sklav kommt herzugelaufen. Er sieht sie von fern, wie sie das Schlachtopfer ihrer sonderbaren Liebe mit Küssen bedecken. Er ruft Leute herbey, sie kommen, und man findet die beyden Freunde, wie sie, den Dolch in der Hand, sich über den Leichnahm ihrer unglücklichen Geliebten umarmend, in ihrem Blute badend, selbst in den Ströhmen von

Blut,

Blut, die aus ihren eignen Wunden flossen, den Geist aufgaben.

Diese Liebhaber, diese Freunde, befanden sich daselbst unter einer Heerde von fünf und zwanzig tausend Negern, welche zwölf bis dreyzehn tausend Oxhöfte Zucker an Europa zu liefern bestimmt sind. Mitten unter diesen friedlichen Arbeiten, in diesem erniedrigenden Stande entstehn Handlungen, die würdig sind die Welt in Erstaunen zu setzen. Wehe den, den nicht Entsetzen und Mitleid, bey der Kraft dieser wilden Liebe, durchschauert. Die Natur hat ihn nicht zur Sklaverey der Negern, sondern zur Tyranney ihrer Herren gebildet. Dieser Mensch muß ohne Mitleiden gelebt haben; er wird ohne Bedauren sterben; er hat nie geweint, nie wird er beweint werden. Aber es ist Zeit St. Christoph zu verlassen, und nach Jamaika zu eilen.

XI.

Die Engländer verjagen die Spanier aus Jamaika, und lassen sich daselbst nieder.

Diese Insel, die den übrigen englischen unter dem Winde liegt, und von den Erdbeschreibern in die Zahl der Antillen gesetzt worden ist, bildet eine fast eyförmige Gestalt in der See, deren größter Durchmesser ungefähr hundert und siebenzig, der kleinere aber höchstens siebenzig Meilen *) enthält. Sie

*) Hier müssen auch englische Meilen verstanden werden.

wird von verschiednen Ketten von hohen unregelmäßigen Bergen, wo abscheuliche Felsen unordentlich auf einander gehäuft liegen, durchschnitten. Ihre Unfruchtbarkeit hindert nicht, daß sie nicht gänzlich mit einer erstaunlichen Menge Bäume bedeckt seyn sollten, deren Wurzeln in die Ritzen der Felsen dringen, und da die Feuchtigkeit suchen, welche häufige Gewitter und Nebel zurücklassen. Dieses beständige Laub, das durch eine Menge von Wasserfällen genährt und verschönert wird, bildet einen immerwährenden Frühling, und zeigt dem bezauberten Auge das schönste Schauspiel in der ganzen Natur. Aber dieß Wasser, das von dürren Gipfeln herab fallend, Fruchtbarkeit in die Ebnen gießt, hat einen unangenehmen und ungesunden Kupfergeschmack. Zum Glück wird dieser Fehler durch die reine Luft ersetzt, die so gemäßigt ist, als man sie nur unter den Wendezirkeln, auf beyden Halbkugeln, einathmen kann.

Colombo entdeckte dieses große Eiland im J. 1494, aber er legte keinen Pflanzort darauf an. Acht Jahre nachhero ward er durch einen Sturm dahin geworfen. Da der Verlust seiner Schiffe ihn außer Stand setzte heraus zu kommen, so flehte er die Menschlichkeit der Wilden an, und empfieng von ihnen allen Beystand des natürlichen Mitleidens. Aber dieß Volk, das lediglich für seine eigne Nothdurft Land bauete, ward es überdrüssig Fremdlinge zu nähren, die es in Gefahr setzten selbst Hungers zu sterben, und entfernte sich aus ihrer Nachbarschaft. Die Spanier, die es schon durch Gewaltthätigkeiten schüchtern gemacht hatten, schonten darauf diese Indier nicht

länger, und trieben es so weit, daß sie gegen ihren Anführer die Waffen ergriffen, den sie der Strenge beschuldigten, weil er ihre Wildheit nicht gebilliget hatte. Colombo, gezwungen ihren Drohungen nachzugeben, bediente sich, um sich aus seiner verzweifelten Lage zu reißen, eine von jenen Erscheinungen der Natur, worinn der Mann von Genie unterweilen Hülfsmittel findet, die der Nothwendigkeit zu verzeihen sind.

Die wenigen astronomischen Kenntnisse, die er erlangt hatte, zeigten ihm an, daß sich bald eine Mondfinsterniß eräugnen würde. Er ließ allen benachbarten Kaziken sagen, daß sie sich versammeln möchten, um von ihm Dinge zu hören, die für ihre Erhaltung wichtig wären. Als er mitten unter ihnen war, warf er ihnen erstlich die Härte vor, womit sie ihn und seine Gefährten todt hungern ließen; und sagte ihnen darauf mit dem Ansehen eines vom Himmel Erleuchteten: Um euch desfals zu strafen, wird der Gott, den ich anbete, euch mit den härtesten Streichen züchtigen. Gleich diesen Abend werdet ihr den Mond roth werden, dann sich verdunkeln und euch sein Licht entziehen sehn. Das wird nur das Vorspiel eurer Unglücksfälle seyn, wenn ihr mir fernerhin keine Lebensmittel geben wollt.

Kaum sprach es der Admiral, so wird seine Prophezeihung erfüllt. Die Noth ist groß unter den Wilden. Sie halten sich für verloren, bitten um Gnade und versprechen alles. Darauf wird ihnen angekündiget, daß der Himmel von ihrer Reue ge-

rührt, seinen Zorn fahren läßt, und daß die Natur wieder in ihr Gleis treten wird. Von dem Augenblick an kommen von allen Enden Lebensmittel her, und es fehlte dem Colombo nichts weiter daran, bis er abreiste.

Don Diego, der Sohn dieses außerordentlichen Mannes, war derjenige, der die Spanier zu Jamaika ansäßig machte. Im J. 1509 schickte er von San-Domingo aus siebenzig Räuber, unter Anführung von Juan de Esquimel dahin. Bald darauf folgten ihnen andre. Alle schienen nach dieser herrlichen und friedlichen Insel nur darum zu gehen, um sich daselbst im Menschenblute zu baden. Das Schwerdt dieser Unmenschen hielt nicht eher ein, als bis kein einziger Einwohner mehr vorhanden war, um das Andenken eines zahlreichen, sanften, einfältigen und ungekünstelten Volks zu erhalten. Zum Glück für den Erdball waren diese seine Verwüster nicht bestimmt, die Stelle dieser Menschen zu ersetzen. Hätten sie wol sich auf einer Insel vermehren mögen, die kein Gold lieferte? Ihre Grausamkeit brachte ihrem Geiz keinen Vortheil, und die Erde, die sie mit Blute befleckt hatten, schien den unermeßlichen Bemühungen, die sie anwendeten, um sich darauf fest zu setzen, zu widerstehen. Alle Niederlassungen, die auf der Asche der Landeseingebohrnen errichtet wurden, verfielen, so wie Arbeit und Verzweiflung die der Wuth der ersten Eroberer entgangnen Wilden vollends aufrieben. St. Jago de la Vega war die einzige, die Bestand behielt. Die Einwohner dieser Stadt, in dem Müssiggange, der aus der Tyranney nach der Verwüstung entspringt,

ver-

versenkt, begnügten sich damit, von einigem Landbau zu leben, dessen Ueberschuß sie an die Schiffe verkauften, die an ihren Küsten anhielten. Die ganze Menschenzahl dieser in dem kleinen Gebiethe, das dieses Mördergeschlecht ernährte, eingeschränkten Kolonie belief sich auf funfzehn hundert unter einer gleichen Anzahl von Tyrannen stehender Sklaven, als die Engländer endlich im J. 1655 diese Stadt angriffen, sich ihrer bemächtigten, und sich daselbst niederließen.

Mit ihnen drang Zwietracht herein. Sie brachten den schrecklichsten Keim dazu mit hin. Anfangs hatte die Kolonie zu Bewohnern, nur drey tausend Mann von jener fanatischen Miliz, die unter den Fahnen der Republikanischen Parthey gestritten und gesiegt hatten *). Bald darauf kamen eine Menge Royalisten hinzu, welche in Amerika hofften

*) Diese Miliz wird überhaupt mit unrecht fanatisch genannt. Seit den Griechen hat sich nie ein Haufen Volks so erleuchtet gezeigt, als die Armee des Parlements nach erfochtenem Siege. Man sieht es aus den Vorstellungen, die sie dem Parlemente verschiedentlich überreichte. Vermuthlich wenn dieselben wären befolgt worden, so hätte sich England zu einem Glanze erhoben, dergleichen kein Volk je erreicht hat. Man merke dabey, daß alles in der Armee mit Zuziehung und nach Angeben des gemeinen Soldaten geschah, woraus man sehen kann, zu welchem Grade, die republikanische Verfassung das ganze Menschengeschlecht in Ansehung der Verstandeskräfte erhebt. Siehe übrigens hierüber der Macaulay Geschichte von England, Tom. IV gegen Ende, und Tom. V im Anfange.

einen Trost für ihre Unfälle, oder die Stille des Friedens anzutreffen. Der Geist der Zwietracht, der beyde Partheyen seit so langer Zeit und so grausam wütend gegen einander gemacht hatte, folgte ihnen jenseits des Meeres. Einer Seits triumphirte man übermüthig wegen Cromwells Schutz, den man auf den Trümmern des Throns erhoben hatte; auf der andern verließ man sich auf die Billigkeit des Befehlshabers der Insel, der zwar, sich unter der Gewalt eines siegenden Mitbürgers zu beugen gezwungen, ihm aber im Grunde der Seele nicht ergeben war. Das war hinreichend, um die Abscheu- und Blutvollen Auftritte in der neuen Welt zu erneuren, die man in der Alten so oft erblickt hatte. Aber Penn und Venables, die Eroberer von Jamaika, hatten das Kommando dem weisesten Mann, der auch zugleich der älteste Officier war, übergeben. Er hieß Dodley und war ein Freund der Stuarts. Zweymal setzte Cromwell einen von seinen Anhängern an die Stelle, und zweymal machte ihr Tod, daß man den Dodley wieder zum Oberhaupt nehmen mußte.

Die Verschwörungen, die man wider ihn anstellte, wurden entdeckt und vereitelt. Niemals ließ er das geringste gegen die Mannszucht begangne Versehen unbestraft. Die Waagschaale hielt er immer gleich, zwischen der Parthey, die er verabscheuete, und der, die er liebte. Der Arbeitstrieb ward durch seine Bemühungen, seine Rathschläge und sein Beyspiel erweckt und angefeuert. Seine Uneigennützigkeit unterstützte sein Ansehn, zufrieden mit dem, was ihm seine Pflanzungen einbrachten, konnte man ihn gar

nicht

nicht bewegen einen Gehalt anzunehmen. In seinem Privatleben war er ungekünstelt und freundschaftlich, aber dabey in seinem Amte ein unerschrockner Krieger, ein unbeweglicher und strenger Befehlshaber, und ein weiser Staatsmann. Seine Art zu regieren war ganz militärisch; denn er wußte, daß er eine bloß aus Kriegsleuten zusammengesetzte erst entstehende Kolonie im Zaum zu halten und zu bilden, und einen Anfall der Spanier zu verhüten oder abzuschlagen hatte, welche versuchen möchten, das wieder zu erlangen, was sie verloren hatten.

Aber als Karl II von der Nation, die seinen Vater vom Thron gestoßen hatte, auf denselben wieder berufen ward, so ward zu Jamaika eine bürgerliche Regierung eingeführt, die, wie in den andern Kolonien, nach dem Muster des Hauptlandes gebildet war. Der Befehlshaber stellte den König vor; der Rath, die Lords und drey Abgeordnete aus jeder Stadt, nebst zweyen aus jedem Kirchsprengel machten das Unterhaus aus. Aber diese Versammlung begnügte sich damit, bey ihren ersten Bemühungen einige vorläufige Polizey- Rechts und Finanzverordnungen ohne Ordnung festzusetzen. Erst im J. 1682 entstund das Gesetzbuch, das heut zu Tage die Kolonie bey Kräften erhält. Drey weise Gesetze aus demselben verdienen des Lesers Aufmerksamkeit.

Das eine, das für die Vertheidigung des Vaterlandes sorgt, reizt eben das Privatinteresse der Bürger dazu, welches sie davon abhalten könnte. Es gebietet, daß jeder durch den Feind geschehener Schade augenblicklich durch den Staat, und wenn der Fiskus

nicht dazu im Stande ist, auf Kosten aller Einwohner soll bezahlt werden.

Ein andres Gesetz wacht auf die Mittel die Bevölkerung zu vermehren. Es verordnet, daß jeder Schiffer, welcher in die Kolonie einen Menschen gebracht hat, der nicht im Stande ist seine Fahrt zu bezahlen, eine allgemeine Belohnung von einem Pfund Sterling erhalte. Die besondre Belohnung beträgt für jede aus England oder Schottland gebrachte Person $7\frac{1}{2}$ Pfund; für eine aus Irrland 6 Pfund St. für jede aus dem amerikanischen festen Lande $3\frac{1}{2}$ Pfund St. und 2 Pfund St. für jeden aus den andern Eilanden herübergebrachten Menschen.

Das dritte Gesetz zweckt darauf ab, den Landbau zu begünstigen. Wenn ein Ländereybesitzer nicht das Vermögen hat, die Zinsen oder das Kapital seiner Schulden zu bezahlen, so wird seine Pflanzung durch zwölf Besitzer taxirt, die seine Pairs sind. Der Gläubiger ist verbunden diese Grundstücken zur Bezahlung des Ganzen, nach dem Werth der Schätzung, anzunehmen, und wenn es sich auch so hoch nicht beliefe als die Schuld; sollte aber die Pflanzung diese übersteigen; so muß er den Ueberschuß herausgeben. Diese Einrichtung, die zu vielen Partheylichkeiten Anlaß giebt, macht ihre Ungerechtigkeit durch einen allgemeinen Vortheil, den sie hervorbringt, wieder gut; indem sie die Strenge der Klagen des Kapitalisten und Kaufmannes gegen den Ackermann lindert. Die Folge dieser Einrichtung gereicht den Ländereyen und den Menschen überhaupt zum Vortheil. Selten leidet der Gläubiger darunter, weil er auf seiner Huth ist;

und

und der Schuldner wird desto stärker zur Wachsamkeit und Ehrlichkeit angehalten, um Kredit zu finden. Dann gründen sich die Verbindungen auf das Vertrauen, und Vertrauen wird nur durch Tugenden erworben und erhalten.

XII.

Jamaika hat sich durch seinen Schleichhandel nach dem Spanischen Amerika bereichert.

Ehe so weise Gesetze den Flor der Kolonie sicher gemacht hatten, war sie schon in Ruf gekommen. Einige Ebentheurer, so wol aus Nationalhaß und Eifersucht, als aus einem unruhigen Gemüth und Begierde nach Reichthümern, fielen die Spanischen Schiffe an. Diesen Seeräubern stunden Cromwells Soldaten bey, die, da sie nach seinem Tode nichts erhielten als den allgemeinen mit seinen grausamen Siegen verbundenen Haß, in der Ferne ein Glück suchten, das sie in Europa nicht mehr hofften. Diese Anzahl ward noch durch eine Menge Engländer von beyden Partheyen vermehrt, welche durch die bürgerlichen Kriege, worinn sie um das Ihrige gekommen, an Blut gewöhnt waren. Diese nach Raub und Mord gierige Menschen plünderten die Meere und verheerten die Küsten der neuen Welt. Immer ward von den Engländern und oft von den Fremden, der Raub Mexikos und Perus nach Jamaika gebracht. Sie fanden auf diesem Eilande mehr Bequemlichkeit, bessere Aufnahme, mehr Schutz und Freyheit als anderswo, theils zum Landen, theils die Beute ihrer

Strei-

Streifereyen zu verzehren. Da stürzten sie die Verschwendungen eines liederlichen Lebens gar bald wieder ins Elend. Dieser einzige Sporn ihres blutigen Fleißes machte, daß sie auf neuen Raub auszogen. Also zog ihre Kolonie Nutzen aus ihrem beständigen Glückswechsel; und ward reich durch die Laster, die die Quelle und der Untergang ihrer Schätze waren.

Als dieses verwüstende Geschlecht durch seine mörderische Thätigkeit erlöscht war, so wurden die Kapitalien, die sie zurückgelassen hatten, und die denn doch nur noch ungerechtern und grausamern Räubern entrissen worden waren, die Grundlage eines neuen Wohlstandes, durch die leichten Mittel, die sie an die Hand gaben, einen Schleichhandel mit den Spanischen Besitzungen anzulegen. Diese Quelle von Reichthümern nahm immer zu, und zumal gegen Ende des vorigen Jahrhunderts. Es machten sich Portugiesen mit einem Kapital von einer Million Thlr., wozu der Landesherr zwey Drittheile hergeschossen hatte, im J. 1696 anheischig, den Unterthanen des Madrider Hofs, die fünf Jahre hindurch, da der Vertrag bestehn sollte, jährlich fünf tausend Negern zu liefern. Diese Gesellschaft holte einen großen Theil seiner Sklaven aus Jamaika. Von Stund' an hatten die Einwohner dieses Eilandes einen ununterbrochenen Verkehr mit Mexiko und Peru; theils vermittelst der portugiesischen Agenten; theils durch die Befehlshaber ihrer eignen Schiffe, die sie bey diesem Handel brauchten. Aber dieser Verkehr ließ durch den spanischen Erbfolgkrieg etwas nach.

Bey dem Frieden erregte der Assientotraktat Besorgnisse in Jamaika. Dieses Eiland befürchtete, daß die Süd-See-Kompanie, die nun die Spanischen Kolonien mit Negern versehn sollte, ihm den Weg und Zugang nach den Goldbergwerken gänzlich verschließen möchte. Alle Bemühungen, die man von dorther anwendete, um diese Einrichtung zu verhindern, änderten nichts an den Maaßregeln des Englischen Ministeriums. Es hatte weislich vorausgesehn, daß die Thätigkeit der Assientisten dem alten Schleichhandel einen neuen Antrieb geben würden. Seine Muthmaßungen waren so richtig, daß man im Jahr 1759 durchgängig meynte, Jamaika habe aus dem Spanischen Indien 400 Millionen Thaler gezogen.

Der verbothne Handel, den dieß Eiland trieb, war bey seinem Betruge ganz ungekünstelt. Ein Englisches Fahrzeug stellte sich, als habe es Mangel an Wasser, Holz, oder Lebensmittel; oder sein Mast sey ihm zerbrochen; oder es führe einen Leck, den es weder entdecken, noch stopfen könne, ohne abzuladen. Der Statthalter erlaubte, daß das Schiff in den Hafen lief, und sein benöthigtes besorgte. Aber um sich vor jeder Anklage an seinem Hofe schützen oder entschuldigen zu können, ließ er die Thüre der Niederlage, wo man die Waaren des Schiffes hingebracht hatte, versiegeln; indeß eine andre Thüre unversiegelt blieb, durch welche man die Dinge, die in diesem geheimen Handel umgesetzt wurden, aus- und eintrug. Wenn er geschlossen war, so verlangte der Fremde, dem es immer an Gelde mangeln mußte, die Erlaubniß, so

viel

viel zu verkaufen, als nöthig wäre, um seine Unkosten zu bezahlen; eine Erlaubniß, die immer ertheilt wurde, aber dem Schein nach mit großen Schwierigkeiten. Diese Verstellung war nothwendig, damit der Befehlshaber, oder seine Agenten, ungestraft öffentlich verkaufen durften, was sie heimlich eingekauft hatten; weil man immer meynen würde, es könne nichts anders seyn, als die Waaren, die man erlaubt hatte zu kaufen. Auf die Art wurden die stärksten Ladungen losgeschlagen und verkauft.

Der Spanische Hof schmeichelte sich dieser Unordnung dadurch ein Ende zu machen, daß er verböthe, man solle kein fremdes Schiff in seinen Häfen aufnehmen, es möchte, unter welchem Vorwande es nur wolle, geschehn. Aber die Jamaiker riefen Gewalt der List zu Hülfe, und ließen sich bey der Fortsetzung des Handels durch englische Kriegsschiffe beschützen, deren Kapitän fünf Procent von allen unerlaubten Artikeln in dem Schleichhandel erhielt, den er, gegen den Vertrag beyder Kronen, unter ihren Unterthanen vermittelte. Wenig hilft es den Königen unter sich Verträge zu schließen, die mit dem gegenseitigen Vortheile der Nationen nicht übereinstimmen.

Indeß ist an die Stelle dieser offenbaren und unleugbaren Verletzung des Völkerrechts eine unmerklichere und nicht so drohende getreten. Die aus Jamaika abgefertigten Schiffe begeben sich nach den unbesuchtesten Rheden der Spanischen Küste, und zumal nach zween ganz öden Häfen, nämlich nach Brew, fünf Meilen nach Carthagena, und nach

Grouf,

Grout, vier Meilen von Portobelo. Ein Mensch, der die Landessprache versteht, wird geschwind ans Land geschickt, um den benachbarten Gegenden von der Ankunft des Schiffes Nachricht zu geben. Die Nachricht geht mit der größten Geschwindigkeit von einer Hand zur andern, bis an die entferntesten Orte. Die Kaufleute kommen eben so geschwind, und der Handel hebt an, aber mit Vorkehrungen, deren Nothwendigkeit die Erfahrung erwiesen hat. Das Schiffsvolk wird in drey Theile getheilt. Indeß der eine die Käufer höflich empfängt, und mit wachsamen Auge auf ihre Neigung und Geschicklichkeit zum Stehlen Acht giebt, ist der andre damit beschäftiget, die Vanille, den Indig, die Koschenilie, das Gold und Silber der Spanier, gegen die Sklaven, das Quecksilber, die seidnen Zeuge und andre Waaren, die man ihnen liefert, zu empfangen. Zu gleicher Zeit sorgt die auf dem Verdeck verschanzt und in Waffen stehende dritte Abtheilung für die Sicherheit des Schiffs und der ganzen Mannschaft, indem sie darauf sieht, daß nie mehr Menschen auf einmal herein dringen, als sie im Zaum halten kann.

Wenn die Geschäfte abgethan sind, so macht der Engländer mit seinen Kapitalien, die er gemeiniglich um das Doppelte vermehrt hat, daß er wieder nach seiner Insel, und der Spanier mit seinem Einkauf, aus dem er einen gleichen und wohl noch stärkern Profit zu bekommen gedenkt, daß er wieder nach seiner Heimath kommt. Aus Furcht entdeckt zu werden vermeidet dieser die Landstraßen, und zieht mit den Negern, die er eingekauft, und mit den in leicht zu tra-

genden Paketen vertheilten Waaren beladen hat, über Nebenwege.

Diese Art zu handeln blühte seit langer Zeit zum großen Vortheil der Kolonien beyder Nationen; als die Registerschiffe, die man an die Stelle der Galionen setzte, dem Lauf dieser Handlung, so wie es Spaniens Absicht war, in etwas Einhalt thaten. Er nahm nach und nach ab, und in den letzten Zeiten belief er sich jährlich nur auf etwa viermal hundert tausend Thlr. Das englische Ministerium, das ihm aufhelfen, oder den Vortheil desselben ferner einernden wollte, kam im J. 1766 auf den Gedanken, daß das beste Mittel, um der Insel Jamaika dasjenige wieder zu verschaffen, was sie verloren hat, das sey, sie für einen Freyhafen zu erklären.

Alsobald sind die Spanischen Fahrzeuge aus der neuen Welt von allen Seiten dahin gekommen, um ihre Metalle und ihre Waaren gegen englische Manufakturarbeiten zu vertauschen. Im Jahre vor dieser Einrichtung hatte die Ausfuhr von Groß-Britannien nach dieser Insel nicht über 415,624 Pf. St. *) betragen. Allein dieser neue Ausweg kann sie nicht anders als ansehnlich vermehren. Zwangslosigkeit und Freyheit im Handel sind für die Fremden zwey große Reize; für die Nation aber, die ihre Häfen frey giebt, zwo Quellen von Reichthum.

Ohne die Einschränkung, vermöge welcher alle Produkte, die Jamaika selbst hervorbringt, von dieser Freyheit ausgeschlossen sind; würden, aller Wahrschein-

*) 2,493,744 Rthlr.

scheinlichkeit nach, die Waaren von St. Domingo denselben Weg gegangen seyn, als die aus Peru und Mexiko. Woher kommt es, daß eine Regierung, die da sucht die Produkte der französischen Windinseln in eine seiner Niederlagen zu locken, den Produkten von einer Insel unter dem Winde den Eingang versagt? Vielleicht befürchtet sie, daß ihre Unterthanen die Waaren, womit sie ihren Handel nach den spanischen Kolonien unterhalten sollen, gänzlich von einem Mitwerber nehmen möchten, der glücklich genug ist, um alles, ohne seinen Schaden, wohlfeiler zu geben.

Es verhalte sich mit dieser Muthmaßung, wie es wolle, so hat sich der Engländer nicht so gänzlich auf den Trieb der Spanier, nach seinen Häfen zu kommen, verlassen; daß er nicht noch andere Wege gesucht hätte, seinen Verkehr mit ihnen zu erweitern. Die Handelsleute auf Jamaika hatten ehemals Faktoreyen in der Honduras Bay, und an Rio Negro hart an die Mosquitos angelegt. Ursachen, die wir nicht in Erfahrung gebracht haben, hatten sie bewogen, sie zu verlassen. Sie haben sie im Anfange von 1766 wieder hergestellt, in der Hoffnung, dadurch die innern Provinzen von Mexiko zu versorgen; und wenn das, was man erzählt, wahr ist, so übersteigt der Erfolg bey weitem ihre Hoffnungen.

XIII.

Jamaika hat sich durch seinen Landbau noch mehr als durch seinen Schleichhandel bereichert.

Indeß ist dieser verbothne und erbettelte Han-

del immer etwas geringes, gegen die unermeßlichen Reichthümer, die Jamaika aus seinem Landbau erhalten hat. Das erste Produkt, das man daselbst zog, war der Kakao, dessen Bau man durch die Spanier schon völlig eingerichtet gefunden hatte. Er blühte so lange, als die Pflanzungen dieses Volks dauerten, das seine Hauptnahrung und seinen einzigen Handel daran hatte. Man bemerkte, daß sie anfiengen abzunehmen; und man pflanzte sie von neuen. Aber entweder aus Mangel an Fleiß oder an Geschicklichkeit von Seiten der neuen Kolonisten geriethen ihre Bäume nicht. Man ward diesen Bau überdrüssig, und erwählte statt dessen den Indig.

Dieses Produkt gewann einen ansehnlichen Fortgang, als das Parlement eine Abgabe von $3\frac{1}{2}$ Schilling *) auf das Pfund Indig legte, welche zu 10 Schilling **) verkauft wurde. War die Auflage damals schon sichtbarlich zu stark, so ward sie ganz unerträglich, als die Konkurrenz der Franzosen diese Waare auf vier Schilling ***) herabsetzte. Da fielen die Indigpflanzungen in allen Englischen Eilanden, und zu Jamaika schleuniger als in den übrigen. Die Regierung hat in den letzten Zeiten sich bemüht, das wieder zu gewinnen, was sie verloren hatte. Sie hat sich nicht damit begnügt, die Lasten, womit sie diesen Zweig des Arbeitstriebes erdrückt hatte, abzunehmen, son-

---

*) Etwas mehr als einen Rthlr.
**) 3 Rthlr.
***) 1 Rthlr. $2\frac{1}{2}$ ggr.

sondern sie hat ihm durch eine Aufmunterung von einem Schilling für jedes Pfund Indig, das auf seinen Besitzungen gezogen würde, aufzuhelfen gesucht. Diese zu spät kommende Freygebigkeit hat nichts als Misbräuche erzeugt. Um die Prämie zu bekommen, holen die Jamaiker diese Farbe aus San-Domingo, und bringen sie, als von ihren Pflanzungen kommend, nach Groß-Britannien hin. Dieser betrügliche Handel kann jährlich über 300, 000 Thaler betragen.

Man kann die Kosten, die die Regierung hierauf verwendet, nicht als ganz verloren ansehn, da die Nation Nutzen davon zieht. Aber sie unterhalten das Mistrauen, und man kann wohl sagen, die Schelmerey, die der kameralistische Geist in unsern mehrsten Regierungen zwischen dem Staat und seinen Unterthanen erzeugt hat. Seitdem der Fürst unaufhörlich auf Mittel gesonnen hat, Geld zu erjagen; sucht das Volk immer Listen, um sich der Ungerechtigkeit der Auflagen zu entziehen, oder den Fürsten um sein Geld zu betriegen. Sobald keine Maaßhaltung in der Ausgabe, keine Gränzen in den Auflagen, keine Billigkeit in der Vertheilung, keine Gelindigkeit bey der Erhebung mehr statt gefunden hat: so hat auch alle Bedenklichkeit bey Uebertretung der Geldgesetze, alle Treue bey Bezahlung der Auflagen, alle Aufrichtigkeit bey den Verpflichtungen des Unterthans gegen die Regierung, aufgehört. Auf der einen Seite Unterdrückung, auf der andern Berauhung: die Kammern verfolgen die Handlung, und die Handlung überlistet oder betriegt die Kammern.

Der Fiskus ranzionirt den Landmann, und der Landmann belügt den Fiskus durch falsche Angaben. Man plagt den Kolonisten mit Auflagen, mit Frohndiensten, mit der Miliz: und der Kolonist schüttelt diese dreyfache Last, wenn er kann, mit Geräusch und Gewalt; ist er aber zu schwach, durch Geschrey und Klogen ab. Zeigt England nicht alle diese Beyspiele der durch den kameralistischen Geist eingeführten schlechten Staatsverwaltung; so mangelt es in Europa nicht an Staaten, die dies Bild nur gar zu wahr machen.

Der Indigbau war auf Jamaika noch nicht ganz gefallen, als man den Baumwollenbau daselbst unternahm. Man findet in den Amerikanischen Eilanden, zumal in den tiefliegenden und sumpfigen Gegenden, Baumwollenbäume von verschiedner Größe, die ohne Wartung wachsen. Ihre Wolle ist von unterschiedlicher Röthe, sehr fein, aber so kurz, daß man sie nicht spinnen kann. Man bringt sie nicht nach Europa, ob sie gleich daselbst mit Vortheil in den Huthfabriken gebraucht werden könnte. Das wenige, was man sich davon aufzusammlen die Mühe giebt, wird im Lande selbst dazu gebraucht, Matrazen und Kopfküssen zu verfertigen.

Das Bäumchen, das die Baumwolle für unsre Manufakturen liefert, verlangt einen trocknen und steinigen Boden. Es wächst am liebsten auf dem, der schon mehr gebauet worden ist. Nicht als wenn das Gewächs auf einem neuen Lande nicht besser zu gedeyen schiene, als auf einem ausgemergelten

Bo-

Boden; aber es treibt nur stärker ins Holz, und giebt weniger Frucht.

Die Seite nach Morgen hin ist ihm die liebste. Im März, im April, und in den ersten Regen des Frühjahrs, fängt der Baumwollenbau an. Man gräbt sieben bis acht Fuß weit von einander Löcher und wirft eine beliebige Anzahl Körner hinein. Wenn sie fünf bis sechs Zoll hoch aufgegangen sind, so werden alle Sprößlinge, außer zwey bis drey der stärksten, ausgerissen. Diese werden zweymal vor Ende Augusts geköpft. Diese Vorsorge ist um so nöthiger, da nur das Holz nach dem letzten Schnitte Frucht trägt; und da die Erndte, wenn man das Gesträuch höher als vier Fuß werden ließe, nur beschwerlicher wäre, ohne ergiebiger zu seyn. Man verfährt drey Jahre hinter einander, die der Baum leben kann, auf eben die Art, wenn man nicht die Mittel hat, ihn öfterer mit einem Vortheil zu erneuern, der diese Mühe belohne.

Damit dieser nützliche Baum gedeyen könne, muß man beständig das Unkraut, das um denselben hervorwächst, sehr sorgfältig ausreißen. Häufiger Regen ist ihm gut: allein er muß auch nicht beständig anhaltend seyn. Zumal müssen die Monate März und April, in welchen die Erndte geschieht, recht trocken seyn, wenn die Baumwolle nicht fleckig und röthlich werden soll.

Neun bis zehn Monathe nach dem er gesetzt worden ist, liefert dieser Baum sein Produkt. Am Ende seiner Zweige entsteht eine Blume, deren Staubweg sich in eine Schaale verwandelt, so dick als ein

Taubeney, die sich aufthut und in drey Theile theilt, wenn die Baumwolle, die sie enthält, reif ist.

Nach geschehener Erndte muß man den Saamen, den die Natur in die Wolle gelegt hat, davon absondern. Diese Verrichtung geschieht vermittelst einer Baumwollenmühle. Das ist eine Maschine, welche besteht aus zwey hölzernen Stäben, wovon jeder achtzehn Fuß lang ist, anderthalb Zoll im Umfange hält, und zwey Strich tiefgehende Riefen hat. Man befestigt die Stäbe an beyden Enden, und es bleibt nur so viel Raum zwischen beyden, als nöthig ist, daß die Saamenkörner durchfallen können. An dem einen Ende ist eine Art von kleinen Mühlsteine, der mit dem Fuße in Bewegung gesetzt wird, und sodann die beyden Stäbe nach einer gegenseitigen Richtung herumdreht. Sie fassen die ihnen vorgehaltene Baumwolle, und treiben durch die empfangne Bewegung die Körner aus derselben heraus.

Indeß der Baumwollenbau auf den andern englischen Eilanden schwach getrieben wurde, blühte er zu Jamaika immer mehr und mehr. Aber man kann prophezeyen, daß er abnehmen wird. Das Parlement, das heißt die Nation, die ihre Einkünfte kennt und selbst verwaltet, sah, daß die Baumwolle aus seinen Kolonien nicht zureichte, um ihre eigne Manufakturen zu versorgen, und hat daher im J. 1766 die bis dahin auf fremder Baumwolle liegenden Abgaben aufgehoben. Eine Freyheit, deren Wirkung die Einfuhr einer rohen Materie vermehren und den Preis derselben herabsetzen muß, ist der

grö-

grösten Lobeserhebungen würdig. Vielleicht hätte eine weit vorausſehende Regierung noch einen Schritt mehr thun, und eine Zeitlang eine Prämie auf die aus den Nationalbeſitzungen kommende Baumwolle ſetzen ſollen, um den Verfall, den der geringe Preis und die Konkurrenz der Fremden verurſachen könnte, zu verhüten. Aber wenn England die Abnahme eines für ſeine Manufakturen wichtigen Anbaus befürchten muß, ſo iſt es von dieſer Sorge in Anſehung des Ingwers frey.

Dieſe Pflanze, die nie höher als zwey Schuh wächſt, iſt ziemlich dicke belaubt. Sie hat Blätter, die den Blättern am Rohre in allem ähnlich ſehn, außer daß ſie kleiner ſind. Sie wird durch einen von ihren Sprößlingen, den man gegen Ende der Regenzeit in die Erde ſteckt, und der innerhalb acht Tagen treibt, fortgepflanzt. Wenn die Blätter gelb geworden und verwelkt ſind, ſo iſt der Ingwer reif; man reißt ihn denn aus, und legt ihn an die Luft, damit er trockne. Seine Wurzeln, die man allein haben will, ſind flach, breit, von unterſchiedner Geſtalt, aber größtentheils ungefähr als Gänſefüße geſtaltet. Das Weſen, woraus ſie beſtehn, iſt dicht, ſchwer, weiß, und ſo feſt als etwa eine Rübe.

Der Ingwerbau iſt leicht, und nicht ſehr koſtbar. Ein einzelner Menſch kann ihn unternehmen. Seine Wurzel hat den doppelten Vortheil, daß ſie verſchiedene Jahre in der Erde liegen bleiben kann ohne zu verfaulen; und daß ſie, ſo lange man will, nachdem ſie eingebracht worden, aufgehoben wird,

ohne daß ihre Kraft darunter litte. Aber wenn der Ingwer wenig Sorgfalt erfordert, so verzehret er ungeheuer viel Säfte: das Land, wo diese Pflanze drey bis viermal geerndtet worden, ist dermaßen von Salzen entblößt, daß nichts darauf wachsen kann.

Als die Europäer auf den Antillen anlangten, gebrauchten die Karaiben den Ingwer: allein das, was sie davon nöthig hatten, war so sehr gering, daß die rohe Natur ihnen genug lieferte, ohne Hülfe des Anbaues. Die Eroberer gewannen, Trotz der Hitze der Himmelsluft, eine Art von Leidenschaft für dieß von Natur sehr hitzige Gewürz. Sie aßen des Morgens davon, um ihren Appetit zu stärken. Sie trügen welches, auf unterschiedliche Art eingemacht, bey den Mahlzeiten auf. Nach demselben aßen sie es um die Verdauung zu befördern. In der Schiffahrt war es ihr Gegenmittel gegen den Scharbock. In der alten Welt nahm man den Geschmack der neuen an; und der Ingwer ward überall, und gemeiniglich mit dem Pfeffer, der damals sehr theuer war, zugethan. Dieß orientalische Produkt fiel allmählig im Preise, und der Ingwer kam nach und nach aus der Mode. Nachdem er in einen ziemlich ansehnlichen Preise gestanden hatte, sank er gegen Ende des letzten Jahrhunderts auf drittehalb Thaler den Centner herab. Bald mochte man gar keinen mehr haben, und der Bau desselben blieb fast überall liegen, außer auf Jamaika.

Wenn man die letzten dreyzehn Jahre nimmt, so findet man, daß dieses Eiland jährlich 649,865 Pf. Ingwer auswärts geschickt hat. Der größte Theil

hievon

hievon ist in den Brittischen Landen verzehrt worden. Das übrige ist nach Norden hin um einen Preis verkauft worden, der die Kolonien, wo das Land nicht wie in Jamaika gemein und in schlechtem Werth steht, nicht reizen kann.

Außer dem Ingwer liefert dieß Eiland auch eine ziemliche Menge spanischen Pfeffer an Europa. Es giebt viele Arten desselben, davon einige stärker und beißender sind, als die andern. Der Baum, der die Art von Piment liefert, die unter dem Namen Jamaikascher Pfeffer bekannt ist, wächst gemeiniglich in den Bergen und wird über dreyßig Fuß hoch. Er ist sehr gerade, mäßig dick, und mit einer gräulichen, glatten und glänzenden Rinde überzogen. Am Ende seiner Zweige wachsen Blumen hervor, welche sich nachher in Trauben verändern, die etwas dicker sind als die am Wacholderstrauche. Sie werden gelesen, wenn sie noch grün sind, und an der Sonne getrocknet. Hiedurch werden sie braun, bekommen einen Gewürzgeruch, weswegen der Spanische Pfeffer auf Englisch Allspice genannt wird. Er ist vortreflich für diejenigen, die kalte und Kruditäten ausgesetzte Magen haben; aber man muß den Bau der Gewürze Asien überlassen, und den Zucker in Amerika bauen.

Die Kunst letztern zu ziehn fieng erstlich 1668 an, auf Jamaika bekannt zu werden. Sie ward durch einige Einwohner von Barbados dahin gebracht. Der eine unter ihnen hatte alles, was die Art von Schöpfung, die von den Menschen abhängt, erfodert. Er hieß Thomas Noddifort. Seine Kapitalien, seine

Thä-

Thätigkeit, seine Einsichten setzten ihn in den Stand, einen unermeßlichen Strich Landes zu reuten, und erhoben ihn mit der Zeit zur Befehlshaberstelle in der Kolonie. Indeß konnte der Anblick seines Vermögens, und seine lebhaften Ermahnungen Menschen, die größtentheis in dem Müssiggange der Waffen erzogen waren, nicht zu den Arbeiten des Landbaues bewegen. Zwölf hundert Unglückliche, die 1670 aus Surinam, das man vor kurzem den Holländern abgetreten hatte, angelangt waren, zeigten sich aufmerksamer auf seine Lehren. Die Noth gab ihnen Muth, und ihr Beyspiel flößte Nacheiferung ein. Dieser erste Keim von Arbeit ward zum Glück durch das Geld genährt, das die beständigen glücklichen Thaten der Elibustiers täglich nach Jamaika brachten, unterhalten. Ein großer Theil desselben ward auf Erbauung der Gebäude, auf Ankauf der Sklaven, der Geräthschaften, und aller Mobilien, die den neuen Pflanzungen nöthig waren, verwandt. Bald kam eine große Menge Zucker, und beßrer Zucker als der auf den andern englischen Inseln aus Jamaika. Der Bau desselben hat nie abgenommen, nicht einmal als man den Kaffeebau damit verband.

Dieses köstliche aus Ostindien hergebrachte Bäumchen bereicherte die Holländischen und Englischen Besitzungen in Amerika, ehe die englischen Inseln darauf dachten, sich auch dasselbe zu verschaffen. Auch hat sich ihn nur noch erst Jamaika zugelegt; aber diese Insel wird bald so viel liefern, als zum Gebrauch des ganzen Brittischen Reichs nöthig ist. Das Hauptland hat es zu dieser Art von Landbau

ermun-

ermuntert, als es verordnet hat, daß der fremde Kaffee sechs Pfund für den Centner mehr bezahlen sollte, als der auf seinen Kolonien gezogen.

Die Kommissarien der Pflanzungen sagten im J. 1734 in dem Oberhause, daß die im vorigen Jahre nach England gebrachte Produkte aus Jamaika nur 539, 499 Pf. Sterling, 18 Schilling $3\frac{1}{2}$ Pence *) betrügen. Ihr Werth ist anjetzt auf 680,000 Pf. Sterling **) gestiegen. Dieß Einkommen entspringt aus fünf und zwanzig tausend Oxhöft Zucker, zwey tausend Ballen Baumwolle, drey Millionen Pfund Kaffee, aus Leder, Ingwer, Färbereyholz und andern minder wichtigen Artikeln. Das ist die Frucht der Arbeit von zwanzig tausend Weißen und neunzig tausend Negern, die in einer geringen Anzahl von Städten und in neunzehn Kirchspiele vertheilt leben. Die jährliche Verwaltung und Vertheidigung der Kolonie kosten hundert tausend Pf. Sterling, und bey manchen Gelegenheiten noch viel mehr. Ihr ganz Kapital an Ländereyen, Sklaven, Häusern, beweglichen Gütern von allen Arten, ist auf zwey und zwanzig Millionen Pf. Sterling geschätzt worden. Aber sollte man wol glauben, daß von diesen Reichthümern nur wenig den Eigenthümern der Pflanzungen zugehören? Einige Unglücksfälle, eine unmäßige Ueppigkeit, die leichten Mittel Kredit zu finden, haben gemacht, daß sie

sich

---

*) 3,237,000 Rthlr.

**) 4,080,000 Rthlr. allein alles dieß ist zu geringe angegeben, wie der Leser in unserm Nachtrage sehen kann.

sich bey denen auf dem Eilande wohnenden Handelsleuten, und zumal bey den Juden in ganz ungeheure Schulden gesteckt haben. Möge doch dies Volk, das anfänglich Sklav, nachher Eroberer, dann wieder zwey tausend Jahr lang in der Sklaverey oder flüchtig gewesen, einstens Jamaika oder irgend eine andre amerikanische Insel, rechtmäßig besitzen! Mögens alle seine Kinder da vereinigen, und sie friedlich im Landbau und in der Handlung erziehen, geschützt vor dem Fanaticismus, der es der Welt verhaßt machte, und vor der Verfolgung, womit es die Irrthümer seines Gottesdienstes theuer genug bezahlt hat. Es mögen die Juden endlich einmal in einem Winkel der Welt glücklich, frey und ruhig leben; da sie unsre Brüder den Banden der Menschlichkeit nach, und von Seiten der Lehren der Religion unsre Väter sind.

Die Kolonisten auf Jamaika haben durch die unermeßliche Masse der Obligationen, die man von ihnen hat, so zu sagen, zwey Drittheile ihrer liegenden Gründe verpfändet, wenn man Beobachtern trauen darf, die den Zustand ihrer Angelegenheiten kennen. Diese Unordnung wird immer zunehmen, wenn ihr nicht durch eine schleunige und beträchtliche Vermehrung des Landbaues gesteuret wird. Ist aber dieß Glück wahrscheinlich? Ist es möglich? Die Untersuchung hievon ist wichtig.

XIV.

Ist es möglich, die Produkte von Jamaika zu vermehren?

Diejenigen, die Jamaikas Größe am geringsten schätzen, geben ihm vier Millionen Acker, jeden zu sieben hundert und zwanzig Pariser Fuß lang, und zwey und siebenzig breit. Man hat geglaubt, der dritte Theil dieser großen Strecke Landes sey bewohnt und bebaut. Der gegenwärtige Zustand der Bevölkerung und des Landbaues, ob er gleich so blühend ist, als er noch nie gewesen, widerspricht dieser Behauptung. Das ganze Innre des Landes ist eine brachliegende Wüste. Nur an der Küsten sind Pflanzungen angelegt, und selbst die Küsten sind noch nicht ganz urbar gemacht. Die mehrsten Pflanzer besitzen daselbst einen ungeheuren Strich, wovon kaum der vierte Theil angebauet ist. Zweymal hundert tausend Acker höchstens beschäftigen sie ganz allein.

Wenn man betrachtet, daß Jamaika seit langer Zeit von einem thätigen und einsichtsvollen Volke besetzt ist; daß die Seeräuberey und der Schleichhandel zu allen Zeiten unermeßliche Reichthümer dahin ergossen haben; daß ihr nie das geringste Mittel zum Landbau gemangelt hat; daß man sich seit langer Zeit mit dem Dünger hat helfen müssen; daß die Rheden und Hafen zur Ausfuhr erstaunlich vermehrt sind; daß ihr Hauptland und ganz Europa ihre Produkte immer willig aufgenommen haben; daß, ohnerachtet aller dieser Vortheile die Ländereyen daselbst nur

um

um den dritten Theil deſſen verkauft werden, was ſie auf den andern Eilanden koſten: wenn man, ſage ich, alle dieſe Betrachtung wohl erwägt, ſo kann man ſich nicht enthalten, zu denken, daß der Boden auf Jamaika, überhaupt genommen, ziemlich ſchlecht, oder doch ſehr mittelmäßig ſeyn muß.

Die Ufer des Meers, die durch die Bequemlichkeit des Tranſports vorzüglich den Zuckerbau zu verlangen ſcheinen, müſſen ungefähr alle Arbeit, alle Fruchtbarkeit bekommen haben, deren ſie fähig waren. Die übermäßig und immer fort kühle Luft der Berge wäre allen Produkten zu ſchädlich; zu tödtlich für die daran arbeitenden Sklaven, als daß man da einträgliche Arbeiten unternehmen könnte. Der Raum, der ſich zwiſchen den Bergen und den Küſten befindet, iſt oft außerordentlich dürre, aber es befinden ſich auch daſelbſt hie und da Thäler, Hügel, Ebnen, wo alles bezeugt, daß die Indier ihren Mayz pflanzten, und die Spanier zahlreiche Heerden zogen. Es läßt ſich glauben, daß dieſe Ländereyen, wenn ſie wohl ausgetheilt würden, Baumwolle, Indig, Kaffee, Kakao, welche Produkte bishero die Aufmerkſamkeit der Engländer nicht gehörig an ſich gezogen haben, in Ueberfluß gäben. Aber dieſe Reichthümer ſind nicht mehr hinreichend um die Kolonien auf den höchſten Glanz zu erheben. Der Zucker macht heut zu Tage die amerikaniſchen Eilande allein blühend.

Obgleich dieß Produkt rund um Jamaika herum gebauet wird, ſo wird doch dieſer Bau an der ſüdli-

chen Küste, wo der Spanier sich hinbegeben hatte, und wo seine Sieger sich am stärksten vermehrten, getrieben. Sie wurden durch eine sichre, bequeme Rhede dahin gelockt, welche tausend Kriegsschiffe enthalten könnte. Dieser unschätzbare Vortheil machte, daß man da den Grund der Stadt Port-Royal legte, welche, ob sie schon auf einem sandigen Boden, wo die Natur alle zum Leben nothwendige Dinge verweigert, gebauet ist, doch innerhalb dreyßig Jahren ein berühmter Ort ward. Diesen Glanz war er dem schleunigen und beständigen Umsatz schuldig, der aus den Produkten der Insel, aus den Prisen der Elibustiers, und aus dem Schleichhandel, den man mit dem festen Lande angelegt hatte, entsprang. Es gab wenig Städte in der Welt, wo der Durst nach Reichthümern und nach Vergnügungen so viel Schätze und Verderbniß zusammengebracht hätte.

XV.

Jamaika wird von einer großen Plage befallen. Folgen dieses Unfalls.

Die Natur zerstöhrte auf einmal diesen prächtigen Schauplatz. Der heiterblaue und wolkenlose Himmel ward finster und röthlich. Ein dumpfiges Geräusch verbreitete sich unter der Erde, von den Bergen nach der Ebne hin. Die Felsen zersprangen, Hügel, durch große Thäler getrennt, ruckten nahe an einander. Stinkende Seen entstunden an der Stelle verschlungner Berge. Ganze Pflanzungen wurden mehrere Meilen von ihrer alten Lage versetzt.

Es thaten sich ungeheure Schlünde auf, aus welchen dicke Säulen von Wasser herausprangen, die die Luft verdarben. Verschiedne Pflanzungen verschwanden im Abgrunde der Erde, oder stürzten zusammen. Das Meer ward bald mit Bäumen bedeckt, die die Erde hineinwarf, und die Winde hineinschleppten. Dreyzehn tausend Menschen fanden den Tod in diesem Grabe der ganzen Insel; drey tausend sturben an der auf diese Plage folgenden Seuche. Seit diesem Zeitpunkt vom 7ten Junius 1692 ist, wie es heißt, die Natur auf Jamaika nicht so schön, der Himmel nicht so heiter, der Boden nicht so fruchtbar mehr als ehedem. Die Berge sind nicht so hoch, die Insel liegt niedriger. Man versichert, daß die mehrsten Brunnen um zwey bis drey Fuß kürzere Stricke brauchen als vor diesem schrecklichen Phänomen: ein Denkmal der Vergänglichkeit der Eroberungen, das die Europäer lehren mußte, sich auf die Besitzungen einer Welt, die unter ihren Füßen wankt, und sich ihren habsüchtigen Händen zu entziehen scheint, nicht zu verlassen.

In dieser allgemeinen Verwirrung ward Port-Royal zerstöhret und überschwemmt; alle Schiffe, die in der Rhede lagen, wurden zerschmettert, oder weit ins Land hinein geschleudert. Aber dieser Ort both in seiner Lage zu viel Hülfsmittel dar, um verlassen zu werden. Kaum hatte die Stille der Natur die Gemüther beruhigt, als man die Stadt auf ihren Trümmern wieder aufbauete. Zu kühne Arbeiten! Ein nochmaliger Orkan wirft seine von neuen emporsteigende Mauren wieder ein. Port-Royal kann so

wenig

wenig als Jerusalem wieder erbauet werden. Die Erde läßt sich nur ausgraben, um es zu verschlingen. Aus einer Seltsamkeit, die alle Bemühungen und Betrachtungen des Menschen zu Schanden macht, bleiben die einzigen Häuser, die diese Verwüstung stehn läßt, auf einer kleinen Erdzunge, die mehrere Meilen weit in die See hineinragt. Also wirft das feste Land aus seinem Schooß Gebäude, denen der unbeständige Ocean, so zu sagen, einen festen Grund darbietet. Diese wenigen dem Anfall des Feindes ausgesetzten Gebäude werden von einer der besten Festungen in Amerika vertheidigt.

Die Einwohner von Port-Royal wurden durch wiederholte Unfälle muthlos gemacht, und retteten sich nach Kingston, das in eben der Bay liegt. Bald machten ihr Fleiß und Thätigkeit dieß Flecken zu einer angenehmen und blühenden Stadt. Es ist der Mittelpunkt aller Geschäfte geworden. Sind sie nicht so lebhaft mehr, als sie es ehemals zu Port-Royal waren, so kömmt es daher, weil die äußern Verbindungen der Kolonien sich verändert haben. Die neue Niederlage war zu offen, um die Handelsleute vor aller Besorgniß sicher zu stellen. Erst seit wenigen Jahren hat man sie mit Werken umgeben, die sie vor einem Ueberfall sicher stellen.

Indeß ward Kingston doch nicht, Trotz seines Flors, die Hauptstadt der Insel. Dieser Titel blieb der Stadt San-Jago de la Vega, welche die Engländer Spanish-town, die Spanische Stadt, nennen. Sie liegt einige Meilen von der See an dem Fluß Cobre; der, ohne schiffbar zu seyn, der schönste im

lande ist. Da war der Sitz der allgemeinen Versammlung, des Befehlshabers, der Gerichtshöfe. Die vornehmsten Officiers, die reichsten Kolonisten wohnten daselbst. Dieser Zusammenlauf machte da die Gesellschaft anmuthiger, die Vergnügungen lebhafter, die Bequemlichkeiten häufiger, die Uepigkeit größer.

So waren die Dinge beschaffen, als der Admiral Knowles im J. 1756 urtheilte, es sey dem Wohl der Kolonie zuträglich, wenn die Regierung da wäre, wo fast alle Geschäfte getrieben würden. Seine Meynung ward von dem gesetzgebenden Korps der Insel angenommen, welches entschied, daß in Zukunft alles, was zur Regierung derselben gehörte, zusammen in Kingston wohnen sollte. Personal-Feindschaften gegen den Urheber des Vorschlags; die Härte der Mittel, die er zur Ausführung gebrauchte; die Liebe, die man für die Orte eben so als für die Dinge selbst gewinnt; eine Menge von Privatabsichten, denen die Veränderung nicht anders als entgegen seyn konnte: alle diese Ursachen flößten vielen Leuten eine unüberwindliche Abneigung gegen einen Entwurf ein, der vielleicht einige Ungelegenheiten haben konnte; der aber auf entscheidenden Gründen beruhte, und große Vortheile darboth. Diejenigen, die dem neuen System das Obergewicht verschafft hatten, behaupteten es ihrer Seits mit einem verachtungsvollen Uebermuthe. Aus dem Kampfe dieser entgegengesetzten Meynungen entstunden zwo Partheyen, deren Erbitterung, die gleich aufs höchste stieg, noch täglich wächst. Dieser Zwietrachtsfunke ist hinreichend, um

in der Kolonie einen allgemeinen Brand zu erregen. Aber weit mehr hat sie von einem Volke wilder Feinde zu befürchten, welches sie von der Mitte der Insel aus unaufhörlich bedroht.

XVI.

Jamaika hat von einer Republik Negern, deren Unabhängigkeit es genöthigt gewesen ist anzuerkennen, alles zu befürchten.

Als die Spanier gezwungen wurden Jamaika an England zu überlassen, hinterließen sie eine ziemliche Menge Negern und Mulatten, die ihrer Sklaverey müde, den Entschluß faßten, eine Freyheit, die ihnen die Flucht ihrer besiegten Tyrannen darzubieten schien, in den Gebirgen zu retten. Nachdem sie Anordnungen getroffen hatten, die ihre Einigkeit feststellen sollten, pflanzten sie in den unzugänglichsten Orten ihres Aufenthalts Mayz und Kakao. Aber die Unmöglichkeit bis zu ihrer Erndte zu leben zwang sie in die Ebne herunter zu kommen, um Lebensmittel zu rauben. Der Sieger ertrug dieses Plündern um so ungeduldiger, da er selbst nichts missen konnte, und kündigte diesen Räubern den heftigsten Krieg an. Verschiedne wurden ermordet. Die mehrsten unterwarfen sich. Funfzig bis sechzig fanden nur noch Felsen, um darauf zu leben oder zu sterben.

Die Staatsklugheit, die Augen hat, und kein Gefühl, wollte, daß man diese Handvoll Flüchtlinge, die den Fesseln oder dem Tode entgangen waren, vollends ausrotten oder bezwingen sollte. Aber die

Truppen, die vor Strapaze erschöpft waren oder hinsturben, fanden an diesem Zerstöhrungssystem, das ihnen noch Blut kosten sollte, keinen Geschmack. Man gab es auf, aus Furcht, sie möchten sich empören. Diese Nachgiebigkeit ward verderblich. Die Sklaven, die der Abscheu vor der Arbeit, oder die Furcht vor der Strafe zur Verzweiflung trieb, säumten nicht eine Freystatt in den Wäldern zu suchen, wo sie allezeit sicher waren, ihnen zu helfen bereite Gefährten zu finden. Die Anzahl der Flüchtlinge wuchs täglich. Man sah sie bald Schaarweise davon laufen, nachdem sie ihre Herren ermordet, und die Pflanzungen, die sie dann in Brand steckten, geplündert hatten. Umsonst gebrauchte man thätige Partheygänger gegen sie, denen man vierzig Pfund für jeden ermordeten Neger, dessen Kopf sie bringen würden, zahlte. Diese Strenge schaffte keine Aenderung und das Ausreißen ward nur um so allgemeiner.

Die Anzahl der Rebellen vermehrte ihre Kühnheit. Bis im J. 1690 hatten sie sich mit Fliehen begnügt. Aber da sie sich endlich für stark genug hielten, um sogar selbst anzugreifen; sah man sie in abgesonderten Haufen über die englischen Pflanzungen herfallen, wo sie entsetzliche Verwüstungen anrichteten. Umsonst wurden sie mit Verlust in ihre Gebirge zurück geschlagen; umsonst bauete man, um sie im Zaum zu halten, hie und da Feldschanzen, wo man Kommandos hineinlegte: ohngeachtet dieser Unkosten, dieser Bemühungen, fiengen die Verheerungen zu wiederholten malen an. Die Erbitterung der durch eine unmenschliche Polizey beleidigten Na-

tur

tur gab denen von den Weissen erkauften Negern eine solche Wuth ein, daß jene, um, wie sie sagten, das Uebel mit der Wurzel auszurotten, im J. 1735 beschlossen, alle Macht der Kolonie anzuwenden, um einen mit Recht unversöhnlichen Feind zu zerstöhren.

Alsbald tritt das Kriegsrecht an die Stelle der bürgerlichen Verwaltung. Alle Kolonisten vertheilen sich in Regimenter. Man setzt sich in Bewegung, und rückt auf verschiednen Wegen gegen die Rebellen los. Eine Parthey übernimmt es, die Stadt Nanuy anzugreifen, die die Negern selbst in den blauen Bergen erbauet hatten. Mit Kanonen zerstöhrt man diesen ohne Regeln angelegten und ohne Geschütz vertheidigten Ort. Aber von den andern Unternehmungen haben einige nur einen zweydeutigen Erfolg, und andre mißlingen dagegen. Die Sklaven, die durch einen Sieg mehr Muth bekommen, als zehn Unfälle sie niederschlagen, werden stolz, daß ihre Tyrannen weiter nichts sind, als Feinde, gegen die sie kämpfen sollen. Sie gehn dem Degen des Europäers entgegen, um ihm einen Dolch ins Herz zu stoßen. Die Flüchtlinge, die sich gezwungen sehen, der Zahl, oder der Geschicklichkeit zu weichen, verschanzen sich in unzugängliche Orte, und vertheilen sich daselbst in kleine Haufen, in der festen Entschließung, nicht heraus zu gehen, und bey der gewissen Versicherung, daß sie da siegen werden. Nach neun monathlichen Gefechten und Streifereyen läßt man endlich das Vorhaben sie zu bezwingen fahren.

So wird immer, über lang oder kurz, ein durch die Schrecklichkeit der Tyranney, oder die Ungerechtigkeit der Eroberung, in Verzweiflung gesetztes Volk den Vortheil über zahlreiche, kriegerische, ja selbst geübte Heere davon tragen; wenn es den Muth hat, lieber Hunger als Fesseln ertragen zu wollen; wenn es mit dem Abscheu gegen das Joch, die Entschlossenheit zu sterben, vereint; wenn es lieber aus der Zahl der Völker ausgerottet seyn, als die Zahl der Sklaven vermehren will. Im ebnen Felde weiche es der Menge Truppen, der Rüstungen der Waffen, dem Gepränge der Lebensmittel, Ammunition und Lazarethe; und rette sich nur in dem Innern der Gebirge ohne Gepäck, ohne Obdach, ohne Vorrath; die Natur wird es da schon ernähren und vertheidigen. Es bleibe da Jahre lang, wenn es nöthig ist, um zu erwarten, bis Klima, Hitze, Müssiggang, Liederlichkeit diese zahlreichen Heere von Fremden, die weder Beute zu hoffen, noch Ruhm einzuerndten haben, aufzehren. Es steige zuweilen gleich den Ströhmen herab, um den Feind in seinen Zeltern zu überfallen, und seine Verschanzungen zu verheeren. Es biete endlich den Schimpfnamen von Räubern und Mördern Trotz, die ihm eine Nation beylegen wird, welche niederträchtig genug ist, um sich ganz gegen eine Handvoll Jäger zu rüsten, und schwach genug, um sie nicht überwinden zu können.

So war die Aufführung der Negern gegen die Engländer beschaffen. Letztere wurden der fruchtlosen Streifereyen und Rüstungen überdrüssig, und verfielen in eine allgemeine Muthlosigkeit. Die ärmsten

unter

unter ihnen wagten es nicht, Ländereyen anzunehmen, die die Regierung ihnen in der Nähe der Gebirge anboth. Besitzungen, die von diesen furchtbaren Sklaven noch weiter entfernt lagen, wurden vernachläßiget, ja gar liegen gelassen. Verschiedne Gegenden der Insel, die ihrem Anblick nach die größte Fruchtbarkeit versprachen, blieben in ihrem ungebauten Zustande liegen; das von sich selbst entstehende Gehölz und Gebüsch, womit die Natur sie besetzt hatte, ward der Schrecken der Kolonisten, dadurch, daß es den kriegerisch gewordnen Rebellen zum Schlupfwinkel diente.

In dieser Verfassung ward dem Trelaunay die Regierung der Kolonie übertragen. Dieser weise und ohne Zweifel menschlich gesinnte Statthalter sah gar bald ein, daß Menschen, die seit beynahe hundert Jahren, nackend, allem Wind und Wetter ausgesetzt, von wilden Früchten lebten; die immer im Streit mit einem stärkern und besser bewaffneten Feind als sie, doch nicht aufhörten für die Vertheidigung ihrer Freyheit zu kämpfen, nie durch Gewalt würden bezwungen werden. Er nahm also seine Zuflucht zu friedlichen Maaßregeln. Man both ihnen also nicht nur Ländereyen zu bauen, sondern auch Freyheit und Unabhängigkeit an. Man gab zu, daß sie dieselbe unter Anführer genießen möchten, die sie sich selbst erwählten, die aber ihre Bestallung vom Statthalter auf der Insel, nach dessen Maaßgabe sie allein verfahren müßten, erhalten sollten. Dieser bis dahin für Negern unerhörte Entwurf ward angenommen. Der Vertrag ward im J. 1738 mit einer wechselseitigen Freude geschlossen. Er schien eine un-

veränderliche Ruhe zu versprechen; aber es hat sich ein Saame zu Unruhen und zu einem Bruche damit vermischt.

Indeß Trelaunay diesen Vertrag im Namen der Krone schloß, hatte die Generalversammlung der Kolonie ihre besondre Bedingungen den unabhängigen Negern vorgeschlagen. Die bestunden darinn, daß sie sich verpflichten sollten, den flüchtigen Sklaven keine Zuflucht bey ihnen zu verstatten; unter der Bedingung, daß man ihnen eine bestimmte Summe für jeden dieser Flüchtlinge, den sie angäben, oder der Kolonie selbst zurückbrächten, zahlen würde. Diese der Menschlichkeit zuwider laufende Bedingung ist Zweifels ohne nicht heilig beobachtet worden. Man hat einander gegenseitig des Betrugs beschuldigt. Die Negern, die bey diesem schändlichen Vertrag nicht richtig bezahlt wurden, haben mehrmalen ihre Verwüstungen wieder angefangen.

Es mochte nun ihr Beyspiel denen in der Sklaverey lebenden Negern Kühnheit, oder das englische Joch Haß eingeflößt haben, so beschlossen sie auch frey zu werden. Während der Europäische Krieg Amerika in Flammen setzte, beschlossen diese Unglückseligen, im J. 1760 alle an einem Tage die Waffen zu ergreifen, ihre Tyrannen zu ermorden, und sich der Regierung zu bemächtigen. Aber die Ungeduld nach Freyheit verdarb die Einmüthigkeit beym Vorhaben, indem sie vor dem zur Ausführung angesetzten Augenblick ausbrach. Einige der Verschwornen steckten vor der bestimmten Zeit die Pflanzungen in Brand, ermordeten die Herren derselben, und da sie sich nicht

im Stande sahen, der ganzen Macht des Eilandes, die ihre voreilige Unternehmung in einer Minute zusammengebracht hatte, zu widerstehen: so retteten sie sich in die Gebirge. Von dieser undurchdringlichen Freystatt hörten sie nicht auf blutige und verheerende Ausfälle zu thun. Die Engländer sahn sich in ihrer Verzweiflung genöthiget, durch Geld die Hülfe der wilden Negern, deren Unabhängigkeit durch ein feyerliches Bündniß anzuerkennen sie waren gezwungen worden, zu erkaufen. Man versprach ihnen eine bestimmte Summe für den Kopf eines jeden Sklaven, den sie tödten würden. Diese niederträchtigen, und der Freyheit, die sie wieder errungen hatten, unwürdigen Afrikaner schämten sich nicht, das Blut ihrer Brüder zu verkaufen, sie verfolgten sie und tödteten eine große Menge derselben, die sie überfielen. Endlich blieben die geschwächten und durch ihr eigen Geschlecht verrathenen Verschwornen lange Zeit in der Stille und Unthätigkeit.

Man hielt das Feuer der Verschwörung für erloschen auf immer; als die durch den Zuwachs von Flüchtlingen, die aus verschiednen Pflanzungen entlaufen waren, verstärkten Verschwornen sich wieder mit neuer Wuth sehn ließen. Die regulären Truppen, die Miliz, ein zahlreiches Korps Matrosen; alles vereinigte sich gegen die Sklaven. Man bekämpfte und besiegte sie bey verschiednen Gelegenheiten. Viele wurden getödtet und zu Gefangnen gemacht. Die übrigen zerstreuten sich in die Wälder und Felsen. Alle Gefangnen wurden erschossen, gehangen oder verbrannt. Diejenigen, die man für

die

die Urheber der Verschwörung hielt, wurden lebendig an Galgen geknüpft, wo sie der Sonne des brennenden Himmelsstriches ausgesetzt und von ihr verzehrt (eine schmerzhaftere und schrecklichere Strafe als der Scheiterhaufen) langsam sterben mußten. Indeß weideten sich ihre Tyrannen eifrig an den Qualen dieser Elenden, deren einziges Verbrechen darinn bestand, daß sie durch Rache Rechte, die ihnen Geiz und Unmenschlichkeit geraubt hatte, wieder zu erlangen versuchten.

Derselbe Geist der Grausamkeit schrieb auch die Maaßregeln vor, die man traf, um neue Empörungen zu verhüten. Ein Sklav wird durch die Straßen gepeitscht, wenn er irgend ein Spiel spielt; wenn er sich unterfteht auf die Jagd zu gehen, oder etwas anders verkauft als Milch und Fische. Er darf aus der Pflanzung, wo er dient, nicht anders als unter Begleitung eines Weißen, oder mit einer schriftlichen Erlaubniß gehen. Wenn er die Trommel schlägt, oder irgend ein Lerm machendes Instrument gebraucht, so muß sein Herr 60 Thaler Strafe bezahlen. So treiben die Engländer, dieß auf seine Freyheit so eifrige Volk, ihr Spiel mit der Freyheit der andern Menschen. Zu dieser übermäßigen Grausamkeit hat der Handel und die Sklaverey der Negern die Tyrannen verleiten müssen. Dieß ist der Fortgang der Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit. Um die neue Welt zu erobern hat man freylich müssen ihre Bewohner erwürgen. Um ihre Stelle zu ersetzen mußte man Negern kaufen, die sich allein für den Amerikanischen Himmelsstrich und Arbeiten schickten. Um diese Afri-

kaner

kaner zu verpflanzen; die man dazu bestimmte, das Land zu bauen, ohne den geringsten Antheil daran zu haben, hat man sie müssen mit Gewalt nehmen und zu Sklaven machen. Um sie in der Sklaverey zu erhalten, muß man sie hart behandeln. Um die Empörungen, die die Härte der Sklaverey erregen muß, zu verhüten oder zu bestrafen, muß man unmenschliche Todesarten, Züchtigungen, Gesetze gegen Menschen haben, die selbst unmenschlich geworden sind.

Aber die Grausamkeit findet endlich in ihrer verheerenden Natur ihr Ziel. Ein Augenblick ist hinreichend: eine glückliche Landung auf Jamaika kann Menschen, deren Gemüth gegen ihre Unterdrücker erbittert, deren Arm aufgehoben ist, Waffen zu bringen. Der Franzos, der nur darauf denken wird, seinem Feinde zu schaden, ohne einzusehn, daß die Empörung der Negern in einer Kolonie sie in allem zum Aufruhr reizen kann, wird während des Krieges eine Revolution beschleunigen. Der zwischen zwey Feuer gesetzte Engländer wird seine Kraft, seinen Muth verlieren, und Jamaika Sklaven und Eroberern preis lassen, die es sich durch neue Abscheulichkeiten abzujagen suchen werden. So ist die Kettenfolge der Ungerechtigkeit beschaffen. Sie hängt sich an die Menschen mit Fesseln, die nur Eisen brechen kann. Verbrechen erzeugt Verbrechen; Blut zieht Blut nach sich; und die Erde bleibt ein ewiger Schauplatz von Verwüstung, Thränen, Elend und Trauer, worauf die Menschengeschlechter hinter einander erscheinen, um sich in Blut zu baden,

sich die Eingeweide auszureißen, und einander in den Staub zu strecken.

XVII.

Vortheile, die Jamaika in Ansehung des Krieges, und Nachtheile, die es in Rücksicht auf die Schiffahrt besitzt.

Jamaika wäre indeß für England ein empfindlicher Verlust. Die Natur hat dieses Eiland am Eingange des Mexikanischen Meerbusens gelegt, und gleichsam zum Schlüssel dieses reichen Landes gemacht. Die Schiffe, die von Carthagena nach Havana wollen, sind gezwungen, vor seinen Küsten vorbey zu segeln. Dieses Eiland liegt allen Handelsplätzen des festen Landes näher und gelegner, als irgend ein anders. Die Menge und Vortreflichkeit seiner Rheden geben ihm leichte Mittel an die Hand, aus allen Punkten seines Umfanges Kriegsschiffe auszuschicken. So viel Vortheile sind aber mit einigen Ungelegenheiten verknüpft.

Ob man zwar mit Passatwinden leicht nach Jamaika kommt, indem man vor den kleinen Antillen vorbeysegelt, so ist es so leicht nicht heraus zu kommen, man mag nun durch die Meerre von Bahama wollen, oder sich zur Fahrt unter dem Winde entschließen.

Der erste dieser Wege hat den besten Wind, zwey hundert Meilen weit, aber sobald man Kap St. Anton vorbey ist, so trift man denselben Wind gerade vor sich, den man die ganze Zeit im Rücken gehabt hatte. Auf die Art verliert man mehr Zeit, als man gewonnen hatte, und läuft dabey Gefahr von

den Wachtschiffen auf Havana weggenommen zu werden. Aus dieser Gefahr verfällt man in die Klippen von Florida, wo die Winde und die Ströhme einen mit der grösten Gewalt hintreiben. Die Elisabeth, ein englisches Kriegsschiff, stand auf den Punkt, unfehlbar darauf umzukommen, als es sich lieber entschloß in Havana einzulaufen. Dieß geschah in vollem Kriegsbrande, und es war ein feindlicher Hafen. „Ich komme“ sagte Kapitain Edward zum Befehlshaber des Orts, „und liefre euch mein Schiff, meine „Matrosen, meine Soldaten und mich selbst, und „verlange nur das Leben für mein Schiffvolk.“ „Ich „werde“, erwiederte der spanische Befehlshaber, „keine „schimpfliche That begehn. Hätten wir euch in offen„barer See, oder auf unsern Küsten, in einem Ge„fechte überwunden, so wäre euer Schiff unser, und „ihr unsre Gefangnen. Aber da ihr vom Sturme „befallen und aus Furcht vor Schiffbruch in diesen „Hafen getrieben seyd, so vergesse ich, und muß es „vergessen, daß mein Volk mit dem eurigen in Krieg „verwickelt ist. Ihr seyd Menschen, und wir sind „es auch. Ihr seyd unglücklich, wir sind euch Mit„leid schuldig. Ladet also getrost ab, und kalfatert „euer Schiff. Handelt, wenn es nöthig ist, in die„sen Hafen, um die Kosten, die ihr anwenden müßt, „zu bezahlen. Hernach könnt ihr abreisen, und ihr „sollt einen Paß bis jenseits Bermudas haben. Wer„det ihr über dieser Strecke hinaus weggenommen, „so fallt ihr durch das Kriegsrecht in unsre Hän„de; aber in gegenwärtigem Augenblick sehe ich an „euch nichts als Fremde, für die die Menschlich-

„keit

„keit Hülfe verlangt.“ Hierinn erkennt man den spanischen Edelmuth.

Der andre Weg ist nicht mit wenigern Schwierigkeiten und Gefahren verknüpft. Er läuft auf eine kleine Insel los, die die Engländer Croocked nennen, und die achtzig Meilen von Jamaika liegt. Gemeiniglich muß man während dieser ganzen Fahrt gegen den Ostwind ringen, sehr nahe an der Küste von San-Domingo wegschiffen, aus Furcht, auf die Untiefen von Cuba getrieben zu werden, und durch den engen Paß, den die Spitzen dieser beyden großen Inseln bilden, und wo es sehr schwer ist nicht durch ihre Kaper oder Kriegsschiffe aufgefangen zu werden, segeln. Die Seefahrer, die von den Lucayen absegeln, haben diese Schwierigkeiten nicht zu überstehn.

XVIII.

Kolonie der Engländer auf den Lukayischen Inseln.

Diese Eilande, die zuerst von Colombo in Amerika entdeckt wurden, sind vier bis fünf hundert an der Zahl. Die mehrsten sind weiter nichts als Felsen, die über das Wasser heraus ragen. Einige wurden von Wilden bewohnt, die man alle in den Bergwerken zu San-Domingo umkommen ließ. Alle mit einander waren sie ganz wüste, als England im J. 1672 auf demjenigen, das Providenz heißt, einige Menschen absetzte, die sieben bis acht Jahr nachhero durch die Spanier ausgerottet wurden.

Diesen

Dieser Unfall hinderte andre Engländer im J. 1690 nicht, wieder dahin zu reisen. Kaum hatten sie hundert und sechzig Häuser erbaut, als die Franzosen und die Spanier zusammen sie im J. 1703 von neuen angriffen, ihre Pflanzungen zerstöhrten und ihre Negern fortschleppten. Die durch den gänzlichen Verlust ihres Vermögens muthlos gemachten Kolonisten giengen und suchten Beschäftigung anderwärts; und an ihre Stelle kamen Seeräuber von ihrer Nation, die, wenn sie die Küsten von Afrika, die entferntesten Seen Asiens, und zumal die Gewässer von Nord-Amerika mit ihren Räubereyen erfüllt hatten, einen sichern und bequemen Aufenthalt in diesem Loche fanden. Seit langer Zeit griffen sie ungestraft, selbst die englische Flagge an. Endlich ward Georg I durch das Geschrey seines Volks, und den Wunsch seines Parlements erweckt, und schickte im J. 1719 eine hinlängliche Macht ab, um sie zu bezwingen. Die mehrsten nahmen die ihnen angebothne Amnestie an, und schlugen sich zur Kolonie, die Wood-Rogers aus Europa hinbrachte.

Heut zu Tage mag sie wohl aus drey tausend Seelen bestehn. Die Hälfte davon wohnt auf Providenz; das übrige auf den andern Eilanden. Ihrer vormaligen räuberischen Lebensart muß man den nachlässigen und unvollkommnen Zustand zuschreiben, worinn diese Kolonisten den Ackerbau liegen lassen; obgleich die Verschiedenheit des Bodens, den sie besetzt haben, oder besetzen können, ihren Fleiß, ihren Ehrgeiz, selbst ihre Kaprizen unaufhörlich reizt. Man weiß zwar, daß er überhaupt nicht ganz frucht-

bar ist; allein es befinden sich daselbst Stellen, die reich genug sind, um eine beträchtlichere Menschenzahl in blühenden Zustand zu setzen. Diese Inseln, die aus Mangel der Waaren bishero für Groß-Britannien gleichsam verloren gewesen sind, können ihm wo nicht durch ihren Handel, doch durch ihre Lage nützlich werden.

Die Lucayen, die auf der einen Seite nur durch die Straße von Bahama von Florida getrennt sind, machen auf der andern eine lange Kette aus, die sich ungefähr bey der Spitze von Cuba endigt. Da fangen andre Inseln an, die man die Caiken und Türken nennt, die auch seit kurzen unter englische Bothmäßigkeit gekommen sind, und die Kette bis gegen die Mitte der nördlichen Küste von San-Domingo fortsetzen. Diese verschiednen Inseln lassen den größten Schiffen fünf Durchfahrten offen. Die Türkeninsel und die große Caike verschaffen durch die Festungswerke, die England kurzens da aufgeführt hat, seinen Kapern einen sichern Aufenthalt, samt der Herrschaft über den Kanal, der beyde von San-Domingo trennt. Daraus folgt, daß alle Schiffe, die von dieser so reichen Kolonie absegeln, in die Hände der Engländer fallen müssen. Haben sie auf den andern Eilanden an den Pässen keine Festungswerke angelegt, so macht es, daß ihre Ueberlegenheit in der Schiffahrt ihnen ohne diese Hülfe hinreichend geschienen hat, um diese Durchfahrt den Schiffen ihrer Feinde zu verwehren. Von den Bermudas versprechen sie sich so große Vortheile nicht.

XIX.

Kolonie der Engländer auf den Bermudasinseln.

Dieser Haufe Inseln, der ungefähr drey hundert Meilen von den Antillen liegt, ward im J. 1527 durch den Spanier Johann Bermudas entdeckt, der ihnen seinen Namen gab, ohne darauf zu landen. Niemals waren sie von irgend einem Sterblichen bewohnt worden, als sechzig Engländer im J. 1612 dahin segelten. Die Menschenzahl wuchs ganz ansehnlich, weil man die Vortheile des dortigen Himmelsstriches weit übertrieb. Von den Antillen aus begab man sich dahin, um die Gesundheit wieder zu erlangen; von den nördlichen Kolonien, um sein Vermögen ruhig zu genießen. Verschiedne Royalisten erwarteten daselbst den Tod Cromwells, der sie unterdrückt hatte. Unter andern setzte Waller, ein allerliebster Dichter und Feind dieses Befreyers und Tyrannen, über das Meer, und besang diese Inseln der Glückseligen, von dem Einflusse der Himmelsluft und der reizenden Gegend entflammt, welches die wahren Gottheiten der Dichtkunst sind. Er flößte seinen Enthusiasmus jenem Geschlechte ein, in dessen Herz Feuer zu erregen so etwas süßes ist. Die Englischen Damen hielten sich nur dann für schön und gut geputzt, wenn sie kleine Hüthe von Palmblättern, die aus den Bermudas kamen, trugen.

Aber endlich verschwand die Bezauberung, und diese Eilande verfielen in die Vergessenheit, die ihr kleiner Umfang verdiente. Sie sind außerordentlich zahlreich und besetzen nur einen Raum von sechs bis

sieben Meilen. Der Boden ist von mittelmäßiger Beschaffenheit ohne die geringste Quelle, um ihn zu wässern. Man trinkt da nichts anders als Brunnen- und Zisternenwasser. Mayz, allerley Gemüse und viel vortreffliches Obst verschaffen eine überflüssige und gesunde Nahrung. Es wächst da nichts von dem Ueberflusse, den man andern Nationen bringt. Indeß hat der Zufall unter diesem heitern und gemäßigten Himmel, vier bis fünf tausend arme, aber darinn, daß man sie vergißt, glückliche Einwohner versammlet. Sie haben keinen andern Verkehr auswärts, als vermöge einiger Fahrzeuge, die auf ihrer Reise von den nördlichen nach den südlichen Kolonien sich bisweilen auf diesen Inseln erfrischen.

Man hat gesucht den Wohlstand dieses Volks durch einen geschickten Fleiß zu vermehren. Man hat haben wollen, es sollte Seide, nachhero Koschenilie ziehen, und endlich Wein pflanzen. Aber diese Entwürfe sind nie zur Ausführung gebracht worden. Zu ihrem eignen Glücke haben diese Insulaner ihren ganzen sitzenden Fleiß auf die Verfertigung von Seegeltüchern eingeschränkt. Diese einfältig und mäßig gesinnten Menschen so angemeßne Manufaktur wird täglich blühender. Man baut auch da seit mehr als hundert Jahren mit einem Cederholz, das die Franzosen Acajou nennen, Schiffe, die nicht ihres Gleichen, weder an Gange noch an Dauer haben, und die allgemein, und zumal von See-Kapern, sehr gesucht werden. Man hat sie versucht auf Jamaika und den Lucayen, wo man die Materialien, die wegen der Seltenheit in den alten Werften theurer geworden

worden waren, in Ueberfluß hatte, nachzumachen; allein diese Schiffe sind und müssen viel geringer seyn, als die, die ihnen zum Muster gedient haben.

Die ersten Einwohner auf Bermudas haben im J. 1765 eine Gesellschaft angelegt, deren Gesetze vielleicht das schätzbarste sind, das je der Menschheit Ehre gemacht hat. Diese tugendhaften Bürger haben sich anheischig gemacht, eine Bibliothek von allen ökonomischen Schriften aus allen Sprachen zu machen; denen tauglichen Personen von beyderley Geschlechtern eine Beschäftigung zu verschaffen, die ihren Denkungsarten angemessen wäre; jeden Menschen, der eine neue Kunst nach der Kolonie bringen, oder eine schon da bekannte vollkommner machen würde, zu belohnen; jeden Taglöhner, der bey einer vierzig Jahr langen fleißigen Arbeit, und bey untadelhaften Rufe nicht im Stande gewesen wäre, sich so viel zu sammlen, um seine letzten Tage sorgenlos zuzubringen, einen Gehalt zu geben; und endlich jeden Einwohner auf den Bermudas, den die Obrigkeit oder das Ministerium unterdrücken würde, schadlos zu halten.

Behalte diese Vortheile, arbeitsames und reichthumloses Volk, das du an deiner Arbeit und an deiner Armuth, wodurch deine Sitten rein erhalten werden, glücklich bist. Ein reiner und heitrer Himmel wache über dein schuldloses Leben. Du athmest die Ruhe der Seelen mit der Gesundheit. Kein Ueppigkeitsgift ist noch in deinen Adern geflossen. Du erregst und empfindest keinen Neid. Die Wuth des Ehrgeizes und des Kriegs zerschlägt sich an deinen

Ufern, so wie die Stürme des dich umgebenden Weltmeers. Um das Schauspiel deiner Mäßigkeit zu genießen, wünscht der Tugendhafte über das Meer zu setzen. Ach mögen doch die Winde dir nie die Begebenheiten der Welt, worinn wir leben, bringen! Du würdest lernen — — aber ach — — nein, meine Seele schauert vor Entsetzen, die Feder fällt mir aus der Hand, und ich kann dir nichts sagen! — —

England zog von allen Inseln, die unter seiner Flagge blühten, nur den zu seinem Gebrauch nöthigen Zucker, und einen Theil des Kaffees und der Baumwolle, die es brauchte. Es bekam weder Indig noch Kakao daher. Der letzte Krieg hat durch die Erweiterung seines Gebieths in der neuen Welt seinen Handel mit einigen Zweigen zur Ausfuhr bereichert.

XX.

Die Engländer nehmen Besitz von der Insel Tabago, welche die Holländer und Franzosen inne gehabt hatten.

Unter seinen neuen Eroberungen gebührt der erste Rang der Insel Tabago, die etwa dreyßig Meilen im Umfange hat. Sie ist nicht, wie die mehrsten andern Karaibischen Eilande, mit dürren Felsen oder ungesunden Moräften angefüllt. Die Ebnen, die sich ohne Ungleichheiten erstrecken, sind allda mit Hügeln begränzt, deren sanfter und gelinder Abhang überall angebaut werden kann. Man sieht aus diesen Anhöhen eine ungeheure Menge Quellen entspringen, die größtentheils dazu gebraucht werden, Zu-

dermühlen zu treiben. Der Boden ist zwar bisweilen sandig, aber doch immer schwarz und tief. Sichre und bequeme Hafen begränzen den nördlichen und westlichen Theil der Insel, welche den schrecklichen Orkanen nicht ausgesetzt ist, die an andern Orten so große Verheerungen verursachen. Die Nachbarschaft des festen Landes verschafft ihr vielleicht diesen unschätzbaren Vortheil.

Auch war, wenn man Ueberlieferungen trauen will, deren Ansehn doch nur zweifelhaft ist, Tabago ehemals sehr bevölkert. Seine Einwohner widerstunden lange Zeit den lebhaften und häufigen Anfällen der Wilden auf dem festen Lande, welches hartnäckige und unversöhnliche Feinde waren. Der immer neuen dorther kommenden Streifereyen müde, zerstreuten sie sich in den benachbarten Inseln.

Diejenige, die sie verlassen hatten, stund den Europäischen Einfällen offen, als zwey hundert Menschen aus Fleßingen im J. 1632 dahin landeten, um die Gründe einer Holländischen Kolonie daselbst zu legen. Die Indier aus der Nachbarschaft vereinigten sich mit den Spaniern auf Trinidad, gegen eine Niederlassung, die ihnen Furcht erweckte. Alles, was sich ihrer ungestümen Wuth widersetzte, ward ermordet oder gefangen genommen. Die wenigen, die sich durch die Wälder aus ihren Händen retteten, verließen die Insel gar bald.

Holland vergaß zwanzig Jhre lang eine Besitzung, welche ihm nur durch die Unfälle, die sie bey ihrer Entstehung aushalten mußte, bekannt war. Im J. 1654 schickte man neue Leute dahin. Diese wur-

wurden 1666 wieder daraus verjagt. Die Engländer mußten es bald erleben, daß ihnen diese Eroberung von den Franzosen weggenommen ward. Aber Ludwig XIV. begnügte sich damit zu siegen, und gab der Republik seiner damaligen Bundesgenossinn eine Insel zurück, die ihr gehört hatte. Diese Besitzung florirte nicht besser als alle landbauende Kolonien dieser handelnden Nation. Was an andern Orten so viel Menschen dazu bewegt nach Amerika überzugehen, hat die Holländer niemals dahin treiben können. Ihr Hauptland bietet dem Fleiße seiner Bürger alle Mittel zu einem vortheilhaften Handel an; sie brauchen nicht aus ihrem Vaterlande zu gehen, um ihr Glück zu machen. Eine glückliche so wie ihre Freyheit durch Ströhme von Blut erkaufte Toleranz läßt endlich einmal dem Gewissen frey Athem schöpfen. Niemals zwingen Religionsskrupel die furchtsamen Seelen sich von den Gegenden, wo der Himmel sie gebohren werden ließ, zu entfernen. Das Vaterland sorgt mit so viel Weisheit und Menschlichkeit für die Erhaltung und Beschäftigung der Armen, daß die Verzweiflung keinen zwingt hinzugehn und ein Land zu reuten, das gewohnt ist, seine ersten Anbauers zu verzehren. Tabago enthielt also nie mehr als zwölf hundert Menschen, die sich damit beschäftigten, ein wenig Toback, Baumwolle, Indig zu bauen, und sechs Zuckerplantagen zu verarbeiten.

Das war der ganze Flug, den der Fleiß auf dieser Kolonie genommen hatte, als sie durch dieselbe Nation angegriffen ward, die dieselbe in seine ersten Besitze und Eigenthumsrechte wieder eingesetzt hatte.

Im

Im J. 1677 begegnete eine Französische Flotte, die sich Tabagos bemächtigen sollte, der Holländischen Flotte, die sich dieser Unternehmung widersetzen wollte. Das Treffen fieng in der Rhede der Insel selbst an, welche in einem an großen Begebenheiten ergiebigen Jahrhundert durch diese merkwürdige Schlacht berühmt ward. Der unablässige Muth der Streiter war von beyden Seiten so groß, daß die Schiffe keine Masten, kein Thauwerk, keine Matrosen, um sie zu regieren, mehr hatten, und man noch nicht aufhörte sich zu schlagen. Das Gefecht endigte sich nicht eher, als nachdem man zwölf Schiffe verbrennen und verschiedne untergehen sah. Der angreifende Theil verlor weniger Leute, aber die Vertheidiger behaupteten noch die Insel.

Aber d' Etrees, der es durchsetzen wollte, langete in eben dem Jahre, im Monath December, wiederum daselbst an. Damals war keine Flotte mehr da, um seine Macht abzuhalten, oder abzuwenden. Eine von seinem Lager abgeschoßne Bombe fiel auf das Pulvermagazin. Dieser gemeiniglich entscheidende Schlag setzte den Feind außer Vertheidigungsstand: er ergab sich auf Gnade und Ungnade. Der Sieger begnügte sich nicht damit, die Festungswerke zu schleifen, sondern legte, nach aller Strenge des Kriegsrechts, die Pflanzungen in die Asche; bemächtigte sich aller Schiffe, die im Hafen lagen, und schaffte die Einwohner aus der Insel, die er eingenommen hatte, heraus. Diese Eroberung ward bey dem, auf dem Gefechte, wo der Besiegte keine Schande,

de, der Sieger aber keinen Vortheil erwarb, folgenden Frieden, an Frankreich versichert.

Der Französische Hof vernachlässigte diese wichtige Insel so sehr, daß er nicht einen einzigen Menschen hinschickte. Vielleicht sah er, in dem Rausche einer falschen Größe, alles mit Gleichgültigkeit an, was bloß nützlich war. Er faßte sogar eine so schlechte Meynung von Tabago, daß er es für einen unfruchtbaren Felsen hielt. Dieser Irrthum vermehrte sich durch das Betragen der Franzosen, die, weil sie auf Martiniko zu zahlreich waren, sich in die Inseln St. Lucia, St. Vincent, und Dominika verbreiteten. Das waren erbettelte Besitzungen, von mittelmäßiger Beschaffenheit. Hätte man sie wohl einem Eiland vorgezogen, dessen Boden besser, und dessen Eigenthum unwiderstreitlich war? So schloß eine Regierung, die damals, in Ansehung des Handels und der Pflanzung der Kolonie, nicht Einsichten genug hatte, um die wahren Beweggründe zu unterscheiden, warum ihre Unterthanen so wenig Neigung für Tabago bezeugten.

Eine ganz neue Kolonie, zumal wenn sie nur mit schwachen Mitteln angelegt wird, bedarf einer unmittelbaren Hülfe, um sich zu erhalten. Sie kann keinen Fortgang haben, als nach Maaßgabe des Abganges, den sie für ihre ersten Waaren findet. Diese sind gewöhnlich von einer gemeinen Gattung, die, weil sie die Kosten einer langen Schiffahrt nicht belohnen, fast immer nur in den benachbarten Orten Abgang finden, und unmerklich, vermittelst mäßiger Gewinste, zur Unternehmung der großen Ackerbaues-

Artis

Artikel, die den Gegenstand des Handels der Europäer mit den Antillen ausmachen, führen müssen. Nun lag Tabago zu weit von den großen Französischen Besitzungen, um seinen Einwohnern diesen allmäligen Zuwachs von Glück anbieten und sie dadurch anlocken zu können. Man zog dieser Insel minder ergiebige, die aber den nöthigen Hülfsmitteln näher lagen, vor.

Das Nichts, worein sie alle Umstände versenkt hatten, konnte sie vor dem gierigen Blicke Englands nicht verborgen halten. Diese stolze Insel, welche sich für die Königinn der Inseln hält, weil sie unter allen die blühendste ist, gab vor, sie hätte unverjährliche Rechte auf Tabago, weil sie es sechs Monathe lang besetzt hatte. Ihre Macht hat ihren Ansprüchen die Oberhand verschafft, und der Frieden von 1763 hat dem Glücke ihrer Waffen dadurch ein Recht gegeben, daß ihr darinn eine Besitzung zugesprochen worden ist, welche sie nicht so unthätig liegen lassen wird, als die Franzosen.

Fast alle Besitzungen der Antillen wurden ein Grab für ihre ersten Kolonisten, die, weil sie in Zeiten, wo sie noch keine Erfahrung und gar keinen Beystand von ihrem Hauptlande hatten, aufs gerathe wohl zu Werke giengen, bey jedem Schritt ein Versehn begiengen. Ihre Habsucht verachtete die Gewohnheit der Landeseingebohrnen, welche, um die gar zu starke Wirkung einer ewig brennenden Sonne zu vermindern, die kleinen Stücken Landes, die sie urbar machen mußten, durch große mit Bäumen und Schatten bedeckte Stellen von einander abgesondert

hiel-

hielten. Diese durch die Erfahrung geleitete Wilden legten ihre Wohnungen mitten im Holze an, aus Furcht vor den starken und gefährlichen Ausdünstungen einer Erde, die sie erst eben umgewühlt hatten.

Die Zerstöhrer dieses weisen Volks, die gern gleich genießen wollten, verließen diese zu langsame Art zu verfahren, und bey ihrer Ungeduld, alles anzubauen, schlugen sie eilig ganze Waldungen um. Alsbald erhoben sich dicke Dünste aus einem zum erstenmal von den Strahlen der Sonne erhitzten Boden. Sie vermehrten sich, so wie man die Felder umwühlte, um sie zu besäen oder zu bepflanzen. Ihre Bösartigkeit drang durch alle Schweislöcher, durch alle Gliedmaßen des Ackermannes, die durch die Arbeit in eine übermäßige und unaufhörliche Ausdünstung geriethen. Der Umlauf der flüssigen Theile ward gehemmt; alle Eingeweyde dehnten sich aus einander, der Körper schwoll, der Magen that seine Würkungen nicht mehr. Der Mensch starb. Entgieng man der Pestilenz bringenden Tageshitze, so athmete man in Hütten, die mitten in den gereuteten Ländereyen auf einen Boden gebaut waren, dessen gar zu thätige und ungesunde, treibende Kraft die Menschen verzehrte, ehe sie die Pflanzen nährte, den Tod zugleich mit dem Schlafe ein.

Diesen Beobachtungen zu Folge, wäre dieß wohl der Entwurf, den man bey Anlegung einer neuen Pflanzstadt annehmen müßte. Man würde, sobald man ankäme, untersuchen, welche Winde auf dem amerikanischen Inselnmeere am mehrsten herrschen,

und man würde finden, daß sie ganz regelmäßig zwischen Süd-Ost, und Nord-Ost wehen. Hätten wir nun freye Wahl und setzte die Beschaffenheit des Bodens kein Hinderniß dagegen, so würden wir uns hüten, uns unter dem Winde zu setzen; aus Furcht, er möchte den Dunst des frisch gereuteten Erdreich unaufhörlich in unsre Brust treiben, und eine Pflanzung, die sich mit der Zeit gereinigt hätte, durch den Dunst neuer Pflanzungen vergiften. Also müßten wir unsre Kolonie windwärts von allen anzubauenden Ländereyen anlegen. Anfänglich sollte man alle Wohnungen in den Hölzern bauen, und nicht einen einzigen Baum umher fällen. Die Wohnung in den Wäldern ist gesund. Die Kühle, die sie auch sogar in der größten Tageshitze unterhalten, hindert diese übermäßige Ausdünstung, die die mehresten Europäer durch die Trockenheit und Schärfe eines entzündbaren und seines flüssigen Wesens beraubten Blutes ums Leben bringt. Des Nachts müßte man Feuer in den Häusern anlegen, um die böse Luft, die sich etwa möchte hinein geschlichen haben, zu zertheilen. Dieser in gewissen Gegenden von Afrika durchgängig eingeführte Gebrauch brächte wegen der Aehnlichkeit beyder Himmelsstriche, in Amerika, die davon zu gewartende Wirkung hervor.

Nach diesen getroffnen Vorkehrungen fiengen wir an das Holz umzuhauen, aber wenigstens fünf und zwanzig Ruthen von den Hütten. Wenn die Erde entblößt wäre, so sollte man die Sklaven erst um zehn Uhr des Morgens, nämlich nachdem die Sonne die Dünste zertheilt, und der Wind sie verjage

jagt hätte, zur Arbeit schicken. Die von Aufgang der Sonne an verlornen vier Stunden würden durch die Hurtigkeit der Arbeiter, deren Kräfte man auf die Art geschont hätte, und durch die Erhaltung der Menschen überflüssig vergütet werden. Man müßte in dieser Sorgfalt fortfahren, sowohl bey Reinigung als bey Besäung der Ländereyen, bis der wohlgereinigte und wohlgesetzte Boden erlaubt, die Kolonisten auf denselben anzusetzen, und zu allen Stunden des Tages arbeiten zu lassen, ohne daß für ihre Sicherheit etwas zu besorgen sey. Die Erfahrung hat die Nothwendigkeit dieser Maaßregeln schon im voraus erwiesen.

Die Engländer, weil sie sich unter dem Winde niedergelassen haben, sind in großer Menge auf Tabago gestorben, und haben einen Haufen Sklaven verloren, ob sie gleich alle von den benachbarten Kolonien hergekommen waren. Da ihnen dieser Unfall die Augen öfnete, haben sie sich windwärts begeben, und das Sterben hat eingehalten. Diese Besitzung, die unmittelbar nach dem Frieden angelegt werden sollte, ist sehr zurückgehalten worden, weil die Gewohnheit, die England angenommen hat, das Land in seinen Inseln zu verkaufen, unzählige Formalien nach sich gezogen hat, die das Reuten verhindert haben. Erst im J. 1766 sind vierzehn tausend Acker in Portionen, jede von fünf hundert Acker, ausgetheilt worden. Nachher hat man noch einen öffentlichen Verkauf gehalten; aber weder bey dem ersten, noch bey dem andern, hat einer mehr als eine Portion erstehen dürfen. Dieß Gesetz hat sich auch auf St.

Vin-

Vinzent und Dominika erstreckt, nur mit dem Unterschiede, daß in letzterm Eilande die Portion nur drey hundert Acker hielt. Auf allen dreyen hat der Acker nur zwanzig bis fünf und zwanzig Schilling *) gekostet. Das Fünftheil dieser Summe ist baar bezahlt worden. In den ersten beyden Jahren ist nur zehn Procent, und nachher bis zur völligen Bezahlung jährlich zwanzig Procent gegeben worden. Man hat noch überdem jeden Kolonisten verbunden eine weiße Manns- und zwey weiße Frauenspersonen auf jede hundert Acker, die es urbar machen wird, in seine Pflanzung anzustellen. Es zeigt sich dabey eine Schwierigkeit. Wenn die Engländer zwey Frauensleute gegen eine Mannsperson in einer Pflanzung anstellen, so wollen sie entweder eine Frauensperson ohne Mann lassen, oder einen Mann zwo Frauen geben. Sie verfallen dadurch entweder in die Vielweiberey, die das Christenthum verbietet; oder in den ehelosen Stand, den die protestantische Religion verwirft; denn es läßt sich nicht denken, daß die Engländer ihr Blut mit der Negern ihrem in Amerika vermischen wollen. Dem sey, wie ihm wolle, ein Kolonist kann sich dieser Obliegenheit nicht anders entziehen, als wenn er 20 Pf. St. für jede ihm fehlende Person, weiblichen, und doppelt so viel für jede männlichen Geschlechts, zahlt.

Ohngeachtet dieser Art von Zwang, läßt die englische Sinnesart keinen Zweifel, daß sich nicht Eu-

*) Ungefähr sechs bis sieben Thaler.

Tabago in ihren Händen, von einer tiefen Unthätigkeit, auf den Gipfel des reichsten Landbaues erheben sollte. Wenn dieser glänzende Zeitpunkt gekommen ist, so wird es durch die Beschaffenheit und durch die Menge seiner Produkte alle Besitzungen übertreffen, die sich diese Nation in der neuen Welt erworben hat. Spekulanten, die das Verhältniß seiner Größe und der Beschaffenheit seiner Fruchtbarkeit am besten zu schätzen im Stande sind, nehmen keinen Anstand zu behaupten, daß dieses Eiland dem Hauptlande jährlich funfzig tausend Oxhöft rohen Zucker, ohne einige andre Waaren von geringerm Werth zu erwähnen, liefern wird. Es wird Jamaika verdunkeln; es wird die Reichthümer von Granada vermehren.

XXI.

Frankreich tritt Granada an England ab. Wichtigkeit und Produkte dieses Eilandes.

Diese Insel, die der Insel Tabago unter dem Winde liegt, ist nur neun bis zehn Meilen lang, sieben an den breitesten Stellen breit, und zwanzig bis zwey und zwanzig *) im Umkreise. Ihre Ebnen sind mit einigen eben nicht hohen Bergen und mit einer ungeheuren Anzahl ziemlich beträchtlicher Bäche durchschnitten. Sie hat an der Seite unter dem Winde einen so großen Hafen, daß sechzig Kriegsschiffe sehr bequem und so sicher darinn lägen, daß sie nicht einmal brauchten die Anker zu werfen.

Ob.

*) Es sind hier Seemeilen gemeynt.

Obschon die Franzosen, auf Nachricht der Fruchtbarkeit von Granada, im J. 1638 das Vorhaben gefaßt hatten, sich da niederzulassen, so führten sie es doch erst 1651 aus. Als sie ankamen, gaben sie einige Aexte, einige Messer, einige Tonnen Brandtewein an das Oberhaupt der Wilden, die sie daselbst antrafen; und in der Meynung, daß sie das Eiland um diesen Preis erkauft hätten, nahmen sie den Ton vom Landesherrn an, und handelten bald als Tyrannen. Die Karaiben, die sie nicht mit offenbarer Gewalt bekämpfen konnten, ergriffen die Parthey, die die Schwachheit immer gegen die Unterdrückung einflößt; nämlich alle die, die sie abseits und wehrlos fanden, zu ermorden. Die Truppen, die man zur Unterstützung der noch in der Kindheit befindlichen Kolonie abschickte, sahen nichts sicherers, nichts kürzer abgethanes, als alle Landeseingebohrnen ums Leben zu bringen. Der Ueberrest dieser Unglückseligen, die sie ausgerottet hatten, rettete sich auf einen schroffen Felsen, und wollte sich lieber lebendig von seinem Gipfel herunterstürzen, als in die Hände eines unversöhnlichen Feindes fallen. Die Franzosen nannten diesen Fels sehr leichtsinnig, den Berg der Springer, einen Namen, den er noch führt.

Ein habsüchtiger, gewaltthätiger, unerbittlicher Befehlshaber belohnte sie nach Verdienst für so viel Grausamkeiten. Die mehrsten Kolonisten konnten seine Tyranney nicht länger ausstehen, und retteten sich nach Martiniko: diejenigen aber, die unter ihm blieben, verurtheilten ihn zum Tode. In dem ganzen Gerichte, welches diesem Räuber den

Prozeß machte, war ein einziger Mensch, mit Namen Archangeli, der schreiben konnte. Ein Hufschmidt stellte die Untersuchungen an. Anstatt seiner Unterschrift führte er ein Hufeisen zum Siegel, um welchem Archangeli, der das Amt eines Sekretärs verwaltete, ganz gravitätisch die Worte: Zeichen des Herrn la Brin, des referirenden Raths, umherschrieb.

Man besorgte unstreitig, der Französische Hof möchte ein so seltsames und mit so unerhörten Formalien vollzognes Gericht, ob es gleich die gesunde Vernunft angegeben hatte, nicht gut heißen. Die mehrsten unter denen, die bey dem Verbrechen Richter, und bey der Strafe Zeugen abgegeben hatten, machten sich von Granada weg. Es blieben nur diejenigen da, die ihre Dunkelheit vor der Nachsuchung der Gesetze sicher stellte. Die Schatzung von 1700 bezeugt, daß sich nur 251 Weiße, 53 freye Wilde oder Mulatten, und 525 Sklaven darauf befanden. Die einträglichen Thiere bestunden nur aus 64 Pferden, und 569 Stück Hornvieh. Den ganzen Landbau machten drey Zucker- und zwey und funfzig Indigo-Pflanzungen aus.

Alles veränderte um 1714 seine Gestalt, und diese Veränderung war ein Werk von Martinike. Diese Insel legte damals den Grund zu einem Glanze, der alle Nationen in Erstaunen setzen sollte. Sie sendete unermeßliche Produkte nach Frankreich, wofür sie köstliche Waaren zur Bezahlung bekam. Das reichste, was sie erhalten hatte, brachte sie an die Spanische Küste. Ihre Fahrzeuge legten unterweges vor Granada an, um da Erfrischungen einzunehmen.

Die

Die gerüsteten Kauffarteyschiffe, die diese Schiffahrt unternahmen, lehrten diese Insel das Geheimniß ihrer Fruchtbarkeit. Ihr Boden brauchte nur angebaut zu werden. Die Handlung macht alles leicht. Einige Handelsleute lieferten die zu Anlegung der Zuckerpflanzungen nöthigen Sklaven und Geräthschaften. Es entstund eine Rechnung unter beyden Kolonien. Granada machte sich nach und nach durch seine reiche Produkte frey, und das gänzliche Saldo sollte abgethan werden, als der Krieg von 1744 den Verkehr der beyden Inseln unterbrach, und in demselben Augenblick stockte der Fortgang des Zuckerbaues. Man ersetzte das durch den Kaffeebau, der während der Feindseligkeiten mit aller Kraft und dem ganzen Fluge, den der Fleiß erlangt hatte, getrieben ward.

Der Friede von 1748 belebte alle Hülfsmittel und alle Arbeiten. Im J. 1753 enthielt Granada 1,262 Weiße; 175 freye Negern; und 11,991 Sklaven. 2,298 Pferde oder Maulthiere, 2,456 Stück Hornvieh, 3,278 Schaafe, 902 Ziegen, 331 Schweine, machten seine Heerden aus. Es hatte 83 Zuckerpflanzungen, 2,725,600 Kaffeestämme, 150,300 Kakao- und 800 Baumwollenbäume. Die Lebensmittel bestunden in 5,740,450 Kassawagruben, 933,596 Bananen, 143 Quadrate mit Ignamen und Kartoffeln besetzt. Die Kolonie gewann einen schleunigen Fortgang, nach Verhältniß der Vortreflichkeit ihres Bodens. Die hartnäckigen Fieber, und die Wassersuchten, die seit dreyßig Jahren die Menschen verzehrten, so wie diese Waldungen schlugen, hätten ohnstreitig

zugleich mit den Reutungen aufgehört, wobey der Koloniſt den Tod fand, indem er das Leben ſuchte. Aber Frankreich hat mit ſeinen Gütern ſeine Hoffnungen verloren. Es genießt die Schätze, die ihm Granada einbrachte, nicht mehr. Zu wohl verdiente Unglücksfälle haben ſeine zu ſpät unternommene Vorkehrungen vereitelt. Die Wuth vor der Zeit und ohne Ziel und Maaße zu genießen; dieſe Krankheit, welche die Regierung einer Nation befallen hat, die doch würdig wäre von ihren Herren geliebt zu werden; dieſe Verſchwendung, die da erndtet, wenn geſäet werden ſollte; die mit einer Hand das Vergangne, mit der andern die Zukunft zerſtöhrt; die den Grund der Reichthümer durch die Voraufnehmung der Einkünfte austrocknet und verſchlingt; dieſe Unordnung, die aus den Bedürfniſſen entſpringt, worein der Mangel an Grundſätzen und Erfahrung einen Staat niemals zu ſtürzen ermangelt, der bloß Kräfte ohne Abſichten, und Mittel ohne Klugheit beſitzt; die Anarchie, die am Ruder der Geſchäfte ſitzt; die Uebereilung, das Ränke machen der Unterbedienten, der Mangel an ſicheren Entwürfen; auf der einen Seite, die Kühnheit, alles ungeſtraft zu thun, auf der andern die Furcht, ſelbſt für das allgemeine Beſte zu reden; dieſer Zuſammenſtuß von Uebeln, die eins das andre von fern her herbeylocken, hat gemacht, daß Granada in die Hände der Engländer gekommen iſt, die dieſe Eroberung vermöge des Friedens von 1763 beſitzen. Aber wie lange? Sollte es wohl auf immer ſeyn?

Eng-

England hat nicht glücklich daselbst angefangen. In dem ersten Enthusiasmus über eine Besitzung, wovon man schon im voraus die größte Vorstellung hatte, ist jeder begierig gewesen, Pflanzungen daselbst zu bekommen. Diese Grille hat erstlich eine Menge alte Kolonisten aus der Insel vertrieben, und sodann anderthalb Millionen Pfund Sterling aus dem Hauptlande herausgeschafft. Auf diese Unvorsichtigkeit ist eine andre Unvorsichtigkeit gefolgt. Die neuen Eigenthümer, vom Nationalstolze ohne Zweifel geblendet, haben neue Arten zu verfahren statt der bey ihren Vorgängern üblichen eingeführt. Sie haben die Lebensart der Sklaven verändern wollen. Die Negern, die selbst durch ihre Unwissenheit noch stärker an ihren Gewohnheiten hangen, als die Menschen gemeiniglich thun, haben sich empört. Man hat müssen Truppen marschiren lassen, und Blut vergießen. Die ganze Kolonie ist voller Argwohn worden. Herren, die sich in die Nothwendigkeit versetzt hatten, Gewaltthätigkeiten auszuüben, haben besorgt, sie möchten in ihren Pflanzungen verbrannt oder ermordet werden. Die Arbeiten sind matt getrieben worden, ja sogar liegen geblieben. Endlich ist die Ruhe wieder hergestellt worden. Die Zahl der Sklaven ist auf vierzig tausend gesetzt worden, und die Produkte haben sich dreyfach vermehrt, gegen das, was sie unter französischer Bothmäßigkeit waren.

Der Landbau wird noch durch die Nachbarschaft von ein Dutzend Inseln, die zu der Kolonie gehören und die Granadinen heißen, wachsen. Die kleinste hält ungefähr drey, die größte acht Meilen im Umkreise.

Es fließt da kein Wasserquell, die Luft aber ist gesund. Die Erde, die nur mit lichten Buschwerke bedeckt gewesen, hat keinen Schutz von den Strahlen der Sonne gehabt; und dünstet also auch nicht die tödtlichen Säfte aus, die das Leben des Ackermanns verkürzen.

Kariaku, das einzige unter diesen Eilanden, das die Franzosen besetzt hatten, ward anfänglich von einigen Schildkrötenfängern besucht, die in den Zeiträumen, welche ein so leichtes Handwerk unbesetzt ließ, Land zu reuten anfiengen. Mit der Zeit ward ihre Anzahl durch Einwohner von Guadalupe vermehrt, welche ihren Fleiß nach Kariaku brachten, weil ihre Pflanzungen durch eine besondre Art von Ameisen waren verwüstet worden. Unter dem Schirm der Freyheit blühte dieser Fleiß. Sie versammleten ungefähr zwölf hundert Sklaven dahin, womit sie sich ein Einkommen von hundert bis hundert und dreyßig tausend Thlr. an Baumwolle verschafften.

Die übrigen Granadinen versprechen nicht eben die Vortheile. Man hat dennoch angefangen den Zucker da zu bauen. Zu Bekuya, der größten und vortheilhaftesten unter diesen Inseln, geräth er wunderwürdig; sie liegt nur zwo Meilen von St. Vinzent.

XXII.

Die Engländer nehmen St. Vinzent in Besitz. Gebräuche der auf dieser Insel befindlichen Wilden.

Als die Engländer und Franzosen, die seit einigen

gen Jahren die Windinseln verwüsteten, im J. 1660 darauf dachten, Besitzungen, an die man bis dahin nur die erste Hand gelegt hatte, Bestand zu geben, so wurden sie einig, daß Dominiko und St. Vinzent den Karaiben zu eigen gehören sollten. Einige dieser bis dahin zerstreut gewesenen Wilden suchten eine Zuflucht in dem erstern, die mehrsten aber in dem andern Eilande. Da lebten diese sanftmüthigen, mäßiggesinnten, Ruhe und Stille liebenden Menschen mitten in den Wäldern, in zerstreuten Familien unter Führung eines Greises, den sein Alter allein zur Regierung gebildet und berufen hatte. Das Reich gieng also nach der Reihe von einer Familie in die andre, allwo der älteste immer König, das heißt, Führer und Vater der Nation ward. Diese unwissenden Wilden kannten die erhabne Kunst nicht, die Menschen durch die Gewalt der Waffen zu bezwingen und zu regieren; die Einwohner eines Landes zu erwürgen, um es rechtmäßig zu besitzen; dem Sieger das Eigenthum, dem Besiegten die Arbeit in den eroberten Ländern zu ertheilen; und mit der Zeit beyde ihrer Rechte und ihres Einkommens durch willkührliche Auflagen zu berauben.

Die Zahl dieser Kinder der Natur vermehrte sich auf einmal mit einem afrikanischen Geschlechte, dessen Ursprung man nicht genau hat erfahren können. Ein Schiff, das Negern führte, soll, wie es heißt, zu St. Vinzent einstens gescheitert, und die dem Schiffbruch entkommenen Sklaven von den Wilden wie Brüder aufgenommen worden seyn. Andre behaupten, diese Schwarzen seyn Flüchtlinge, die den

Pflanzungen der benachbarten Kolonien entronnen wären. Eine dritte Ueberlieferung erzählt, daß dieß fremde Blut aus Negern entspringt, die die Karaiben den Spaniern, in den ersten Kriegen dieser Europäer gegen die Indier, wegnahmen. Wenn man dem du Tertre, dem ältesten Geschichtschreiber der Antillen Glauben beymißt, so schonten die schrecklichen und gegen die Herren unbarmherzigen Wilden der Gefangnen, nahmen sie mit nach ihrer Heymath, gaben ihnen die Freyheit wieder, damit sie das Leben, das heißt den Himmel und den Boden, und mit einem Worte, die Güter der Natur, die nie ein Mensch einem andern weder rauben noch versagen sollte, genießen möchten.

Das war nicht genug. Die Herren der Insel gaben ihre Töchter den Fremden, durch welchen Zufall sie auch mochten hingebracht worden seyn, zur Ehe. Die aus dieser Vermischung erzeugte Gattung machte ein Geschlecht aus, das man schwarze Karaiben hieß. Sie haben mehr von der Urfarbe ihrer Väter, als von der gelindern Schattirung ihrer Mütter beybehalten. Der rothe Karaibe ist von kleinerer Statur; allein der schwarze Karaibe ist groß, stark; und dieß doppelt wilde Geschlecht redet mit einer Heftigkeit, worinn immer Zorn zu herrschen scheinet.

Indeß zogen sich mit der Zeit Wolken zwischen den beyden Nationen zusammen; diese bemerkte man von Martiniko aus. Man beschloß dieß Misverständniß zu nutzen, um sich auf den Trümmern beyder Partheyen zu erheben. Man gab vor, die schwar-

zen Karaiben gäben den von den französischen Inseln entlaufenen Sklaven Schutz. Lügen erzeugt immer nur Ungerechtigkeit. Man griff die ohne Grund an, die man unrecht beschuldigte. Aber die geringe Anzahl Mannschaft, die zu dieser Unternehmung gebraucht ward; der Neid der dazu bestimmten Anführer; der Abfall der rothen Karaiben, welche zu gefährlichen Bundesgenossen den versprochnen Beystand gegen ihre Feinde gar nicht geben wollten; die Unmöglichkeit, Feinden, die sich in Berge und Wälder verbargen, anzukommen; alles kam zusammen, eine so tollkühne als gewaltthätige Unternehmung zu vereiteln. Man mußte sich wieder zu Schiffe begeben, nachdem man viel nützliche Menschen verloren hatte. Aber der Sieg der Wilden hinderte sie nicht, flehend um den Frieden zu bitten. Sie luden sogar die Franzosen ein, zu kommen, und unter ihnen zu leben; schwuren ihnen eine aufrichtige Freundschaft, eine unveränderliche Eintracht; und gleich im folgenden 1719 Jahre zogen viele Einwohner von Martiniko nach St. Vinzent hin.

Die ersten ließen sich ganz friedlich da nieder, nicht nur mit Einwilligung, sondern auch unter dem Beystande der rothen Karaiben. Dieses Glück lockte andre Kolonisten dahin, die, entweder aus Neid oder aus andern Beweggründen, die Wilden ein verderbliches Geheimniß lehrten. Dies Volk, das von keinem andern Eigenthum wußte, als die Früchte, weil diese die Belohnung der Arbeit sind, war erstaunt, als es erfuhr, daß es die Erde verkaufen könnte; von der es immer geglaubt hatte, sie gehöre allen Menschen. Diese Entdeckung machte es zum

Feldmesser. Es setzte Gränzen; und von Stund' an waren Ruhe und Glück aus seiner Insel verbannt. Die Theilung der Ländereyen brachte Zwietracht unter den Menschen. Hier sind die Gründe der Veränderung, die aus dem Geist des Eigenthums erfolgte.

Als die Franzosen nach St. Vinzent angelangt waren, so brachten sie Sklaven mit, um das Land zu reuten und zu bauen. Die schwarzen Karaiben erschracken und fühlten sich gedemüthiget, daß sie Menschen ähnlich sahen, welche durch die Knechtschaft erniediget waren; besorgten, man möchte einstens die Farbe misbrauchen, die ihren Ursprung verrieth, um sie in dasselbe Joch zu spannen; und flohen in die tiefsten und dicksten Wälder. Dort drückten sie ihren Kindern, so wie sie auf die Welt kamen, die Stirne platt, um sich auf ewig ein unterscheidendes Merkmal, als ein Zeichen ihrer Unabhängigkeit, aufzudrucken. Die Manns- und Frauenspersonen, deren Kopf sich in diese seltsame Gestalt nicht hatte zwingen lassen, unterstanden sich nicht mehr, sich ohne das unauslöschliche und augenscheinliche Kennzeichen der Freyheit sehn zu lassen. Das folgende Geschlecht schien ein neues Volk. Die Karaiben mit platter Stirne, die fast alle gleichen Alters, groß, wohlgestaltet, stark und wild waren, kamen an die Küste und baueten sich da Hütten.

Sobald sie erfuhren, welchen Preis die Europäer auf das Land setzten, das sie bewohnten, so wollten sie auch, eben so wie die andern Bewohner dieser Insel, Theil daran haben. Diesen ersten Trieb der

Habsucht dämpfte man anfänglich mit Geschenken von Brandtewein und einigen Säbeln. Aber sie waren mit diesen Waffen schlecht zufrieden, und verlangten Flinten, wie die rothen Karaiben welche bekommen hatten. Darauf verlangten sie ihren Antheil nicht nur von dem Werth des ganzen Landes, das man in Zukunft verkaufen würde, sondern auch an dem Einkommen aus dem schon geschehenen Verkaufe. Voller Zorn, daß man sie in diese brüderliche Theilung nicht zulassen wollte, machten sie einen besondern Stamm aus, schwuren, daß sie sich nicht mehr unter den rothen Karaiben verheirathen wollten, erwählten sich einen Anführer und fiengen den Krieg an.

Die Anzahl der Streitenden mochte von beyden Seiten gleich seyn, aber die Stärke war es nicht. Die schwarzen Karaiben gewannen über die rothen alle die Ueberlegenheit, welche Nachdenken, Muth und Kühnheit bald über die Schwäche der Leibesbeschaffenheit, und über die Furchtsamkeit des Gemüths gewinnen müssen. Indeß bewog der Geist der Billigkeit, der selten den wilden Menschen verläßt, den Sieger, den unter dem Winde liegenden Theil der Insel mit dem Besiegten zu theilen. Das war der einzige, auf den beyde Theile eifrig waren, weil er ihnen Geschenke von den Franzosen verschaffte.

Der schwarze Karaibe gewann nichts bey dem Vertrage, den er selbst vorgeschrieben hatte. Die neuen Kolonisten, die auf der Insel landeten, zogen alle in das Revier seines Gegners, wo der Küste leichter anzukommen war. Dieser Vorzug machte einen schlecht gedämpften Haß wieder rege. Die im-

mer unterliegenden rothen begaben sich auf die Windseite des Eilandes. Verschiedne giengen in ihren Kähnen nach dem festen Lande, oder flüchteten auf Tabago. Die wenigen, die noch da blieben, lebten von den Schwarzen abgesondert.

Diese Eroberer und Herren der ganzen Küste der Insel unter dem Winde verlangten von den Europäern, daß sie die Ländereyen, die sie schon bezahlt hatten, von neuen bauen sollten. Ein Franzose wollte einen Kaufkontrakt vorzeigen, den er mit einem rothen Karaiben geschlossen hatte. Ich weiß nicht, sagte ihm ein schwarzer Karaibe, was dein Papier sagt; aber lies, was auf meinem Pfeile geschrieben steht. Du mußt darauf mit untrüglicher Schrift geschrieben sehen, daß, wenn du mir das nicht giebst, was ich von dir verlange, so werde ich diesen Abend deine Pflanzung in Brand stecken. So redete mit Schriftenaufsetzern ein Volk, das nicht lesen konnte. Es gebrauchte das Recht der Gewalt mit solcher Zuverlässigkeit, mit so wenigen Gewissensbissen, als wenn es das göttliche, das politische und das bürgerliche Recht gekannt hätte.

Die Zeit, die das Verfahren zugleich mit den Umständen verändert, machte diesen Druckungen ein Ende. Die Franzosen wurden vermuthlich einmal wieder stärker. Sie verdarben sich die Zeit nicht mehr damit, daß sie Gemüse, Kassawe, Mayz, Toback bauten, um es nach Martiniko zu verkaufen. In weniger denn zwanzig Jahren beschäftigten wichti-

gere

gere Produkte achthundert Weiße, und drey tausend Schwarze. Der jährliche Verkauf der neuen Früchte belief sich auf viermal hundert tausend Thlr. Die Insel St. Vinzent befand sich in dieser Lage, als sie in englische Bothmäßigkeit verfiel. Sie ist durch den Traktat von 1763 dazu geschlagen worden.

Die Franzosen, die angefangen hatten, dieß von je her unbebaute Land urbar zu machen, setzten nicht den geringsten Zweifel in den Grund ihres Eigenthumsrechts. Sie hatten es von den ursprünglichen Bewohnern bekommen, die vielleicht über ein Gebieth, das ihnen die Natur gegeben; auf die Art walten konnten. Wie sehr wunderten sie sich nicht, als man ihnen ankündigte, daß Groß-Britannien, welches weder mit ihnen noch mit den Karaiben einen Vertrag errichtet hatte, sich, nach in Europa angenommenen Grundsätzen, für berechtigt hielt, sie von ihrem Lande, das sie mit ihrem Schweiße benäßt hatten, wegzujagen, wenn sie es nicht löseten. Umsonst klagten sie über eine Unterdrückung, die der natürlichen Ordnung und selbst dem Völkerrecht so entgegen wäre. Ihre Klagen wurden nicht angehört. Die Befehlshaber der Kolonie durften die Vollstreckung der Befehle des Hauptlandes, welches verordnet hatte, alle Ländereyen ohne Unterschied zu verkaufen, nicht aufschieben. Das Parlement hatte vor, durch dieß schwache Mittel, der Lücke, die die Kriegskosten in dem Schatze der Nation gemacht hatten, zu helfen. Aber dieser Zweck ward nicht erreicht. Eitle Formalitäten verzehrten fast die 70,000 Pf. St.

die

die aus dem Landverkauf in den dreyen neutral genannten Inseln herauskam. Wenn gleich das Axiom der Europäer, jenes falsche und unmenschliche Axiom, nach welchem die durch Wilde bewohnte Ländereyen für vakant geachtet werden sollen, von den Engländern, die es so oft gemisbraucht hatten, um nach dem Beyspiel der Spanier unrechtmäßig Länder zu erwerben, hätte verworfen werden können; wenn auch die Franzosen das Recht nicht gehabt hätten, das zu kaufen, was sie wenigstens das Recht hatten zu stehlen; wenn sie sich gleich nicht durch die Arbeit, Ländereyen, die sie durch Geschenke erhalten, rechtmäßig zu eigen gemacht hätten; wenn endlich die durch einen vielleicht ungerechten Krieg erschöpfte englische öffentliche Schatzkammer, mit den Raubereyen des Friedens hätte angefüllt werden, und von diesen unerlaubten Verkaufen Nutzen ziehen sollen; so war es seinen ökonomischen Vortheilen und Grundsätzen zuwider, thätige Menschen, die den Fortgang einer Kolonie, die sie gestiftet hatten, beschleunigen mußten, auf die Art zu ranzioniren.

Aber die Härte der neuen Regierung vertrieb sie. Einige giengen nach St. Martin, andre nach Marie-Galante, nach Guadalupe, nach Martiniko. Die größte Anzahl begab sich nach St. Lucia, welches man anfieng mit Menschen zu besetzen, indem man jedem Land gab, der es urbar machen wollte. Alle nahmen ihre Sklaven mit. Indeß war die Wanderung nicht ganz allgemein. Einige Franzosen, die weniger an ihre Verwandten hiengen, und in ein Va-

terland,

terland, das sie, so zu sagen, veräußert hatten, nicht so sehr verliebt waren, wollten lieber auf einem fruchtbaren Boden, wo das Schicksal sie hingesetzt hatte, unter dem Joche des Siegers bleiben. Nach der ersten Aufwallung der Miszufriedenheit zeigte ihnen das Nachdenken, daß sie noch mehr dabey gewönnen, die Ländereyen, die sie besaßen, wieder zu kaufen, als sich an neuen Stellen niederzulassen, wenn ihnen schon der Boden da nichts kostete.

Ihr Vermögen, das eigentlich niemals eine Grundlage gehabt hatte, muß sich unter dem Schirme der englischen Regierung befestigen und vergrößern. Die Insel, worein sie sich mit ihren neuen Mitbürgern theilen, verspricht zwar nicht viel Baumwolle; sie ist aber dem Roku und dem Kakao sehr günstig. Man erndtete ehemals daselbst drey Millionen Pfund Kaffee, dessen Bau sehr leicht beträchtlich vermehrt werden könnte, wenn die Engländer nicht ihre ganze Gewinnsucht nach dem Zucker hin verwendeten. Der Theil von St. Vinzent, wo sie sich niedergelassen hatten, nämlich der unter dem Winde liegende, trug dessen nur wenig, weil er durchschnitten und bergig ist. Diese Betrachtung hat bey ihnen das Verlangen erregt, die windwärts liegenden Ebnen zu besetzen. Die Karaiben, die sich dahin geflüchtet hatten, haben sich geweigert sie zu verlassen, und man hat die Waffen ergriffen, um sie dazu zu zwingen. Ob sie sich schon mit Muth vertheidigen, so werden sie doch, über kurz oder lang, dem Donner der europäischen Tyranney unterliegen müssen. Gebe der

Him-

Himmel, daß das Kriegsfeuer sich nicht bis nach Dominika erstrecke. *)

XXIII.

---

*) Unser Verf. hat recht prophezeyht; nachdem die Unruhen von ihrem ersten Anfange an etwas über drey Jahr gedauret hatten, mußten die Karaiben nachgeben. Der General-Major Dalrymple, der die Truppen kommandirte, schloß mit ihnen ein Bündniß, worinn die Engländer den größten Theil ihrer Forderungen erhielten, obgleich die Karaiben nicht so schlecht dabey fuhren, als man hätte denken sollen. Das Vorhaben, sie anders wo hin, und wie man anfänglich gesonnen war, nach Afrika zu verpflanzen, ward gänzlich bey Seite gelegt. Die Karaiben erkannten der Krone England Oberherrschaft über die ganze Insel und über sich, ohne Einschränkungen; leisteten den Eid der Treue, und versprachen sich den Gesetzen der Insel in allem, was ihre Angelegenheiten mit den Engländern beträfe, zu unterwerfen, aber unter sich sollten sie sich nach den bey ihnen zu Gesetzen gewordnen Gebräuchen selbst regieren. Sie haben auch ein beträchtliches Stück Landes an die Krone abgetreten, aber dasjenige, was sie behalten haben, ist dagegen ihnen und ihrer Nachkommenschaft auf ewig versichert worden. Alle englische und fremde zu ihnen laufende Sklaven müssen sie wieder herausgeben, so wie auch alle Deserteurs. Keine Weißen dürfen sich ohne Erlaubniß von englischer Seite niederlassen: und was dergleichen zur innern Ruhe und Sicherheit der Kolonie nöthigen Einrichtungen, die im Traktat gemacht worden, mehr sind.

Uebrigens ist es bekannt, daß dieser Kriegszug gegen die Karaiben in England ein großes Aufsehn machte. Der edlere Theil des Parlements fand diese Unternehmung grausam gegen die unschuldigen Karaiben, denn sie hatte, wie sie es auch dar-

tha-

XXIII.

Die Engländer lassen sich auf Dominika nieder. Zweck dieser Besitzung.

Das ist eine ein wenig größere Insel als St. Vinzent. Sie ist ungefähr dreyzehn Meilen lang, gegen neune höchstens breit. In ihrer Mitte liegen unersteigliche Berge, welche zahlreiche Flüsse von vortrefflichen Wasser, auf einen fruchtbaren aber ungleichen Boden ergießen.

Dieß Land war durch seine eigne Kinder bewohnt. Im J. 1732 fand man daselbst 938 Karaiben, in zwey und dreyßig Karbets eingetheilt. 349 Fran-

---

thaten, nichts als Habsucht zum Grunde. Zudem war sie auch schlecht geführt worden, indem man die Truppen gerade in der regnigen Jahrszeit, wo der Aufenthalt auf St. Vinzent sehr ungesund ist, mit der größten Gewalt gegen die Karaiben hatte agiren lassen. Sie wollten deßfalls den Minister, der diese Sache angerathen und eingerichtet hatte, vor Gerichte fodern. Allein wie gewöhnlich ward dieser Vorschlag, durch die Mehrheit der Stimmen im Parlement, verworfen. Indeß kostete der Vortheil, den die Engländer da erhielten, viele brave Leute. Von den vier Regimentern, die 1772 zur gänzlichen Bezwingung der Karaiben gebraucht wurden, (vier englische Regimenter pflegen nicht viel über 1000 Mann zu machen) waren 150 Todte oder Verwundete, und unter jenen befand sich ein Obristlieutenant und verschiedene Offiziers. An der ungesunden Luft waren 110 Todte und 428 Kranke, zur Zeit, da der Friede geschlossen wurde, und man kann rechnen, daß eine ansehnliche Zahl der letztern nachher noch gestorben seyn wird.

Franzosen besaßen einen Theil der Küste, den ihnen die Wilden überlassen hatten. Diese Europäer hatten zu Werkzeugen oder vielmehr zu Gefährten ihres Landbaues nur 23 freye Mulatten und 338 Sklaven. Sie waren alle damit beschäftiget, für Martiniko Federvieh aufzuziehen, und eßbare Sachen hervorzubringen, und 72,200 Baumwollenbäume zu bauen. Der Kaffee machte nachher noch die Masse dieser geringen Produkte einträglicher. Endlich zählte die Insel 600 Weiße, und 2,000 Schwarze, als der Friede von 1763 sie zu einer englischen Besitzung machte.

Schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts hatte Groß-Britannien, das auf die Herrschaft über das Meer losgieng, indem es Frankreich beschuldigte nach der Monarchie des festen Landes zu trachten, für Dominika eben den Eifer gezeigt, als in den letzten Unterhandlungen, wo der Sieg ihm das Recht alles zu wählen gab. Es verlangte dasselbe nicht wegen des Kaffee, Baumwollen, Kakaobaus, den es doch da noch über seine Hoffnung vermehren kann; es sehnte sich auch nicht des Zuckers wegen darnach, wovon es doch selbst mit der Zeit nur drey bis vier tausend Oxhöft erwarten kann. Ein größrer Zweck, als Landbauanlagen, mischte sich von fern in seine politischen Absichten.

England wollte die Waaren der französischen Kolonien nach Dominika hinziehn, um selbst den Handel damit zu treiben. Bis diese Nation, deren Glück mit ihrem Ruhme abgenommen hat, ihre ganze Thätigkeit wieder erhält, und bis sie durch die Macht

ihres Seewesens einiger maßen Herr von dem Preise ihrer Produkte ist, und dieselben verhindern kann, sich aus ihren Besitzungen, durch die falschen Pforten eines Schleichhandels, zu verlaufen: bis zu diesem Augenblicke von Flor wird der gegenseitige Vortheil der französischen Landleute und der englischen Handelsleute alle Schranken, die ihnen der Hof zu Versailles entgegen setzen kann, durchbrechen. Dieser Verkehr wird sich, vermittelst der alten Kolonisten, die zu Dominika geblieben sind, erhalten, ob sie gleich die neue Regierung auf eine eben so ungerechte Weise ranzionirt hat, als die zu St. Vinzent. Es ist dieß indeß nicht die einzige Strenge, die sie dem englischen Ministerium vorzuwerfen haben. Dieß hat zwar alle Hafen der Insel frey und offen gegeben, allein dabey jeden dahin gebrachten Neger einer Abgabe von anderthalb Pfund Sterling unterworfen. Man hat sogar die Unbedachtsamkeit dieser Kameralhabsucht so weit getrieben, daß man einen Theil der bemeldeten tollen Abgabe noch vor dem Verkauf hat bezahlen lassen. Also sind die aus Guinea kommenden Schiffe gezwungen, Geld nach Dominika zu bringen, oder es um einen übermäßigen Preis daselbst aufzuborgen; und das muß sie davon entfernen, oder eine Waare theuer machen, deren Handel für die Menschlichkeit niedrig, für die Habsucht aber nur gar zu theuer ist.

Allein der große Vortheil dieser Insel für die Engländer besteht darinn, daß sie zwischen Guadelupe und Martiniko, gar nicht weit von beyden entfernt liegt, und beyde bedroht. Ihre sichern und

bequemen Rheden werden die Kaper und die Geschwader des Hauptlandes in den Stand setzen, die Schiffahrt der Franzosen nach ihren Kolonien, ja sogar den Verkehr beyder Inseln unter sich, zu unterbrechen. Es scheint, als habe sich England durch den Frieden aller Päße und aller Posten zum Kriege bemächtigt. Last uns seine Besitzungen noch einmal überschauen. Bey einer See- und handelnden Macht heißt: ihre Kolonien berechnen, ihre Kräfte schätzen.

XXIV.

Gegenwärtiger Zustand der englischen Eilande.

Die Anzahl der Sklaven, welche den Ackerbau der englischen Eilande treiben, beläuft sich ungefähr auf zweymal hundert und dreyßig tausend; aber ihre Arbeit bringt weniger Produkte hervor als eine gleiche Menschenzahl in den französischen Kolonien. Dieser Unterschied kann dreyen Ursachen zugeschrieben werden. Der Boden der brittischen Besitzungen, der seiner Beschaffenheit nach schlechter ist, ist auch durch den alten Anbau desselben abgenutzter. Die Sorge für die Pflanzungen ist gemeiniglich Miethlingen überlassen, welche Leute nicht so thätig, nicht so gewitzt, nicht so haushälterisch sind, als Eigenthümer. Der Anbau der Ländereyen, und die Mittel, die Fruchtbarkeit zu befördern, sind auch zu der Vollkommenheit nicht gediehen.

Die Zahl der Weißen, die sich in den französischen Kolonien gegen die Schwarzen verhält, wie

eins

eins zu sechs, ist in den englischen nur ungefähr wie eins zu eilf. Das kömmt daher, weil die englischen Inseln bloß den Landbau, die französischen Inseln aber Landbau und Handlung treiben. In dieser doppelten Rücksicht muß Barbados, das den Sklavenhandel treibt, und Jamaika, das sich einen verbothnen Verkehr mit den spanischen Küsten zugelegt hat, eine verhältnißmäßig größre Anzahl Weiße haben, als die andern Besitzungen dieser Nation.

Dieser Unterschied zwischen der Anzahl der Weißen und Schwarzen ist in den englischen Kolonien nicht immer so beschaffen gewesen. Sie enthielten ehedem eine sehr große Menge Europäer; aber diese sind verschwunden, seitdem der kleinere Landbau abgenommen hat, und der Platz, den sie einnahmen, durch die Zuckerpflanzungen, die einen sehr weitläuftigen Strich Landes verlangen, besetzt worden ist. Sie haben sich nach und nach in andere Eilande, oder in das nördliche Amerika begeben, oder sind wieder in das Hauptland zurückgekehrt. Nicht als wären nicht eben so viel dürftige und arbeitslose Menschen, um ihre Stelle zu ersetzen, in England gewesen, als in den ersten Zeiten der Auswanderungen aus Europa nach Amerika. Aber dieser Geist der Ebenteuer und Unternehmungen, den die Neuheit des Gegenstandes und der Zusammenfluß der Umstände hervorgebracht hatte, ist durch die Kolonisten nicht nur nicht unterhalten, sondern gedämpft worden. Umsonst haben die Gesetze bestimmt, daß jeder Eigenthümer eine der Anzahl seiner Schwarzen angemeßne Anzahl Weiße auf seine Pflanzung halten sollte. Diese Befehle ha-

den keine Kraft. Man will lieber die heut zu Tage seltne und leichte Gefahr laufen, eine schwache Geld-Buße zu bezahlen, als eine Verordnung zu halten, welche mehr kostet wie die Strafe der Uebertreter. Aber der Fehler des Mangels der Anzahl Weiße wird durch Vortheile, welche sie unterscheiden, vergütet.

Alle diejenigen, die auf den englischen Eilanden wohnen, sind in Regimenter getheilt. Diese Unterwerfung, wodurch man weder den Kaprizen eines Befehlshabers, noch den beleidigenden Stolze der regulären Truppen ausgesetzt ist, demüthigt und schadet keinem Menschen. Muß diese Miliz an Kriegszucht den europäischen Soldaten weichen, so übertrift sie dieselben um ein großes an Feuer und Tapferkeit. Wäre sie zahlreich genug, um einen Feind, dessen Regierung fast militärisch ist, zurückzutreiben; so würde sie das Hauptland der Sorge überheben, mit unermeßlichen Kosten und Gefahren Truppen hinzuschicken, die mehrentheils umkommen, ohne etwas gethan zu haben. Aber kaum ist diese Millz hinreichend, um die Schwarzen im Zaum zu halten, welche sehr geneigt sind, sich gegen das englische Joch zu empören: denn es scheint, daß die Sklaverey bey freyen Nationen um so härter sey, als sie ungerechter und fremder bey ihnen ist. So ist also der Gang des Menschen zur Unabhängigkeit beschaffen, daß, wenn er erst das Joch abgeschüttelt hat, so will er es aufs erlegen, und daß das Herz, dem die Knechtschaft am unerträglichsten ist, am begierigsten nach Herrschaft wird.

Ob.

Obgleich Groß-Britannien nie eine direkte Auflage in seinen Kolonien errichtet hat, so sind sie doch mit Abgaben mehr beladen, als man es sonst in minder gemäßigten Regierungen ist. Ihren eignen Kräften überlassen, haben sie müssen gegen die Unfälle, welche aus denen in den dortigen Gegenden so häufigen großen Bewegungen der Natur entsprungen sind, in sich selbst Mittel finden. In der Nothwendigkeit, die Unglücksfälle des Krieges wieder gut zu machen, und für ihre Vertheidigung zu sorgen, haben die Festungswerke, die sie aufgeführt, freywillige aber reichliche, und durch die Schulden, die man hat machen müssen, verderblichen Beyträge nach sich gezogen. Die bürgerliche Verwaltung ist, nach einem augenscheinlichen Widerspruch, mit dem Republikanischen Geist, welches ein Geist der Sparsamkeit und der Uneigennützigkeit ist, immer sehr theuer zu stehn gekommen, und die öffentlichen Angelegenheiten sind immer nur für baar Geld getrieben worden. Das ist bey einem handelnden Volke ein unvermeidliches Hinderniß. Es sey frey oder nicht, so kommt es dahin, daß es nichts schätzt und sucht als Reichthümer. Da der Durst nach Gold mehr eine Wirkung der Einbildungskraft als des Bedürfnisses ist, so sättigt man sich nicht mit Schätzen, als wie mit den andern Gegenständen unsrer Leidenschaften. Letztere sind abgesondert, und dauren nur eine Zeit; sie bekämpfen oder folgen auf einander: die Leidenschaft nach Gold aber nährt und vergnügt alle andre, oder ersetzt wenigstens ihre Stelle, so wie sie sie durch die Mittel selbst, die sie ihnen in die Hände giebt, um sie zu sättigen, schwächt. Keine Gewohnheit wird durch

durch die Uebung stärker als die zu sammlen; sie scheint sich nicht sowohl durch die Freuden der Eitelkeit, als durch die Opfer des Geizes zu nähren. Der reiche Mann fühlt immer das Bedürfniß seinen Schatz zu füllen und zu vermehren. Das ist eine beständige Erfahrung, die sich von den einzelnen Personen bis auf die Nationen erstreckt. Seitdem der Handel Leute in ganz England zu einem beträchtlichen Vermögen erhoben hat, ist Habsucht die allgemeine und herrschende Triebfeder geworden. Die Personen, die sich diesem einträglichsten Gewerbe nicht haben widmen können oder wollen, haben dennoch dem Gewinn, woraus Sitten und Meynungen ihnen ein Bedürfniß machten, entsagen wollen. Selbst, indem sie nach der Ehre trachteten, liefen sie den Reichthümern nach. In der Laufbahn der Gesetze und der Tugenden, die sich einander wechselseitig suchen und unterstützen müssen; in dem Ruhme Sitz und Stimme im Parlement zu erhalten, haben sie das Mittel angesehn, ihr Vermögen zu vergrößern. Um zu machen, daß man sie zu Mitgliedern dieser mächtigen Versammlung erwählte, haben sie die Stimmen des Volks bestochen, und hab n sich hernach eben so wenig geschämt, dieß Volk dem Hofe wieder zu verkaufen, als es zu kaufen. Jede Stimme ist im Parlemente feil geworden. Ein berühmter Staatsminister hatte die Taxe derselben, und rühmte sichs oft, zur Schande der Engländer. Es sey, sagte er, eine Pflicht seiner Stelle, die Repräsentanten der Nation zu verkaufen, um sie zu bewegen, nicht gegen, sondern nach ihrem Gewissen zu stimmen. Und was sagt wohl das Gewissen,

wissen, wenn das Geld gesprochen hat? Hat der Kaufmannsgeist die Seuche des Eigennutzes im Hauptlande verbreiten können, wie sollte er nicht die Kolonien, deren Grund und Stütze er ist, damit angesteckt haben? Ist es wohl wahr, daß ein Mensch, der edelmüthig genug wäre, um dem Vaterlande aus Liebe zum Ruhme zu dienen, für einen Menschen aus einer nicht mehr existirenden Welt und Zeit gehalten werden würde? Stolzes Eiland! möchten doch deine Feinde sich nicht mehr dieser niederträchtigen eigennützigen Denkart überlassen! So mußt du ihnen alles wiedergeben, was sie verloren haben.

Indeß stehen doch, ungeachtet der ungeheuren Abgaben und öffentlichen Unkosten in den englischen Besitzungen, die Ländereyen daselbst in einem sehr hohen Preise. Die Amerikaner und die Europäer beeifern sich welche zu kaufen, und diese Konkurrenz erhöht ihren Werth. Sie werden durch die sichern und leichten Mittel angelockt, in dem Hauptlande einen vortheilhaftern Ausweg für ihre Waaren zu finden, als die andern Nationen nirgend anders finden können. Ueberdem sind die englischen Inseln den feindlichen Einfällen und Verheerungen nicht so ausgesetzt, als die Inseln der Mächte, die reich an Produkten und schwach an Schiffen sind. Die Schiffahrt eines für die See gebohrnen Volks erhält sich durch ihre eigne Macht, im Kriege sowohl als im Frieden.

Dieß Volk versäumt nichts, um seinen Inseln einen neuen Werth zu geben. Im J. 1766 hat es

die Abgabe von vier und ein halb Procent, welche der Zucker bey der Ausfuhr bezahlte, und die auf alle übrige Produkte liegende Zölle abgenommen. Diese Befreyung hat sich auf die Produkte erstreckt, welche fremde Inseln nach den seinigen bringen würden. Die Regierung hat noch mehr gethan. Sie hat die Kosten der Besatzungen, die die neuen Eroberungen bewachen sollen, und eine Ausgabe von 9752 Pf. Sterling, 6 Schilling, $6\frac{1}{2}$ Pence ausmachen, über sich genommen. So weiß die öffentliche Schatzkammer den Bedürfnissen des Handels zuvorzukommen, um dessen Flor zu vermehren.

XXV.

Welchen Verkehr die englischen Inseln auswärtig treiben.

Die Handlungsverbindungen der englischen Eilande sind sehr eingeschränkt. Kein fremdes Schiff darf daselbst einlaufen, außer zu Jamaika und zu Dominika, woraus man im J. 1766 Freyhafen gemacht hat. Die Strenge der Gesetze hat, in Ansehung dieses wichtigen Verboths, den Betrug der Befehlshaber verhütet. Aller Verkehr mit den verschiednen europäischen Nationen ist ihnen sogar immerfort untersagt worden; und als man ihnen im J. 1739 erlaubte, ihren Zucker jenen gerade zu hinzubringen, so geschah es mit solchen Einschränkungen, die es verhinderten. Der Vortheil des Hauptlandes erfodert, daß es alle Produkte seiner Inseln für seinen Gebrauch oder Handel behalte. Die Vertheilung derselben geschieht auf folgende Weise.

Diese

Diese Kolonien haben niemals Lebensmittel für ihre Bewohner, weder für die Weißen, noch für die Schwarzen, hervorgebracht. Sie haben weder Holz, noch Vieh, noch gesalzne Fische. Diese höchst nöthigen Artikel werden ihnen von Neu-England aus geliefert; welches dagegen die abgezognen Getränke von Zucker, Spanischen Pfeffer, Ingwer, wenig andre Waaren, aber sehr viel Melassen erhält, die ihm statt des Zuckers dienen. Es ist ihm aber nie erlaubt gewesen, letzteres Produkt gerade zu zu holen; aus Furcht, der wohlfeile Preis des Zuckers möchte die Melasse aus dem Gebrauch bringen: so, daß die Inseln dann gezwungen wären, andre Waaren, zu Bezahlung derjenigen, die sie aus den nördlichen Provinzen erhalten, zu liefern. Das Hauptland sah wohl ein, daß der aus Amerika nach England her, und dann wieder aus England nach Amerika hingebrachte Zucker, wenig Vertrieb finden würde. Aber diese Betrachtung hielt es nicht zurück. Seine Hauptabsicht war nicht, den nördlichen Kolonien ein Produkt zu verkaufen, wozu es in Europa einen leichten Vertrieb hatte: es wollte ganz besonders den Verbrauch seiner Melasse sicher stellen, und sich dadurch alle reichen Produkte seiner Inseln eigen machen. Aber die Maaßregeln, die ihm diesen wichtigen Zweck gewiß machen sollten, wurden sonderbarlich gehindert.

Frankreich, welches durch glückliche Zufälle, in den Besitz der reichsten Eilande in der neuen Welt gekommen war, hatte sich durch die Unvorsichtigkeit, die ihm im Gebrauch seines Glücks immer ein Hinderniß gewesen ist, verblenden lassen, und nicht darauf

auf gedacht, seine Siruppe, seine von Zucker gebrannte Wasser, in seine nördlichen Kolonien zu schicken. Diese schlechte Staatsklugheit lockte die Einwohner von Neu-England nach den französischen Inseln. Mit Mehl, Gemüse, Holz, Stockfisch, Vieh, ja sogar mit Geld, kamen sie und holten daselbst Indig, Baumwolle, Zucker, den sie die Kunst verstunden nach England zu verkaufen, und zumal Melasse, welche sie ganz für sich verbrauchten. Es ließe sich erweisen, daß sie schon im J. 1719 zwanzig tausend Oxhöft weghalten, und daß diese Schiffahrt im J. 1733 drey hundert von ihren Schiffen und drey tausend Matrosen beschäftigte.

Dieser Verkehr, der die Kolonien auf dem festen Lande in Ansehung ihrer Bedürfnisse von den englischen Eilanden unabhängig machte, erregte die Klagen der Insulaner. Sie verlangten vom Parlement das Verboth eines Handels, der, wie sie sagten, dem Wohl des Hauptlandes und ihrem eignen Flor so entgegen, als dem Zuwachs der französischen Besitzungen günstig wäre. Die Kolonisten aus Norden hingegen antworteten, daß, wenn dieß Thor ihres Handels verschlossen würde, so könnten sie weder in der Reutung neuen Landes weiter fortfahren; noch den Handel mit Pelzwerk treiben; noch ihre Fischereyen fortsetzen; noch Nationalmanufakturen verzehren; noch die Schätze, das Ansehn, die Seemacht des Hauptlandes vermehren helfen.

Dieser große Prozeß, an dem fast allen Engländern viel oder wenig gelegen war, erregte die größte Gährung, und brachte eine Menge Schriften zum

Vor-

Vorschein, worinn der Partheygeist viel Erbitterung einmischte. Aber auf die Art bekömmt die Nation Einsichten über ihren Vortheil. Als sie recht wohl unterrichtet war, so erhielt das Parlement, um die Wünsche aller Kolonisten in Amerika zu vereinigen, die auf dem festen Lande wohnenden, bey der Freyheit ihren Handel mit den Franzosen fortzusetzen; aber zum Besten der Inseln unterwarf es die fremde Melasse einer Abgabe, die der einheimischen einen stärkern Abgang versichern sollte. Die Einwohner der Inseln verlangten im J. 1764, sie sollte auf vier Pence für den Galon gesetzt werden. Die auf dem festen Lande wollten gern nur zwey Pence bezahlen. Um beyden Gnüge zu leisten, so setzte man es auf drey. Nachher hat man die Auflage bis auf einen Pence heruntergesetzt, und den muß die einheimische sowohl als die fremde Melasse bezahlen. Aber zum Glück für die englischen Eilande, hat sich der Verbrauch der Melasse und der Zuckerwasser in Nord-Amerika so sehr vermehrt, und der Verbrauch des letztern ist in England selbst und zumal in Irland dermaßen gestiegen, daß es niemals an Auswegen für diese Produkte gefehlt hat. So sind die Verbindungen der englischen Eilande mit den nördlichen Kolonien beschaffen. Die mit dem Hauptlande sind viel beträchtlicher.

Dieß liefert seinen Inseln ihre Kleider, ihre Geräthschaften, ihre Sklaven. Das macht ungefähr den zwanzigsten Theil dessen aus, was es daher bekommt. Die Ursache dieses großen Unterschiedes kommt daher, weil die mehrsten Eigenthümer der beträcht-

trächtlichsten Pflanzungen immer in England leben, und weil ihre Agenten weder viel verbrauchen, noch viel verbrauchen können. Ihre Geschäfte werden beynahe so getrieben, wie der großen Herren ihre in Europa.

Ein Handelsmann, auf den man sich verlassen kann, giebt eine Art von Haushofmeister ab, der alles nach den Inseln schickt, was zu den Pflanzungen, über die er, so zu sagen, die Aufsicht hat, nöthig ist. Er ertheilt den Verwaltern oder Aufsichtern Befehle, die zur Anleitung bey dem Landbau dienen sollen. Er empfängt alle Produkte durch die dahin geschickten Schiffe. Er bezahlt die zum Einkauf der Sklaven trassirten Wechselbriefe. Diese Art von Sachwaltung versichert ihm die Fracht, die Zinsen und die Wiederbezahlung seines Vorschusses; ohne den Gewinn an der Kommission für den Einkauf und Verkauf zu rechnen. Er steht sich besser als der Eigenthümer selbst.

Wenn diese Einrichtung gleich nicht ein ausschließendes Privilegium ist, so hat sie doch wenigstens alle Nachtheile desselben; denn sie liefert die Verwaltung aller Pflanzungen einer kleinen Anzahl von Unternehmern in die Hände, und sichert ihnen den Transport der Waaren, die darauf gezogen werden. Da nun also keine Konkurrenz für die Fracht da ist, so muß sie immer auf einerley, das heißt, auf einen sehr hohen Preis stehen.*)

Die

*) Dieß läst sich nicht begreifen. Da die Eigenthümer der Pflanzungen weder an diesen noch an jenen Kauf-

Die Art von Monopol, die einige Handelsleute auf den englischen Inseln ausüben, wird von der Hauptstadt Englands in Ansehung seiner Provinzen verüber. Zu London kommen fast allein die Produkte der Kolonien an. Zu London wohnen fast alle diejenigen, denen diese Produkte gehören. Zu London wird der Werth dieser Produkte verzehrt. Der übrige Staat hat dabey nur einen sehr indirekten Vortheil.

Aber zum wenigsten ist London doch der schönste Hafen Englands; London baut Schiffe und verfertiget Waaren; London giebt Matrosen zur Schiffahrt, und Hände zur Handlung her; London liegt in einer gemäßigten fruchtbarn und mitten im Königreich belegenen Provinz. Alles kann hinein, alles kann heraus kommen. Es ist wirklich seiner Lage nach das Herz des politischen Körpers. Es ist nicht ein ungeheurer Kopf, obgleich diese Hauptstadt auch so wohl als alle übrigen zu groß ist; es ist kein Kopf von Thon, der über einen goldnen Kolossus gebiethen will. Diese Stadt ist nicht voller stolzen Müssiggänger, die nichts thun, als ein arbeitsames Volk verhindern, und ihm zur

---

Kaufmann gebunden sind, auch keinen aus einer gewissen Anzahl zu dieser Haushofmeisterschaft zu nehmen brauchen, so findet eine so vollkommne Konkurrenz statt, als man sie wünschen kann. Wenn einer zu viel gewinnen wollte, so fänden sich andre, die die Fracht und alle Besorgung wohlfeiler übernähmen, bis diese Dinge auf ihren wahren und nothwendigen Preis herabgesetzt wären.

zur Last seyn. Es ist der Sammelplatz aller Kaufleute; es ist der Sitz der versammleten Nation. Da ist der Pallast des Fürsten weder weitläuftig noch leer. Er herrscht da durch seine Gegenwart, welche Leben einhaucht. Der Senat giebt da seine Gesetze, nach dem Wunsche des Volks, das er vorstellt. Da fürchtet er sich weder vor dem Anblick des Monarchen, noch vor den Freveltaten des Ministeriums. London ist nicht durch den Einfluß der Regierung, die allen physischen Ursachen Gewalt anthut und sie unter sich zwingt, auf seine Größe gestiegen; sondern durch den natürlichen Antrieb der Menschen und Dinge, durch eine Art von Handlungsattraktion. Das Meer, England, die ganze Welt; die sind es, die es verlangen, daß London reich und menschenvoll sey.

XXVI.

Rekapitulation der Reichthümer, die Europa aus den amerikanischen Eilanden erhält.

Die Geschichte der Kolonien in dem amerikanischen Inselnmeere kann, deucht mir, nicht besser beschlossen werden, als durch eine Rekapitulation der Reichthümer, die sie an Europa liefern, das ist der große Gegenstand der Handlung unsrer Zeiten, dadurch müssen die Antillen ewig einen Platz in den Jahrbüchern der Nationen behaupten; indem doch nun einmal die Reichthümer die Triebfedern der großen Veränderungen sind, womit der Erdboden geplagt wird. Die Kolonien von klein Asien erzeugten den Glanz und den Fall von Griechenland. Rom, das

an-

anfänglich die Völker nur darum gern bezwang, um sie zu beherrschen, hielt in seiner Größe ein, sobald es die Schätze Orients in seinen Händen hatte. Der Krieg schien einen Augenblick in Europa einzuschlummern, um die neue Welt zu erobern; und ist bloß deswegen seitdem so oft aufgewacht, um den Raub derselben zu theilen. Die Armuth, die immer der Antheil der mehrsten Menschen, und der erwählte Theil der geringen Anzahl der Weisen seyn wird, macht auf Erden kein Geräusch. Die Geschichte kann also nur von Mordthaten oder Reichthümern handeln.

Der spanischen Eilande ihre können mit einer gewissen Genauigkeit nicht geschätzt werden. Das kommt daher, weil gewöhnlich aus dem festen Lande entweder Kommissionsweise, oder durch Umtausch verschiedene Arten von Waaren dahin kommen, die sich in die Masse der Territorialreichthümer der Spanischen Antillen vermischen. Indeß glauben wir doch, die Wahrheit nicht sehr weit zu verfehlen, wenn wir die Produkte, die das Hauptland jährlich aus diesen Eilanden zieht, auf 2,640,000 Thlr.*) ansetzen.

Die Produkte der dänischen Kolonien übersteigen nicht 1,850,000 Rthlr. Siebenzig Schiffe und funfzehn hundert Matrosen werden gebraucht, um sie heraus zu schaffen. **) Diese Besitzungen erhalten an

*) Wir haben, weil es hier auf keine ganz genaue Berechnung ankommt, alles zur Bequemlichkeit des Lesers gleich auf deutsche Thaler evalvirt.

**) Siehe den Nachtrag.

an Sklaven und Matrosen für 400,000 Rthlr. Die Kosten für die Aus- und Einfuhr lassen sich auf 240,000 Rthlr. und die Abgaben und Assekuranz auf zehn Procent ansetzen. Nach Abrechnung aller Kosten müssen die dänischen Inseln ein reines Einkommen von ungefähr 9 bis 10 mal hundert tausend Rthlr. bekommen.

Holland kann von seinen Besitzungen für 6,300,000 Rthlr. an Waaren bekommen. Sie werden auf hundert und funfzig Schiffen und mit vier tausend Matrosen dahin gebracht. Die Kosten dieser Schiffahrt müssen 925,000 Rthlr. betragen; die Abgaben, die Kommission und die Assekuranz 660,000 Rthlr.; und die gelieferten Waaren und Sklaven 1,580,000 Rthlr. Bleibt also rein übrig für die Eigenthümer, 3,135,000 Rthlr.

Das Einbringen der englischen Eilande, das sechs hundert Schiffe und zwölf tausend Matrosen beschäftigt, kann auf 17,400,000 Rthlr. *) angeschlagen werden. Ohne das zu rechnen, was das Hauptland nach Jamaika schickt, um seinen verbothnen Verkehr mit dem festen Lande zu treiben, liefert es zum Gebrauch seiner Kolonien für 4,500,000 Rthlr. an Sklaven und andern Waaren. Der Profit der Agenten dieses Handels, der Schiffahrtskosten, der Abgaben und Kommissionsgebühren zusammen genommen, wird nicht viel weniger als 4,000,000 Rthlr. betragen. Nach dieser Rechnung wird man einen Ueberschuß

*) Siehe den Nachtrag.

schuß von 8,900,000 Rthlr. für die Besitzer der Pflanzungen finden.

Wir besorgen nicht, daß man uns der Uebertreibung beschuldige, wenn wir die Produkte der französischen Insel auf $26\frac{1}{2}$ Million Thlr. ansetzen. Sechshundert Schiffe und achtzehn tausend Matrosen haben die Fortschaffung derselben zu besorgen. Frankreich verkauft an diese großen Besitzungen, an Sklaven, an Produkten seines Bodens oder seines Fleißes, und an Portugiesischen Golde, für 15,850,000 Rthlr. Der Profit seiner Handelsleute muß bloß zu 10 Procent gerechnet, 1,585,000 Rthlr. betragen. Die Schifahrtskosten belaufen sich gewiß auf 4,000,000 Thlr.; und die Abgaben nebst der Assekuranz und der Kommission können nicht weniger als 1,850,000 Thlr. wegnehmen. Also wird das ganze reine Einkommen der Eigenthümer nur 3,215,000 Rthlr. betragen. Dieser Ueberrest, der, wenn er mit dem in den übrigen Inseln zusammen gehalten wird, so geringe scheint, müßte bey dem Kontrast auffallen, wenn man nicht bemerkte, daß in den andern Kolonien vier Fünftheile der Eigenthümer nicht allda wohnen, anstatt daß immer neun Zehntheile ihrer Ländereybesitzer in den französischen Pflanzörtern leben.

Aus dieser Berechnung erhellt, daß die Produkte des großen amerikanischen Inselnmeeres, nach Europa geliefert, 54,690,000 Rthlr. werth sind. Das ist kein Geschenk, das die neue Welt der alten macht. Die Nationen, die dieses wichtige Einbringen der Arbeit ihrer Unterthanen in der andern Halbkugel erhalten, liefern dagegen, aber mit augenschein-

lichen Vortheile, alles, was ihr Boden oder ihre Werkstätte kostbares hervorbringen. Einige verzehren selbst und gänzlich das, was sie von ihren Inseln bekommen; die andern, und zumal Frankreich, machen ihren Ueberfluß zur Grundlage eines blühenden Handels mit ihren Nachbarn. Also gewinnt jede Nation, welche Länder in Amerika besitzt, wenn sie in der That emsig ist, noch mehr durch die größre Menschenzahl, die sie dadurch in ihrem Innersten bekommt, als durch die Zahl ihrer Unterthanen, die sie ohne Kosten in der Ferne unterhält. Um eine Kolonie in Amerika zu ernähren, muß man für sie eine Provinz in Europa anbauen, und dieser Zuwachs von Landbau vermehrt der Nation ihre innere Stärke, ihren wahren Reichthum. Endlich hängt heut zu Tage der Handel der ganzen Welt von dem Handel der Kolonien ab.

Die Arbeiten der in diesen lange verachteten Inseln angesesßnen Kolonisten sind die einzige Grundlage des afrikanischen Handels; erweitern die Fischereyen und das Urbarmachen neuer Ländereyen im nördlichen Amerika; verschaffen den Manufakturen Asiens vortheilhafte Auswege; erhöhen die Thätigkeit von ganz Europa, vielleicht ums doppelte und dreyfache. Sie können als die Hauptursache der schnellen Bewegung, die unsern Erdball in Unruhe setzt, angesehn werden. Diese Gährung muß sich so vermehren, wie sich der Anbau der Inseln, der noch nicht die Hälfte seines Ziels erreicht hat, der Vollkommenheit nähern wird.

Nichts wäre fähiger diese glückliche Periode zu beschleunigen, als die Aufopferung des ausschließenden

den Handels, den sich alle Nationen, eine jede in den von ihr angelegten Kolonien vorbehalten haben. Die unbegränzte Freyheit nach den Inseln zu segeln, würde zu den größten Bemühungen antreiben, und die Gemüther durch eine allgemeine Konkurrenz anfeuren. Die Menschen, die es wagen, die Liebe zum Menschengeschlecht anzubethen, und ihre Einsichten aus diesem heiligen Feuer zu schöpfen, haben immer Wünsche gethan, um zu erleben, daß die Scheidewände einstürzten, die einen geraden Verkehr mit allen Häfen in Europa versperren. Die Regierungen, die, weil sie fast alle in ihrem Ursprunge verdorben sind, nicht nach den Grundsätzen jener allgemeinen Wohlthätigkeit verfahren können, haben geglaubt, daß Staaten, die mehrentheils auf das Privatinteresse einer Nation oder eines einzigen Menschen gegründet sind, allen Verkehr ihrer Kolonien auf ihr Hauptland einschränken müßten. Diese Verbothe, sagen sie, versichern jeder Nation den Verkauf ihrer Landesprodukte, Mittel, um sich die fremden Waaren, die sie braucht, zu verschaffen, und eine vortheilhafte Balanz mit allen andern handelnden Nationen.

Dieß System, nachdem man es längst für das beste gehalten, ist lebhaft angegriffen worden, als die Handlungstheorie die Fesseln der Vorurtheile abgeschüttelt hat. Keine Nation, hat man eingewandt, besitzt in ihrem Vermögen das Nöthige, um allen Bedürfnissen, welche die Natur und die Einbildung ihren Kolonien schaffen, Gnüge zu leisten. Alle mit einander sind sie gezwungen, was sie zu Ergänzung der Ladungen brauchen, die sie nach ihren Besitzun-

gen in der neuen Welt schicken wollen, von den Fremden zu nehmen. Diese Nothwendigkeit setzt alle Völker in einen wenigstens indirekten Handlungsverkehr mit diesen entfernten Besitzungen. Wäre es nicht vernünftig den krumlaufenden Weg der Umtauschungen zu vermeiden, und jede Sache durch den geradesten Weg nach ihrer Bestimmung gelangen zu lassen? Weniger Kosten zu bestreiten, ein beträchtlicherer Verbrauch, ein größrer Landbau, eine Vermehrung der Einkünfte für den Fiskus; tausend Vortheile würden die europäischen Staaten für das ausschließende Recht, das sie sich alle zu ihrem Nachtheile zueignen, schadlos halten.

Diese Grundsätze sind wahr, unumstößlich nützlich; allein sie werden nicht befolgt werden, und zwar aus folgender Ursache. Es bereitet sich eine große Veränderung in dem europäischen Handel, und sie ist schon zu weit gediehen, um nicht vollends zu Stande zu kommen. Alle Regierungen arbeiten daran, den fremden Fleiß entbehren zu können. Den mehrsten ist es gelungen; die andern werden sich auch bald von der Abhängigkeit befreyen. Schon müssen Engländer und Franzosen, welches die großen Manufakturisten von Europa sind, erleben, daß man von allen Seiten ihre Meisterstücke nicht haben will. Sollen diese beyden Völker, die zu gleicher Zeit die größten Anbauer der Inseln sind, die Häfen derselben denjenigen öfnen, von denen sie, so zu sagen, gezwungen werden, ihren Laden zu schließen? Je mehr sie in den fremden Märkten kaufen werden, je weniger werden sie die Mitwerbung in dem einzigen Auswege lei-

leiden wollen, den sie dann haben. Sie werden vielmehr daran arbeiten ihn zu erweitern, um ihren Verkauf zu vermehren, und mehr Produkte daher zu bekommen. Mit diesen Rückfrachten werden sie ihren Vortheil in der Handlungsbalanz behaupten, ohne zu befürchten, daß der Ueberfluß dieser Waaren sie auf einen Spottpreis herabsetze. Der Fortgang der Arbeitsamkeit in unserm Welttheile kann nicht anders als die Menschenzahl, den Wohlstand daselbst vermehren, und mit diesen auch die Konsumtion und den Werth der Produkte, die aus den Antillen kommen.

XXVII.

Welches das Schicksal der amerikanischen Inseln einst werden wird.

Aber was wird aus diesem Theile der neuen Welt werden? Sollten wohl die Besitzungen, die ihn anjetzt so blühend machen, in den Händen der Nationen bleiben, die sie angelegt haben? Oder andre Herren bekommen? Wenn sich eine Veränderung damit zuträgt, welchem Volke wird sie zum Vortheil gereichen, und durch was für Mittel wird das geschehn? Ein großes Feld für Muthmaßungen; aber wir müssen sie durch einige Betrachtungen einleiten.

Die Inseln sind in Ansehung aller ihrer Bedürfnisse gänzlich von der alten Welt abhängig. Diejenigen, die nur die Kleidungsstücke oder die Mittel zum Landbau betreffen, können einigen Aufschub vertragen. Aber die geringste Verzögerung bey der Versorgung mit Lebensmitteln, erregt eine allgemeine

Verzweiflung, eine Art von Angst, die da macht, daß man die Annäherung des Feindes mehr wünscht, als fürchtet. Auch ist es eine Art von Sprichwort in den Kolonien, daß sie niemals ermangeln werden, vor einem Geschwader zu kapituliren, das statt Pulverfässer Mehlfässer an seine Raaen hängen wird. Wollte man diese Ungelegenheit dadurch verhüten, daß man die Einwohner zwänge, Land zu ihrem Unterhalte zu bauen, so hieße das den Zweck der Besitzung von Grund aus zerstöhren, ohne wirklichen Nutzen. Das Hauptland beraubte sich eines großen Theils der reichen Produkte, die es von seinen Kolonien empfängt, und setzte sie nicht vor feindlichen Einfällen sicher.

Umsonst wollte man hoffen, eine Landung mit Negern abzutreiben, welche in einem Klima gebohren, wo Weichlichkeit allen Keim des Muths erstickt, noch durch die Knechtschaft erniedrigt sind, und sich unmöglich um die Wahl ihrer Tyrannen bekümmern können. Was die Weißen betrifft, die in weitläuftigen Pflanzungen verstreut sind, kann ihre geringe Anzahl wohl etwas ausrichten? Und wenn sie auch einen Einfall verhindern können, hätten sie wohl Lust es zu thun?

Alle Kolonisten haben zum Grundsatz, daß man ihre Inseln wie jene großen Städte Europas ansehn müsse, die dem ersten besten Besitzer offen stehn, und ohne Angriff, ohne Belagerung, ja fast ohne zu merken, daß es Krieg ist, ihren Herrn verändern. Der Stärkste ist ihr Herr. Es lebe der Sieger, sagen ihre Bewohner, nach dem Beyspiel der Italiäner, indem sie in einem Feldzuge von einem Joch unters andere hin

und

und her gehn. Es mag zur Friedenszeit die Stadt unter ihre alten Gesetze treten, oder ihren neuen Eroberern bleiben, so hat sie von ihrem Flore nichts verloren; indeß die Plätze, die mit Wellen umgeben und schwer einzunehmen sind, immer verheert und in einen Haufen Schutt verwandelt werden. Auch giebt es vielleicht nicht einen einzigen Einwohner in dem ganzen amerikanschen Archipelagus, der die Kühnheit, sein Vermögen für sein Vaterland in die Schanze zu schlagen, nicht als ein verderbliches Vorurtheil ansähe. Was geht es diesem habsüchtigen Rechner an, wessen Volks Gesetzen er folgt, wenn nur seine Frucht auf dem Halme stehen bleibt. Um sich zu bereichern hat er über das Meer gesetzt. Wenn er seine Schätze behält, so hat er seinen Zweck erfüllt. Sollte wohl das Hauptland, das ihn oft verläßt, nachdem es ihn tyrannisirt hat, das ihn vielleicht beym Frieden abtreten oder verkaufen wird, ein Opfer seines Lebens verdienen? Ohne Zweifel ist es schön für sein Vaterland zu sterben. Aber ein Staat, wo der Flor der Nation der Regierungsform aufgeopfert ist; wo die Kunst, die Menschen zu betrügen, die Kunst ist, Unterthanen zu bilden; wo man Sklaven haben will und keine Bürger; wo man Krieg und Frieden macht, ohne weder die Meynung noch das Verlangen des Publikums zu befragen; wo die schlechten Absichten immer in den Intrigen der schändlichen Wollust, in den Kunstgriffen des Monopols eine Stütze finden; wo die guten Projekte nur durch Mittel und mit Einschränkungen, die sie vereiteln, befolgt werden; ist das das Vaterland, dem man sein Blut schuldig ist?

Die zur Vertheidigung der Kolonien aufgeführten Festungswerke werden sie eben so wenig schützen als die Arme der Kolonisten. Wären sie auch besser angelegt, besetzt und versehn, als sie es je gewesen sind; so wird man sich immer ergeben müssen, wenn man nicht Beystand erhält. Wenn der Widerstand der Belagerten über sechs Monathe dauerte, so würde er doch den Angreifenden nicht abschrecken, denn der kann sich Erfrischungen zu Wasser und zu Lande verschaffen, und wird also die Bösartigkeit der Himmelsluft besser aushalten, als eine Besatzung einer langen Belagerung widerstehn kann.

Es ist kein ander Mittel die Inseln zu erhalten, als ein furchtbares Seewesen. Auf den Schiffwerften und in den Häfen Europas müssen die Wälle und die Bollwerke der amerikanischen Kolonien aufgeführt werden. So lange das Hauptland sie, so zu sagen, unter den Fittigen seiner Schiffe hält; so lange es mit seinen zahlreichen Flotten den großen Raum, den es von diesen Inseln, den Töchtern seines Fleißes und seiner Macht trennt, erfüllt; wird seine mütterliche Sorgfalt für ihren Flor, ihm für ihre Ergebenheit einstehn. Also werden die Völker, welche Länder in der neuen Welt besitzen, von nun an ihre Blicke auf die Seemacht richten. Die europäische Staatskunst will übermacht richten. Die europäische Staatskunst will überhaupt die Gränzen eines Staats durch Festungen behaupten. Aber die Seemächte müßten vielleicht Zitadellen im Innern und Schiffe an ihren Ufern haben. Eine handelnde Insel braucht nicht einmal eine Festung. Ihr Wall ist die See, aus der ihre Sicherheit, ihr Ueberfluß, ihr Reichthum entspringt.

Die

Die Winde stehn ihr zu Befehl, und alle Elemente arbeiten an ihrem Ruhm.

In dieser Rücksicht kann England alles wagen, sich alles versprechen. Es ist gegenwärtig die einzige Macht, die ein Vertrauen auf ihre amerikanischen Besitzungen setzen, und die Kolonien ihrer Feinde angreifen könne. Vielleicht wird es bald dieserhalb den Rath anhören, den ihm sein Muth giebt. Der Stolz über sein Glück; die von seinem Flore unzertrennliche Unruhe; die Last der Eroberungen, die die Strafe für den Sieg zu seyn scheint: alles reist es wieder zum Kriege. Das englische Volk wird von der Last seiner Unternehmungen und seiner Nationalschulden erdrückt; seine Manufakturen bedroht ein gänzlicher Verfall; alle Tage entwischt seinen Händen irgend ein Handlungszweig; es kann die Gährung seiner nördlichen Kolonien nur dadurch stillen, wenn es ihren Produkten neue Auswege eröfnet. Die Gedanken, die es von seiner Tapferkeit gefaßt hat, und das Schrecken, das seine Waffen eingeflößt haben, würden sich in einem langen Frieden schwächen; seine Geschwader vergiengen in der Unthätigkeit, und seine Admirâle verlören die Frucht einer glücklichen Erfahrung. Alle diese Betrachtungen sind für eine Nation, die den Krieg angefangen, ehe sie ihn erklärt hat, und Beherrscherinn in der neuen Welt durch das Recht werden will, das den Despoten zum Oberhaupte seines Volks macht, sattsam gerechte Ursachen dazu. Der erste Funke wird in Amerika losbrechen, und der Sturm gleich über die französischen Inseln herfallen; weil

weil das übrige, Havana ausgenommen, von selbst dem Joche entgegen eilen wird.

Also müssen sich die Franzosen zuerst zur Vertheidigung der neuen Welt zubereiten, daß sie allein im Stande sind sie zu vertheidigen, wenn sie vertheidigt werden kann, indem die Holländer nichts mehr sind, und Spanien alle Kräfte, die es von der Natur erhielt, hat einschläfern lassen, und das Mark seines Vermögens andern Nationen in die Hände geliefert hat. Ja Frankreich kann in diesem Augenblick allein eine furchtbare Seemacht errichten. Weltweise aus allen Ländern! Freunde der Menschen! verzeiht es einem französischen Schriftsteller, wenn er jetzt sein Vaterland ermuntert, sich mit Schiffen zu rüsten. Zur Ruhe der Welt thut er diesen Wunsch, indem er gern auf dem Reiche der Meere eben das Gleichgewicht eingeführt sähe, welches die Sicherheit des festen Landes heut zu Tage erhält.

Frankreich, fast im Mittelpunkte Europas zwischen dem Mittelländischen und Weltmeere liegend, vereinigt durch seine Lage und Größe, mit den Mitteln einer Landmacht, die Vortheile einer Seemacht. Es kann alle seine Produkte von einem Meere zum andern schaffen, ohne unter dem drohenden Geschütz von Gibraltar, oder der trotzenden Flagge der Barbarisken wegzusegeln. Ein Kanal, der dem Paktolus vorzuziehn ist, ergießt die Reichthümer der schönsten Provinzen in beyde Meere, und die Schätze beyder Meere in die schönsten Provinzen. Kein Schiffahrt treibendes Volk besitzt eine so geschwinde und leichte Kommunikation, unter seinen Ländern vermittelst seiner Häfen

sen, und unter seinen Häfen vermittelst seiner Länder. Es liegt den Spaniern und Portugiesen, die sich ihren Unterhalt nicht verschaffen können, den Türken und Afrikanern, die bloß einen passiv Handel treiben, nahe genug. Sein sanftes Klima schafft ihm die doppelte Bequemlichkeit, den unschätzbaren und fast seines gleichen nicht habenden Vortheil, seine Schiffe in allen Jahrszeiten zu spediren und zu empfangen. Der Tiefe seiner Rheden dankt es den Vorzug, daß es seinen Schiffen die zur Geschwindigkeit und Sicherheit vortheilhafteste Gestalt geben kann.

Mangelt es ihm an Gegenständen und Materialien zur Ausfuhr? Die neue Welt und das nördliche Europa streitet, oder theilt sich doch wenigstens in seine Weine und Brandteweine. Wie viel Völker sprechen es um sein Salz, sein Oel, seine Seife, ja sogar um sein Obst und sein Korn an! Man verlangt in die Wette nach den Produkten seiner Kolonien. Aber es hat doch noch mehr durch seine Manufakturen, seine Zeuge, seine Moden, den Geschmack der Nationen besiegt. Umsonst haben sie der Leidenschaft, die die Manieren der Franzosen für ihre Ueppigkeit erregen, Schranken setzen wollen; Europa ist geblendet, und läßt sich nicht heilen. Der Unsinn hat sogar England angesteckt, allwo die Gesetzgeber selbst, indem sie Gesetze machen, um ihn zu steuren, nicht aufhören sich ihm zu überlassen. Umsonst hat man, um sich von dem Zinse zu befreyen, den einem diese fremden Waaren auferlegen, versucht, sie nachzuahmen. Die Fruchtbarkeit der Empfindungskraft wird immer der Geschwindigkeit der Nachahmungssucht zuvor-

vorkommen; und die Leichtsinnigkeit des Geschmacks einer Nation, die alles in ihren Händen wieder neu, alles bey ihren Nachbarn alt macht, wird immer den Neid und die Habsucht derjenigen vereiteln, die sie durch Nachahmen übervortheilen wollen. Wie stark müßte nicht die Schiffahrt eines Volks seyn, das im Besitze steht, vielen andern Nationen das zu liefern, was ihrer Eitelkeit, Ueppigkeit und Wollust zur Nahrung dient?

Kein aus der Natur der Dinge entspringendes Hinderniß könnte diese Thätigkeit hemmen. Frankreich, groß genug, um nicht in seinem Gange durch die Mächte gehindert zu werden, die es umgeben; glücklich genug begränzt, um an seiner eignen Größe keine unerträgliche Last zu haben; hat alle Mittel, sich die Macht zur See zu verschaffen, die seinen Flor aufs höchste treiben kann. Eine zahlreiche und alles zu unternehmen fähige Bevölkerung erwartet nur eine Aufmunterung zum Seewesen. Selbst der Vorwurf, den man dieser Nation macht, auf jedem Schiffe mehr Matrosen zu haben als alle andre, beweiset, daß in Frankreich nicht die Menschen der Kunst, sondern vielmehr die Kunst den Menschen fehlt. Welch Volk hat indessen von der Natur mehr diejenige Lebhaftigkeit des Genies empfangen, die den Bau der Schiffe zur Vollkommenheit bringen kann; mehr jene Behendigkeit des Körpers, die durch das Ungekünstelte und die Geschwindigkeit der Mittel an der zur Regierung der Schiffe nöthigen Zeit und Kosten sparen kann?

In der Kauffartheyschiffahrt lernt eine Macht zur See furchtbar werden. Die Matrosen sind von Natur Soldaten. Sie bieten alle Tage den Gefahren des Todes Trotz; sie sind in ihrem Handwerke gegen die Strapazen der Arbeit, gegen Wind und Wetter abgehärtet. Nur durch auf dem Meere ausgehaltne Lehrjahre kann man ein Kriegsseewesen bilden. Das Kauffartheyseewesen ist die Schule, und der Handel gleichsam die Manufaktur und Stütze desselben. Umsonst würde die königliche Schatzkammer eines Hofs, die niemals die See oder ein Schiff gesehn hat, Flotten rüsten. Der Ocean stößt jene weibische und kriechende Wesen von sich, die vor andern Menschen den Kopf beugen und den Körper neigen. Solche Kommodoren brauchen nur den Wind, um zu fliehen. Wenn sie doch in der Hauptstadt blieben, und das Kommando der Kriegsschiffe solchen Seefahrern überließen, die ihre eigne Schiffe geführt haben! Doch nein! Hat der Adel Lust zur See Anführer zu werden, so ergreife er den Handel, und besteige selbst seine eignen Kauffartheyschiffe, ehe er um Stellen in dem königlichen Seewesen nachsucht.

Die neuern Staaten können sich bloß durch die Seemacht erweitern. Seitdem eine den Alten unbekannte Ueppigkeit Europa mit einer Menge von neuen Lüsten gleichsam vergiftet hat, werden diejenigen Nationen, die diese Bedürfnisse allen andern liefern können, die ansehnlichsten; denn indem sie ihre Macht in den Gefahren der Schiffahrt, und den Arbeiten des Handels üben, fesseln sie ihre Nachbarn in der Unthätigkeit und Weichlichkeit; erhalten Völ-

ker

ker durch dasselbe Geld, das sie ihnen durch die Ueppigkeit abgenommen haben, in der Abhängigkeit von ihrem Arbeitstriebe; indem sie dieselben zum Kriege erkaufen. Seit dieser Veränderung, die das Land dem Meere, so zu sagen, unterworfen hat, sind die großen Staatsstreiche auf dem Ocean geschehn. Richelieu hatte sie in einer nahen Zukunft nicht erblickt, als er den Einwohnern von Rochelle fast den Weg zum Meere verschloß, um den Engländern den Weg nach Rochelle zu versperren. Schiffe wären besser gewesen als ein Damm: aber das Seewesen hätte bey seinem Entwurfe, Frankreich unters Joch zu zwingen, um in Europa zu herrschen, nichts zu thun. Der Monarch, dessen Größe er vorbereitet hatte, erblickte sie selbst nur, in der Kunst zu erobern. Nachdem er durch seine Unternehmungen den ganzen Welttheil, Europa, aufgebracht hatte, mußte er, um diesem Bunde zu widerstehen, unzählige Heere besolden. Bald ward sein ganzes Königreich, so zu sagen, nur ein Lager; seine Gränzen nur eine Hecke von Festungen. Unter dieser glänzenden Regierung waren die Triebfedern des Staats immer zu sehr gespannt; die durch ihre eigne Kraft geplagte Regierung half sich aus einer Krise, nur um in die andre zu treten. Man fühlte das Bedürfniß eines beständigen Seewesens nicht eher, als bis die Erschöpfung der Finanzen, die Bemühungen, um eins zu schaffen, fast unnütz gemacht hatte.

Seit dem Ende eines Jahrhunderts, wo die Nation ihre Unfälle wenigstens durch das Andenken ihres Glücks ertrug; durch einen vierzig jährigen Ruhm Europa noch Ehrfurcht einflößte; eine Regie-

gierung, von der sie Ehre gehabt hatte, noch liebte, und Feinden, die sie gedemüthigt hatte, trotzte, hat Frankreich von seinem Flore abgenommen, ohngeachtet des Zuwachses, den sein Gebieth noch erlangt hat. Ein zwanzigjähriger Frieden hätte es nicht entnervt, wenn man die Kräfte, die zu lange an den Krieg waren verschwendet worden, auf die Schiffahrt verwendet hätte. Aber sein Seewesen hat nicht den geringsten Bestand gewonnen. Der Geiz des einen Ministers, die Verschwendungen des andern, die Trägheit verschiedner, falsche Absichten, geringfügige Zwecke; die Intrigen des Hofs, wodurch die Regierung geleitet wird; eine Kette von Mängeln und Fehltritten, eine Menge von unbekannten und verächtlichen Ursachen, haben die Nation verhindert, das zur See zu werden, was sie auf dem festen Lande gewesen, sich wenigstens auf den Punkt des Gleichgewichts, wo nicht des Uebergewichts, zu erheben. Das Uebel ist unheilbar, wenn die Unglücksfälle, die sie jüngst im Kriege erfahren, wenn die Demüthigungen, die sie beym Frieden hat hinterschlucken müssen, dem Rathe, der sie regiert, nicht den Geist der Weisheit wieder gegeben, und alle Projekte, alle Bemühungen auf das System einer furchtbaren Seemacht eingeleitet hat.

Europa erwartet diese Veränderung mit Ungeduld. Es wird seine Freyheit nicht eher für gesichert halten, bis es auf dem Ozean eine Flagge segeln sieht, die sich nicht vor der Brittischen fürchtet. Frankreichs Flagge ist in diesem Augenblick die einzige, die ihr

mit der Zeit die Waage halten könnte. Der Wunsch der Nationen erklärt sich heut zu Tage für den Flor derjenigen, die sie gegen den Anspruch eines einzigen Volks auf die Universalmonarchie zur See wird vertheidigen können. Das System des Gleichgewichts will, daß Frankreich seine Seemacht vermehre; um so mehr, da es das nicht anders kann, als indem es seine Landmacht vermindert. Alsdenn wird sein auf beyden Elementen getheilter Einfluß auf keinem mehr furchtbar seyn. Die Nation selbst verlangt, um auf diesen Zustand der Größe Anspruch machen zu können, nur die Erlaubniß darauf los zu arbeiten. Aber wenn die höchste Gewalt den Wohlstand und die Fähigkeiten des Nationalfleißes immer mehr und mehr durch Zwang, Fesseln, Auflagen einschränkt: wenn sie ihm seine Kraft benimmt, indem sie ihn übertreiben will: wenn sie, alles an sich ziehend, selbst von ihren niedern Bedienten abhängig wird: wenn man, um nach Amerika oder Indien zu segeln, erstlich durch die krummen Umschweife des Hofs oder der Hauptstadt durch muß: wenn irgend ein schon großer und mächtiger Minister seinen Namen nicht dadurch unsterblich machen will, daß er die Kolonien von dem Joche einer militärischen Verwaltung befreyt; die Wirkung der Zölle auf den Handel erleichtert; den Lehrlingen aus dem Kauffartheyseewesen den Eintritt zu den Ehrenstellen sowohl als zum Dienst des königlichen Seewesens eröfnet: wenn sich nicht alles ändert, so ist alles verloren.

Frankreich hat unersetzliche Fehler begangen, bittre Opfer gethan. Was es an Reichthümern in den Inseln Amerikas behalten hat, entschädigt es vielleicht nicht für das, was es an Kräften in dem festen Lande dieses Welttheils verloren hat. In dem nördlichen Theile der neuen Welt gährt eine Veränderung. Das ist der Schauplatz unsrer Kriege. Last uns das Geheimniß unsres künftigen Schicksals dort im voraus aufsuchen.

Ende des vierzehnten Buchs.

Nachtrag

über den gegenwärtigen Zustand der englischen Kolonien auf den amerikanischen Inseln.

Die Nachrichten, womit wir dasjenige, was der Verfasser von dem Zustande der englischen Inseln in Amerika sagt, ergänzen und berichtigen können, sind aus Campbell's Survey of Great-Britain 2 Vol. gr. 4to genommen: einem Buche, das in England für sehr zuverläßig gehalten wird. Wir wollten wünschen, daß wir hier die Wißbegier des Lesers eben so vergnügen könnten, als unser Verfasser in Ansehung der französischen Inseln gethan hat; wo er die Menschenzahl, die Zahl der Heerden, der Pflanzungen u. s. f. angiebt. Eine Regierung, die auf die Negern und auf tausend andere Dinge Auflagen legt, kann das wohl erfahren: nicht so aber die englische, unter deren Freyheit von der innern Haushaltung der Einwohner keine solche Nachricht eingezogen werden kann. Die Auflagen sind da viel weiser, nicht auf die Ackergeräthschaften, sondern auf den Ertrag gelegt. Also von letzterm allein kann man Listen haben; aber auch desto au-

then-

thentischere, weil die Nation ihre Einkünfte selbst und genau wissen will und muß. Was wir dem Leser hier vorlegen wollen, sind also die Listen der Exporte aus diesen Inseln: und aus diesen kann er sich, wenn er nur ein wenig in politischer Arithmetik geübt ist, leicht Begriffe von dem Zustand derselben machen; die so richtig seyn werden, als man sie zu politischen Ueberschlägen braucht.

Wir folgen in Ansehung der Inseln der Ordnung, die der Verfasser beobachtet hat, um dem Leser das nachschlagen zu erleichtern.

Barbados.

Dieses Eiland ist 25 englische Meilen lang und 15 breit. Die Menschenzahl soll den besten Nachrichten zu folge 22,000 Weiße und 70,000 Schwarze betragen. Die Verfasser des Buchs; the Present State of the British Empire sagt 20,000 Weiße und 100,000 Schwarze. Wenn man aber die Produkte dieser Insel erwägt, und mit der Menschenzahl und den Produkten aus andern Inseln zusammen hält, so sollte man denken, es seyn diese Zahlen zu groß angegeben, und des Verfassers Nachricht für wahrscheinlicher halten. Allein man muß bedenken, daß Barbados nicht bloß Ackerbau, sondern auch Handel treibt, und daß also die Produkte nicht vollkommen das Maaß der Bevölkerung auf dieser Insel, so wie auf den andern abgeben können. Sie braucht mehr als 400 Schiffe zu ihrem Handel. Ihre Exporte bestunden aus folgenden Dingen im J. 1770.

Nach Großbritannien.

		Pf. Sterl.	Schl.	P.
930	Centner Aloe: den Centner zu 3½ Pf. St. —	3,255	—	—
453	Ballen Baumwolle: den Ballen zu 12 Pf. St. —	5,436	—	—
5361	Bags Ingwer: den Bag zu 2¼ Pf. St. —	12,062	5	—
90	Häute: das Stück 7 Schilling	31	10	—
2031	Oxhoft Rum: den Oxhoft zu 10 Pf. St. —	20,310	—	—
2836	dito nach Irland —	28,360	—	—
5349	Oxhoft 2 Tiercen geläuterten Zucker: den Oxhoft zu 20 Pf. St. und die Tierce zu 15 Pf. —	107,010	—	—
5149	Oxhoft; 3522 Tiercen 544 Barrels Moskovade Zucker: den Oxhoft zu 17½: die Tierce zu 12: und den Barrel zu 4 Pf. St. —	134,547	10	—
		311,012	5	—
	Gleiche Güter nach Nord-Amerika	119,828	—	—
	Nach den andern Inseln	1,173	—	—
	Summe der Summen	432,013	5	—

Antigoa.

Diese Insel ist 21 englische Meilen lang und fast eben so breit: ihr Umfang beträgt 60 dergleichen Meilen. Die Zahl der Einwohner ist sehr ungewiß. Es kommen jährlich 300 Schiffe daselbst an. Im J. 1770 betrug ihre Ausfuhr:

Nach

Nach Großbritannien.

	Pf. Sterl.	Schl.	P.
192 Ballen und 566 Bags Baumwolle	5,046	—	—
735 Oxhöft Rum —	7,350	—	—
6492 Oxhöft dito nach Irland —	64,920	—	—
20,116 Oxhöft; 72 Tiercen Zucker; den Oxhoft zu 17½ Pf. St. und die Tierce zu 12 Pf. St. —	352,894	—	—
Summe	430,210	—	—
dergleichen Güter nach Nord-Amerika	35,551	7	—
nach andern Inseln	229	10	—
Summe der Summen	465,990	17	—

Montserrat.

Diese Insel hat 9 englische Meilen im Durchmesser, und mag etwa 40 bis 50,000 Acker halten. Die Einwohner werden von einigen auf 12 bis 1500 Weiße und 10 bis 12,000 Schwarze, von andern aber geringer angegeben. Im J. 1770 betrug ihre Ausfuhr.

Nach Großbritannien.

	Pf. Sterl.	Schl.	P.
167 Bags Baumwolle —	1,670	—	—
740 Oxhöft Rum —	7,400	—	—
133 dito nach Irland —	1,330	—	—
4338 Oxhöft: 232 Tiercen 202 Barrels Zucker — —	79,507	—	—
Summe	89,907	—	—
Nach Nord-Amerika	12,633	—	—
Summe der Summen	102,540	—	—

Nevis.

Diese Insel hat 21 englische Meilen im Umkreise. Sie enthält ungefähr 2 à 3000 Weiße und 6000 Schwarze. Zu ihrem Handel braucht sie etliche zwanzig Schiffe. Im Jahre 1770 betrug die Ausfuhr.

Nach Großbritannien.

		Pf. Sterl.	Schl.	P.
236 Bags Baumwolle	—	2,360	—	—
71 Oxhöft Rum	— —	710	—	—
2329 Oxhöft Zucker	—	40,757	10	—
Summe		43,827	10	—
Für Zitronen, viel Melassen und Rum nach Nord-Amerika	—	14,155	—	—
Summe der Summen		57,982	10	—

Unser Verfasser hat Unrecht, wenn er sagt, England erhielte nichts aus Barbuda, Anguilla und den Jungfern-Inseln. Erstere zieht zwar nur Korn und Federvieh für die andern Inseln. Allein die Produkte der andern verdienen bemerkt zu werden.

Anguilla.

Diese Insel ist 15 englische Meilen lang, und hie und da 7 breit. Im J. 1770 bestund ihre Ausfuhr.

Nach Großbritannien.

		Pf. Sterl.	Schl.	P.
242 Bags Baumwolle	—	2,420	—	—
19 Oxhöft Rum	—	190	—	—
68 Oxhöft Zucker	—	1190	—	—
Summe		3800	—	—
Nach Nord-Amerika		2057	10	—
Summe der Summen		5857	10	—

Tortola.

Tortola.

Dieß ist die einzige unter den Jungferninseln, womit England handelt. Dagegen soll sie aber sehr zunehmen. Dr. Campbell sagt, er habe von einem sehr glaubwürdigen Manne, der lange Zeit immer fort dort gehandelt hat, erfahren, daß ungefähr 1000 Weiße und 10,000 Schwarze darauf leben. Im J. 1770 war ihre Ausfuhr.

Nach Großbritannien.

		Pf. Sterl.	Schl.	P.
29 Ballen und 1590 Bags	Baumwolle	16,248	—	—
368 Häute —	—	128	16	—
2446 Oxhöft: 20 Tiercen	73 Barrel			
Zucker —	—	43,337	—	—
Aus den andern Inseln an Baumwolle, Zucker u. s. w.	—	1,982	10	—
	Summe	61,696	6	—
Nach Nord-Amerika		10,132	10	—
	Summe der Summen	71,828	16	—

St. Christoph.

Diese Insel ist 21 Meilen lang; und 6 bis 7 breit. Die Zahl der Einwohner wird im Campbell auf 10,000 Weiße und 30,000 Schwarze, in the Pref. State of the Brit. Emp. aber auf 7000 Weiße und 20,000 Schwarze angegeben. Hieraus erhellt sattsam, was beyde gestehn; sie sey ungewiß. Gewisser ist die Ausfuhr, die im J. 1770 betrug.

Nach

Nach Großbritannien.

	Pf. Sterl.	Schl.	P.
192 Ballen 566 Bags Baumwolle — —	7,964	—	—
86 Häute	30	2	—
858 Oxh. Rum: davon 97 aus andern Inseln kamen —	8,580	—	—
1179 Oxh. dito nach Irland —	11,790	—	—
17964 Oxhöft 1814 Tiercen 648 Barrels Zucker, worunter 335 Oxh. 360 Tierc. aus andern Inseln waren. — —	338,709	10	—
Summe	367,074	12	—
Nach Nord-Amerika	59,794	—	—
Nach andern Inseln 61 Oxh. Rum	518	10	—
Nach Afrika 8 Oxh. dito	68	—	—
Summe der Summen	427,455	2	—

Jamaika.

Diese Insel, die größte, wichtigste und reichste von denen, die die Engländer in Amerika besitzen, ist nach dem Campbell 170 englische Meilen lang und 60 breit. Nach den Verfassern des Present State of the British Empire soll sie nur 140 Meilen lang seyn. Man rechnet, daß sie ungefähr fünf Millionen Acker enthält. Ohngeachtet die Zahl der Einwohner ungewiß ist, so ist sie, unbezweifelt, sehr groß. Man rechnet, daß die Insel 30000 Weiße und 170000 Schwarze zu Einwohnern hat. Ihr Handel beschäftigt über 500 Schiffe. Aus folgenden Artikeln hat im J. 1770 ihre Ausfuhr bestanden.

Nach

Nach Großbritannien.

		Pf. Sterl.	Schl.	P.
2249 Ballen Baumwolle: die Balle zu 10 Pf. St.	—	22,490	—	—
1873 Centner 3 Pfund Kaffee: den Centner zu $3\frac{1}{4}$ Pf. St.	—	6,088	—	—
2753 Bags Ingwer: den Bag zu $2\frac{1}{4}$ Pf. St.	— —	6,194	—	—
2211 Häute: die Haut zu 7 Schilling	— —	773	—	—
15,796 Oxhöft Rum: den Oxh. zu 10 Pf. St.	— —	157,960	—	—
679 Oxhöft dito nach Irland	—	6,790	—	—
15,182 Stück und 8500 Fuß Mahogany-Holz.	—	50,000	—	—
2,089,734 Pfund Pimento	—	52,243	—	—
57,675 Oxhöft: 6425 Tiercen, 52 Barrels Zucker: den Oxhoft $17\frac{1}{2}$ Pf. St. die Tierce 12 Pf. St. den Barrel 3 Pf. St.		1086,620	—	—
265 Bags Sassaparille; den Bag zu 10 Pf. St.	—.	2,050	—	—
Summe		1,391,208	—	—
Nach Nord-Amerika		146,324	—	—
Nach den andern Inseln		595	—	—
Summe der Summen		1,538,127	—	—

Ver-

Bermudas-Inseln.

Ihre Ausfuhr betrug im J. 1769: 8013 Pf. St. weil aber nicht bestimmt wird, ob England gerade zu Vortheil davon zog, und die Summe eine Kleinigkeit ist, so wollen wir sie hier nicht in Anschlag bringen.

Tabago.

Diese Insel ist ungefähr 30 englische Meilen lang und acht bis neun breit. Sie ist erst seit gar zu kurzer Zeit gebauet worden, als daß ihre Ausfuhr in Anschlag gebracht werden könne. Um aber dem Leser einen Begriff zu geben, von der Schnelligkeit ihres Anwachses, wollen wir ihm folgende Nachricht aus dem Campbell darüber hersetzen. Im J. 1770 sollen 18 Oxhöft und 12 Tiercen Muskovad-Zucker nach andern Inseln von daher gebracht worden seyn, deren Werth 459 Pf. St. betrug. Im J. 1771 wurden 1313 Oxhöft Zucker von da auf 4 Schiffen fortgeschaft. Im J. 1772 hat sie aber 2361 Oxh. geliefert.

Granada.

Diese Insel ist 30 englische Meilen lang und etwa 16 an den breitesten Stellen breit. Ihre Ausfuhr betrug im J. 1770.

	Pf. Sterl.	Schl.	P.
11 Ballen 3472 Bags Baumwolle: den Ballen zu 12 Pf. St. den Bag zu 10 Pf. St. —	34,852	—	—
15927 3/8 Centner Kaffee —	49,773	1	—
327 Oxhöft 1104 Bags und Barrels Kakao, den Oxhöft zu 25 Pf. St. den Barrel zu 12 Pf. St. —	21,423	—	—
261 Häute: die Haut zu 7 Schl. —	91	7	—
1169 Oxhöft Rum —	11,690	—	—
723 Oxhöft dito nach Irland —	7,230	—	—
2692 Oxhöft: 35 Tiercen 30 Barrels geläuterten Zucker: den Oxhoft 20 Pf. St. die Tierce 15. und den Barrel 5 Pf. St. —	54,515	—	—
15,312 Oxh. 322 Tiercen, 65 Barrels Muskovade-Zucker: den Oxh. 17 1/2 Pf. St. die Tierce 12 Pf. St. den Barrel 4 Pf. St. —	272,076	—	—
Summe	451,650	8	—
An Waaren, die von den andern Inseln hingebracht und von Granada aus weiter geschaft wurden —	3,326	10	—
Nach Nord-Amerika	51,061	7	—
Nach den andern Inseln	671	10	—
Summe der Summen	506,709	15	9

Sankt Vinzent.

Diese Insel, die 24 englische Meilen lang und 12 breit ist, hat im Jahre 1770. folgende Produkte weggeschickt.

		Pf. Sterl.	Schl.	P.
284 Bags Baumwolle	—	2,840	—	—
4818¼ Centner Kaffee: zu 3¼ Pf. St.				
den Centner	— —	15,659	8	—
1000 Oxhöft und 1 Barrel Kakao		25,012	—	—
346 Oxhöft Rum	—	3,460	—	—
2866 Oxhöft Zucker	—	50,155	—	—
Summe		97,126	8	—
Nach Nord-Amerika		13,375	—	—
Summe der Summen		110,501	8	—

Dominika.

Dieses Eiland, das 30 englische Meilen in der Länge, 15 in der Breite und über 90 im Umkreise hält, schickte im J. 1770 folgende Produkte auswärts.

		Pf. Sterl.	Schl.	P.
10,380⅞ Centner Kaffee	—	33,737	15	—
285 Oxhöft Kakao	—	7,125	—	—
13 Oxhöft Rum	—	130	—	—
307 Oxhöft Zucker	—	5,372	10	—
Summe		46,365	5	—
Nach Nord-Amerika		16,496	10	—
Summe der Summen		62,861	15	—

Es ist dieses hiebey wohl zu merken, daß von allen den Dingen hier der Einkaufpreis auf der Stelle angegeben wird; und also keine Fracht, keine Kommission, keine Abgaben, wenigstens solche nicht, die in England davon bezahlt werden, in Anschlag gebracht worden ist. Nach dieser Erinnerung legen wir dem Leser folgende Tabelle des allgemeinen Einkommens der englischen Inseln, so wol

von

von dem, was sie überhaupt abwerfen, als was die englischen Staaten in Europa davon erhalten.

	Nach Europa.			Ueberhaupt		
	Pf. Sterl.	Schl.	P.	Pf. Sterl.	Schl.	P.
Barbados —	311,012	5	—	432,013	5	—
Antigoa —	430,210	—	—	465,990	17	—
Montferrat —	89,907	—	—	102,540	—	—
Nevis —	43,827	10	—	57,982	10	—
Anguilla —	3,800	—	—	5,857	10	—
Tortola und die übrigen Jungferninseln —	61,696	6	—	71,828	16	—
St. Christoph —	367,074	12	—	427,455	2	—
Jamaika —	1,391,208	—	—	1,538,127	—	—
Granada —	451,650	8	—	506,709	15	—
St. Vinzent —	97,126	8	—	110,501	8	—
Dominika —	46,365	5	—	62,861	15	—
Summe aller Summen	3,293,877	14	—	3,781,867	18	—

Hier giebt es nun freylich etwas an des Verfassers Rechnung zu berichtigen. Die bloß nach Europa geschickten Produkte machen nach des Verfassers eigner Evalvation das Pfund Sterling zu $22\frac{1}{2}$ französische Livres gerechnet über 74 Millionen, und nicht, wie er sagt, 66 Millionen Livres aus. Nach unserm Gelde wären es über $19\frac{1}{2}$ Million Thaler an Ort und Stelle bezahlt. Rechnen wir nun wie er den Transport, die Abgaben, den Profit der Kaufleute und die Kommission mit, und schlagen sie, wie er, ungefähr zu $\frac{1}{4}$ der Summe, also hier etwa zu $4\frac{1}{2}$ Million an, so wird der Werth dieses Theils der Produkte dieser Inseln für England etwa 24 Millionen Thaler ausmachen.

Will man aber wie der Verfasser die ganze Summe des Einkommens der Inseln finden, so muß man die Produkte, die sie nach Nord-Amerika schicken, mitrechnen, und da wird die Summe viel ansehnlicher. Sie beträgt alsdenn bloß nach dem Preise an Ort und Stelle $22\frac{1}{2}$ Million Thlr. oder mehr als 85 Million Livres. Welches, wenn man alle Transport- und Handlungskosten dazu rechnet, gewiß mehr als die 100 Millionen Livres oder $26\frac{1}{2}$ Million Rthlr. wozu der Verfasser das Einkommen der französischen Eilande anschlägt, ausmacht; welches letztere indeß sich doch nicht gar weit von der Wahrheit entfernen kann.

So viel zur Berichtigung der Nachrichten unsers Verfassers über die englischen Inseln. In Ansehung der Dänischen zeigen uns die neuesten Berichte, daß er ihr Einkommen zu hoch berechnet hat; oder es muß sich etwa in letztern Zeiten durch gewisse Ursachen eine Verminderung bey diesem Handel ergeben haben. Es sind im J. 1775 folgende Produkte aus Westindien nach Dännemark auf 45 und nicht, wie unser Verfasser sagt, auf 70 Schiffen gebracht worden: nämlich 45 Ballen Baumwolle; 18,416 Fässer Zucker; 1,315 Fässer Rum; 2,135 Fässer und Säcke Kaffeebohnen: 24,970 Rollen Toback; 192 Fässer Reiß. Welche Produkte schwerlich mehr als $1\frac{1}{2}$ Million Thaler ausmachen dürften.

Ende des fünften Theils.

Will man aber wie der Verfasser die ganze Summe des Einkommens der Inseln finden, so muß man die Produkte, die sie nach Nord-Amerika schicken, mitrechnen, und da wird die Summe viel ansehnlicher. Sie beträgt alsdenn bloß nach dem Preise an Ort und Stelle $22\frac{1}{2}$ Million Thlr. oder mehr als 85 Million Livres. Welches, wenn man alle Transport- und Handlungskosten dazu rechnet, gewiß mehr als die 100 Millionen Livres oder $26\frac{1}{2}$ Million Rthlr. wozu der Verfasser das Einkommen der französischen Eilande anschlägt, ausmacht; welches letztere indeß sich doch nicht gar weit von der Wahrheit entfernen kann.

So viel zur Berichtigung der Nachrichten unsers Verfassers über die englischen Inseln. In Ansehung der Dänischen zeigen uns die neuesten Berichte, daß er ihr Einkommen zu hoch berechnet hat; oder es muß sich etwa in letztern Zeiten durch gewisse Ursachen eine Verminderung bey diesem Handel ergeben haben. Es sind im J. 1775 folgende Produkte aus Westindien nach Dännemark auf 45 und nicht, wie unser Verfasser sagt, auf 70 Schiffen gebracht worden: nämlich 45 Ballen Baumwolle; 18,416 Fässer Zucker; 1,315 Fässer Rum; 2,135 Fässer und Säcke Kaffeebohnen: 24,970 Rollen Toback; 192 Fässer Reiß. Welche Produkte schwerlich mehr als $1\frac{1}{2}$ Million Thaler ausmachen dürften.

Ende des fünften Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Raynal, Guillaume Thomas François, 1713-1796

Philosophische und Politische Geschichte der Besitzungen und des Handels der Europäer in beiden Indien

Bd.: 5. Enth. die Geschichte der Besitzungen und des Handels der Franzosen und Engländer nach den amerika

Hannover 1776

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.4135(5/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11098720-4
VD18 80353282-001